

Dieses Werk wurde Ihnen durch die Universitätsbibliothek Rostock zum Download bereitgestellt.

Für Fragen und Hinweise wenden Sie sich bitte an: digibib.ub@uni-rostock.de.

Das PDF wurde erstellt am: 12.04.2025, 02:52 Uhr.

Meklenburgisches Volksbuch : für das Jahr ..

1846

Hamburg: [Hamburg]: Hoffmann und Campe: H.G. Voigt's Buchdruckerei, 1846

<https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1890735434>

Band (Zeitschrift)

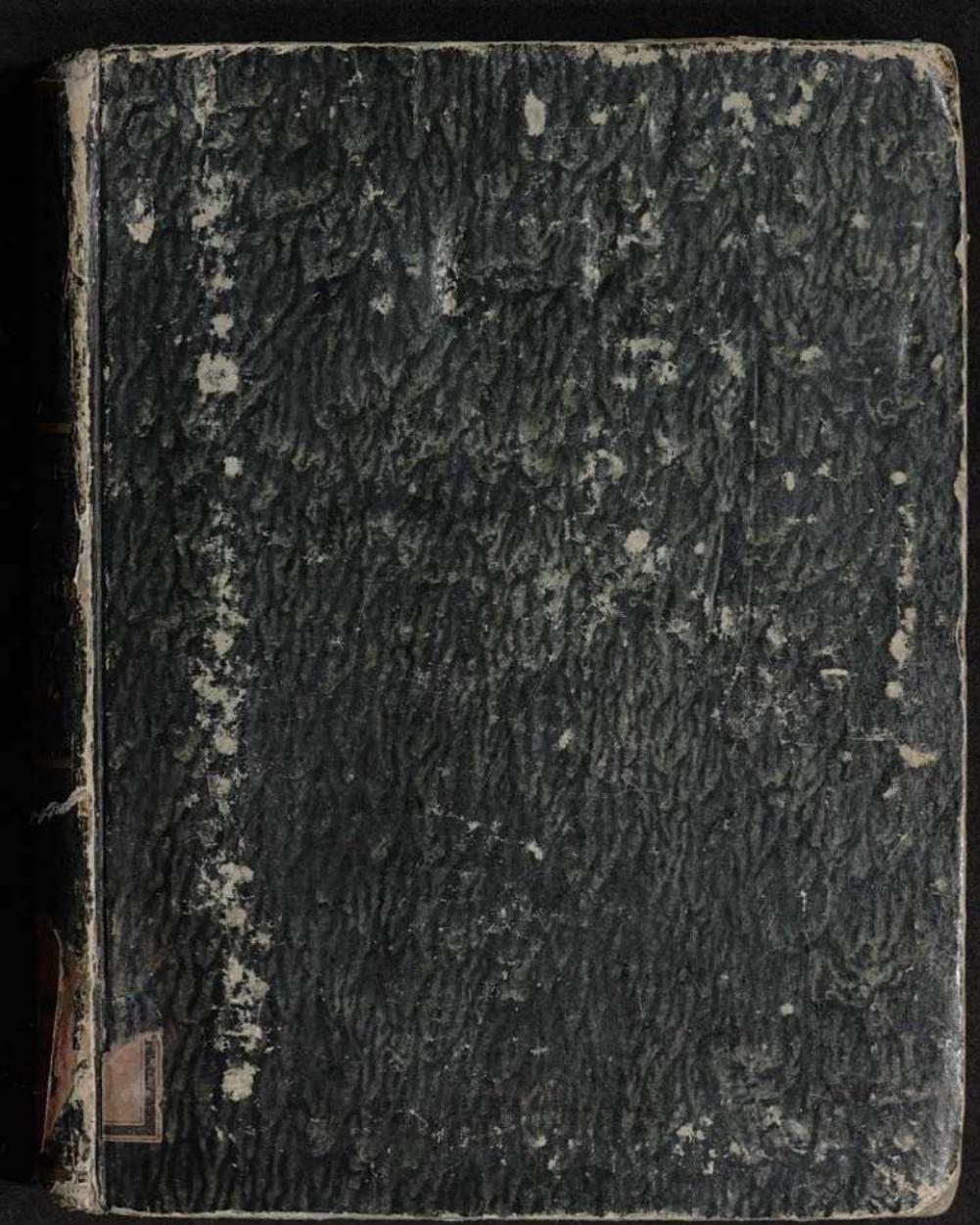
Freier



Zugang

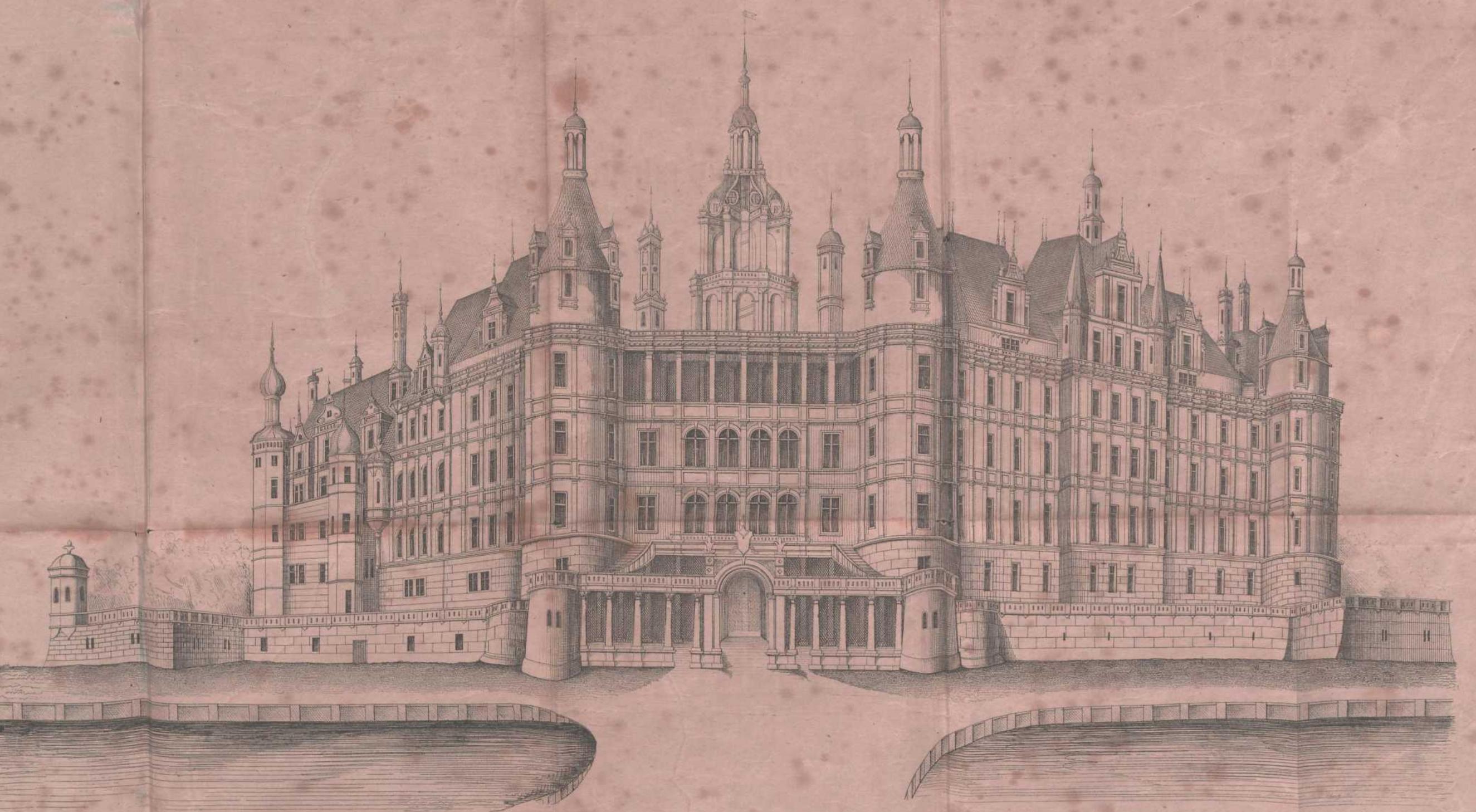


OCR-Volltext



Spiritu zwei Tafeln.

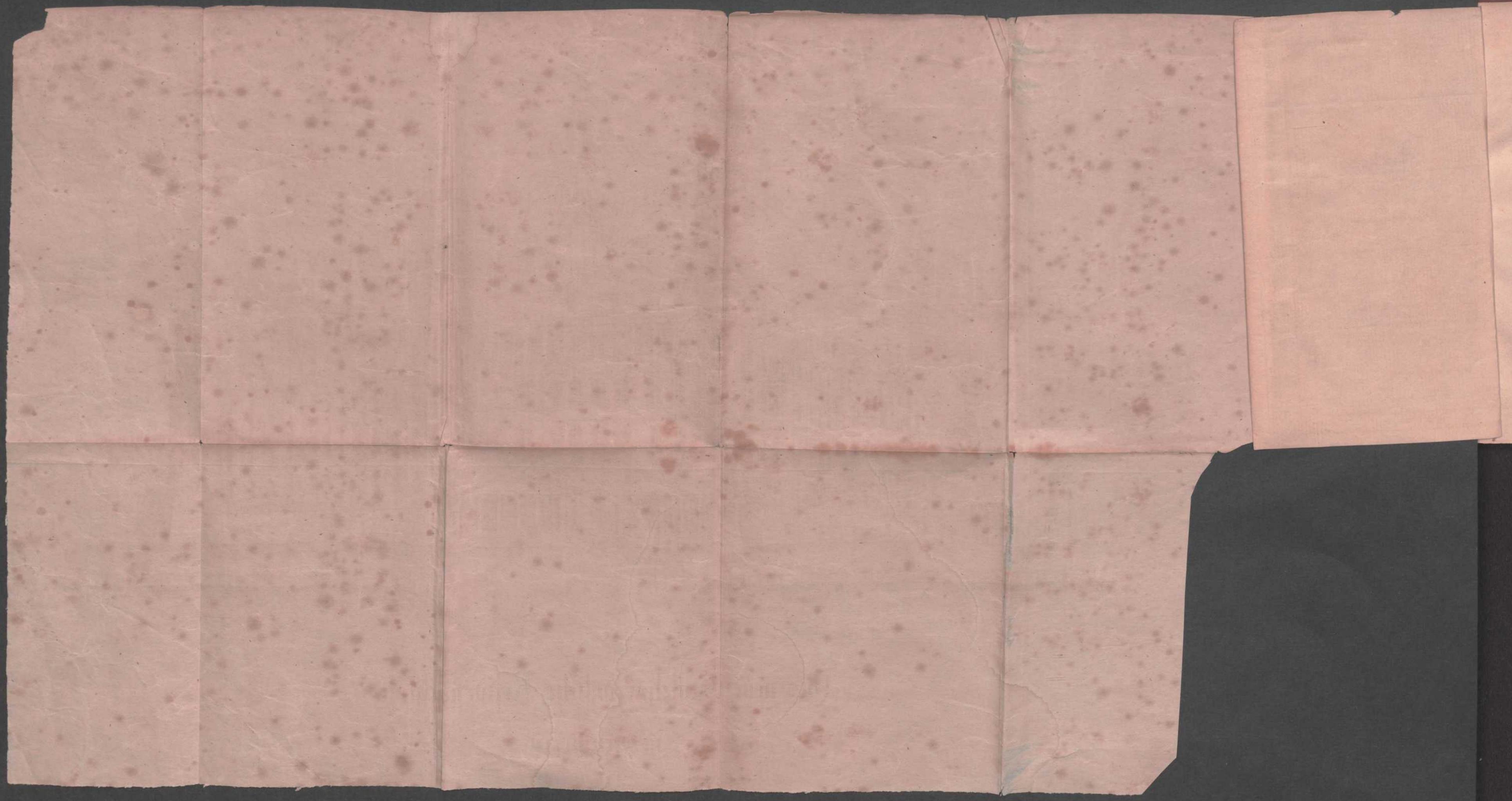
Mk - 841
~~Mk - 3045. (2)~~



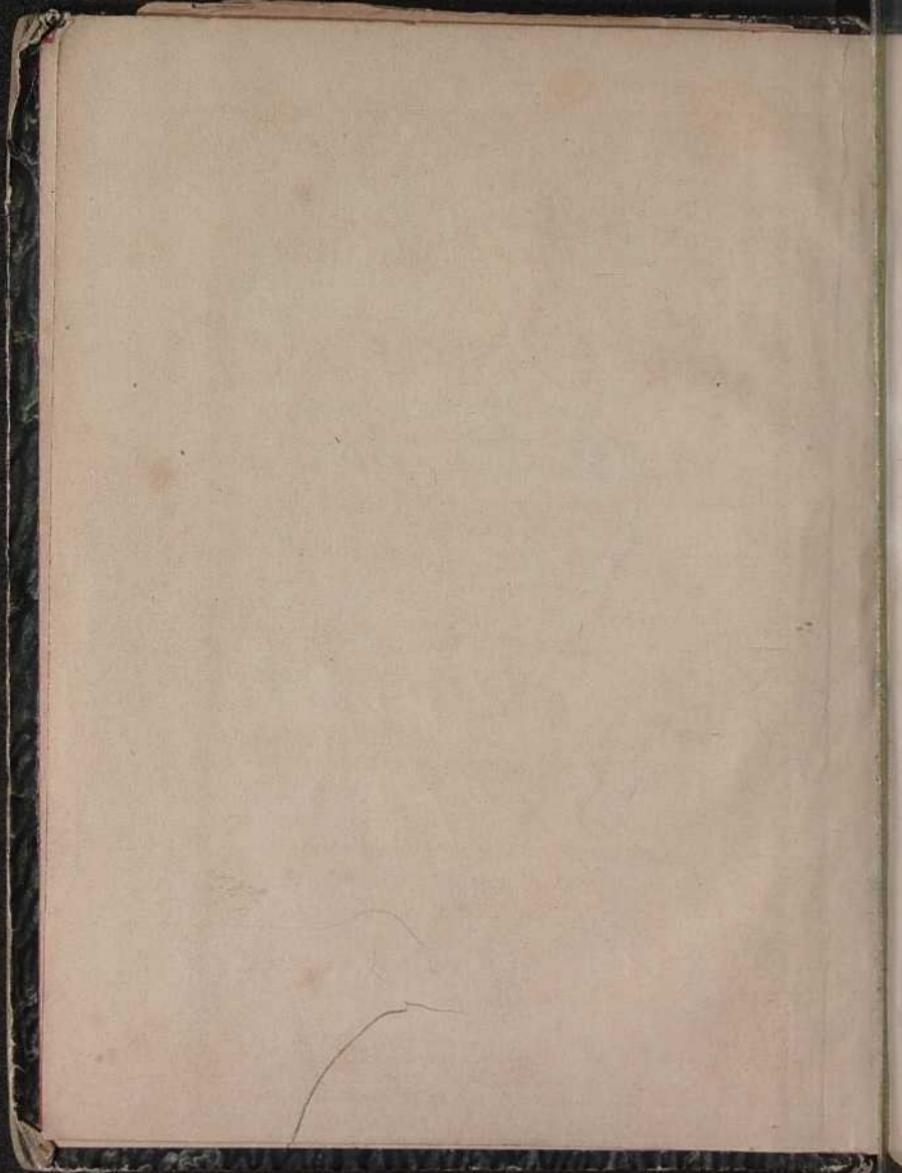
Das neue Großherzogliche Residenzschloß
in Schwerin.

Verlag der Histoirischen Hofbuchhandlung
zu Parchim und Ludwigslust
1849.

Lithographie und Druck
von A.W. Sandmeyer in Schwerin.







Meklenburgisches
V o l f s b u ch

für

das Jahr 1846.

Kunstbeilagen:

- 1) Portrait des verstorbenen Friedrich Pogge
auf Zierstorf;
- 2) Ansicht des neuen grossherzoglichen Residenzschlosses
zu Schwerin.

Hamburg,

Hoffmann und Campe.

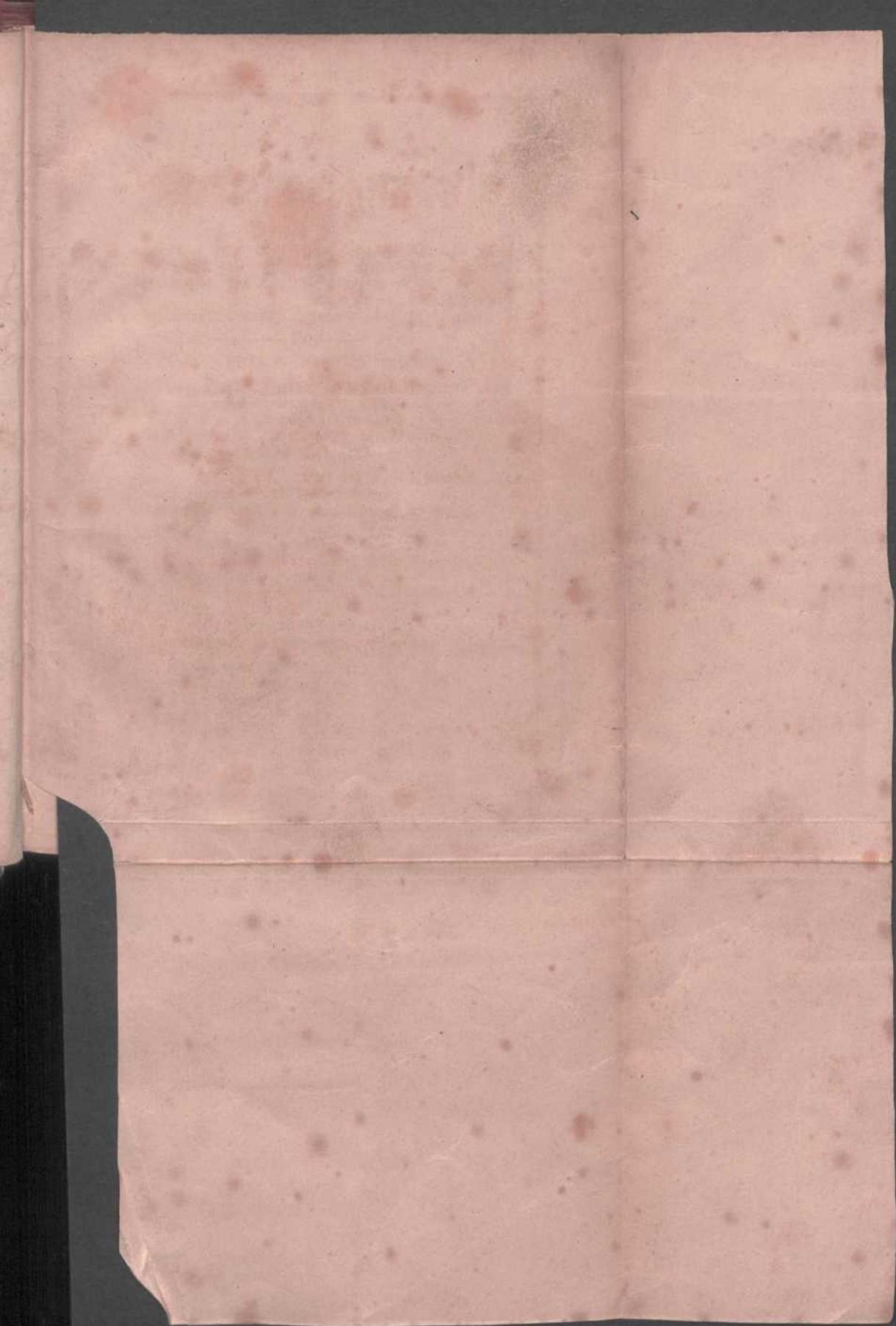
1846.

Bei

Hoffmann & Campe in Hamburg

find ferner erschienen:

Lüders, W., Mecklenburgs eingeborner Adel und seine Vorrechte. Historische Andeutungen zur Aufhellung streitiger Punkte zwischen adligen und nichtadligen Gutsbesitzern. Zwei Hefte.	a	—	—	12
— — Mecklenburgs Zoll-, Steuer- u. Gewerbe-Verhältnisse	b	—	—	18
Börne, L., gesammelte Schriften. 8 Theile.	a	—	2	—
Hebbel, Friedrich, Gedichte	b	—	1	—
— — Judith. Tragödie in 5 Acten	b	—	1	—
— — Genoveva. Tragödie in 5 Acten	b	—	1	—
— — Maria Magdalene. Ein bürgerliches Trauerspiel in 3 Acten	b	—	1	—
Heine, Heinrich, Buch der Lieder. 5te Auflage	b	—	1	12
— — Neue Gedichte. 2te Auflage	b	—	1	12
— — Deutschland. Ein Wintermärchen	b	—	1	—
— — Reisebilder. 4 Theile. 2te Auflage	b	—	7	—
— — Salon. 4 Theile	b	—	6	16
— — Ueber den Denunzianten	b	—	—	6
— — Kahldorf über den Adel	b	—	—	20
— — Ueber Ludwig Börne	b	—	2	—
— — Romantische Schule	b	—	2	—
— — Französische Zustände	b	—	2	—
Hoffmann von Fallersleben, unpolitische Lieder. 2 Thle. 2te Auflage	b	—	2	—
— — Das Lied der Deutschen. Arrangirt für eine Singstimme mit Beglei- tung des Pianoforte oder der Gitarre	b	—	—	2
— — Das Schillerfest zu Breslau	b	—	—	4
Jahrbuch der Literatur. Erster Jahrgang. 1839 Mit S. Heine's Portrait. Cartoniert	b	—	2	—





Friedrich Pogge auf Kneistorf,
geb. d. 12. 7. Mai 1791, gest. d. 13. 4. Oktbr. 1843.

Verlag der Historischen Hofbuchhandlung in Parchim u. Ludwigslust

Meklenburgisches
W o l f s b u c h

für

das Jahr 1846.

Kunstbeilagen: 1) Portrait des verstorbenen Friedrich Pogge
auf Zierstorf; 2) Ansicht des neuen großherzoglichen Residenz-
schlosses zu Schwerin.

Hamburg,
H o f f m a n n u n d C a m p e.

1846.

3.

*Ex
Bibliotheca
Academicae
Gothorum*

H. G. Voigt's Buchdruckerei.

Kalender auf das gemeine Jahr 1846.

Verlag der Nein'schen Buchhandlung in Leipzig.

Jahr, oder genauer Sonnenjahr, nennen wir den Zeitraum, welchen die Erde zu ihrem Umlaufe um die Sonne braucht. Dieser Zeitraum beträgt nun nicht gerade 365 Tage, sondern 365 Tage, 5 Stunden, 48 Minuten, 52 Sekunden. Der nach Julius Caesar jogenannte Julianische Kalender, welcher im Jahre 707 nach Roms Errichtung eingeführt wurde, nahm aber das Jahr zu 365 Tage 6 Stunden an und gab, um diese überschüssigen 6 Stunden seines Jahres wieder einzubringen, jedem vierten Jahre einen Schalttag. Er hatte jedoch nach dem Vorstehenden das Jahr um 11 Minuten 8 Sekunden zu groß angenommen und mithin musste sein Julianisches Jahr nach einigen Jahrhunderten schon eine merkliche Abweichung von dem wahren Sonnenjahr zeigen. Um nun die Zeitrechnung wieder richtig zu stellen, ließ Papst Gregor XIII., nach welchem unter sejige Kalender der Gregorianische heißt, im Jahre 1582 zehn Tage, denn soviel hatte der Julianische Kalender damals schon zu viel gezählt, ganz aussfallen und bestimmte, um diese Übereinstimmung mit dem richtigen Sonnenjahr auch für die Zukunft zu erhalten, wann wieder einzelne Schaltjahre des Julianischen Kalenders als gemeine Jahre berechnet werden sollten.

Auch die Protestanten haben später diesen verbesserten Kalender angenommen und nur die griechische Kirche, namentlich die Russen, rechnen noch nach dem alten Styl; sie sind bis jetzt bereits 12 Tage hinter uns zurück, wie wir an unserem „alten Mittag“ der auf den 13. Mai fällt, sehen können.

Die Christen zählen nun ihre Jahre nicht von Roms Errichtung, sondern von der Geburt des Stifters ihrer Religion an, beginnen aber das Jahr nicht mit diesem Geburtsstage, sondern mit dem 1. Januar, als dem Tage des Beschneidungsfestes des achtzigsten Christuskindes. — Das Kirchenjahr beginnt mit dem vierten Sonntag vor Weihnacht, dem ersten Advent an. — Die christlichen Ostern wurden, um nicht mit den jüdischen, dem Passafeste, zusammenzufallen, auf den Sonntag nach dem ersten auf die Frühlings-Tag und Nachtgleiche folgenden Vollmond verlegt.

1846. Januar.
Wintermonat.

	Aufg. U. M.	Untg. U. M.		Gedächtnistage und Tages-Ordnung.	
D 1	Nenjahr		92. 10	1 Postierung 1770	
F 2	Abel, Seth	E 10	30	3 Universitätsferienende.	
S 3	Enoch		11 46	5 Römisches Kaiserthum Karl des Großen 800	
S 4 n. D	Neuj. D	-	Morg.	8 Gerichtsferienende.	
M 5	Simeon	12	59	10 Karoline, Herzogin zu M.- Strel., Kronprinzessin v. Dänem. geb. 1821	
D 6	Heil. 3 Kön.		2 10	1 Julian	
M 7	Julian		3 17	4 20	
D 8	Gerhard		5 18	5 18	
N 9	Beatus		6 8	11 Georg, Herzog z. M.-Strel.	
G 10	Paul. Eins.		6 51	geb. 1824	
S 11	1. n. Epiph.		15	Irenenheilanstalt zu Sachsenb. 1830	
M 12	Weinhold	E Abends	16	Kieler Friede 1814	
D 13	Hilar	5 40	17	16 Nellenb. Reichsfürstenwürde 1170	
M 14	Felix	6 44	—24.	Antonii-Terminus.	
D 15	Maurus	7 49	18	Anhebung der Leibesgegenhaft 1820	
F 16	Marcelli	8 54	21	Bisthum Regensburg 1157	
S 17	Anton	10 0	22	Marie, Großherzogin v. M.-Strel., geb. 1796	
S 18	2. n. Epiph.	11 8	23	Helene, Herzogin v. Orleans	
M 19	Sara	Morg.	24	und zu M.-Schwer., geb. 1814	
D 20	Jab. Seb. E	12 17	25	Cathol. Relig.-Gleichheit. 1811	
M 21	Agnes	1 28	27	Herrschft Stargard 1304	
D 22	Vincent	2 39	28	Eingerter Ausschuss 1622	
F 23	Egerentia	3 49	30	Superintendenten-Ordnung. 1571	
S 24	Timotheus	4 55	31	Gustav, Herzog zu M.- Schwer., geb. 1781	
S 25	3. n. Epiph.	5 53	21	Umschreibungstermin d. ritter- schaftlichen Brand-Societät.	
M 26	Polykarp	6 41			
D 27	Chrysosth. E	E Abends			
M 28	Karl	6 40			
D 29	Samuel	8 3			
F 30	Adelgunde	9 24			
S 31	Virgil	10 14			
D	○ Aufgang	○ Untergang	D	○ Aufgang	○ Untergang
1 8	Uhr 13 M.	3 Uhr 54 M.	16 8	Uhr 3 M.	4 Uhr 15 M.
6 8	12	4 0	21 8	0	4 23
11 8	9	4 7	26 7	53	4 32

1846. Februar.
(Korung)

	C	Asg.	C	Utg.	2	Gedächtnistage und Tages-Ordnung.					
	U.	M.	U.	M.	2						
S 1	4.	n. Epiph.			11. 55	1 Stavenhagener Verzicht ... 1317					
M 2	Mar.	Rein.			Morg.						
D 3	Blaßus	♀			1 6	3 Revolutionscommission ... 1766					
M 4	Veronica				2 11						
D 5	Agatha				3 11	8 Polizeiordnung 1573					
N 6	Dorothea				4 4						
S 7	Richard				4 49	13 Mettenb. Wiedereherstellung . 1632					
S 8	Septuages.				5 28	14 Lauenburg. Erbverbrüderung 1518					
M 9	Apollonia				6 1						
D 10	Scholastica				6 28	16 Privilegium piorum cor-					
M 11	Euphroyne	⌚	Abends			porum 1644					
D 12	Gulalie		6 45								
N 13	Benignus		7 51	⌚		20 Wismarsche Acciseconcessien . 1636					
S 14	Valentiu		8 58	⌚							
S 15	Sexages.		10 7	-		21 Erster allgemeiner Landtag . 1485					
M 16	Juliane		11 16								
D 17	Alexander		Morg.			23 Alexandrine, Grether-					
M 18	Concordia		12 23	⌚		zogin von M. Schw. geb. 1803					
D 19	Suzanne	⌚	1 34	-							
N 20	Eucharius		2 39	-		24 Rath's. Ämter-Umsetzung zu					
S 21	Osias		3 38	⌚		Rostet.					
S 22	Quinquag.		4 29	-							
M 23	Serenus		5 12			22 - 28. Gerichtsserien.					
D 24	Festnacht		5 48								
M 25	Aſcherm. ⌚				Abends	25 Reichsdeputationereces 1803					
D 26	Aſtiorius	⌚			6 32						
N 27	Leander				8 13	25 Conscriptionssystem 1809					
S 28	Iustus				9 32						
						28 Großherzog Friedrich					
						Krauz III. v. M. Schw.					
						geb. 1823					
D	○	Aufgang		○	Untergang	D	○	Aufgang		○	Untergang
1	7	Uhr 44 M.	4	Uhr 43 M.		16	7	Uhr 18 M.	5	Uhr 11 M.	
6	7	37	4	52		21	7	7	5	21	
11	7	28	5	2		26	6	57	5	30	

1846. März.		C	Asg.	C	Utg.	○	Gedächtnistage und Tages-Ordnung.
	(Lentz)	U.	M.	U.	M.	○	
S	1 Ignovocav.			10A.46			
M	2 Simplicius			11 56		1	Verbotene hohe Jagd.
D	3 Fünftunde			Morg.			
M	4 Quatemb. ♀			12 59		5	Wilhelm, Herzog zu M. Schw., geb..... 1827
D	5 Friedrich			1 56			
F	6 Bet-Tag			2 45		7	Des Großherzogs v. M. Schw. Regierungsantritt 1842
S	7 Perpetua			3 26			
S	8 Reminisc.			4 1		7	Sieg bei Walsmühlen ... 1719
M	9 Nathan			4 31			
D	10 Michael			4 56		8	Herzogthum Mecklen.-Strelitz (Hamburger Vergleich) .. 1701
M	11 Constanz			5 20			
D	12 Gregor			5 41		12	Fürstenthümer Schwerin und Rügenburg 1651
F	13 Enni ♀			Abends			
S	14 Zacharias	7	57			13	Preuß. Relolutionsconvention 1787
S	15 Oenuli	9	6			14	Neuester Rostocker Erbvertrag 1827
M	16 Gabriel	10	16				
D	17 Gertraut	11	25			15	Schwerin-Gütrowsche Lan- destheilung 1621
M	18 Mittfasten			Morg.			
D	19 Joseph	12	31			17	Revidierte Kirchenordnung ... 1603
F	20 Matrona ♂	1	30			22	Beitritt zum Rheinbunde ... 1806
S	21 Benedict	2	23			25	Austritt aus dem Rheinbunde 1813
S	22 Vätere	3	7			26	Mecklen. Nationalkonföde... 1813
M	23 Theodor	3	44			29	Universitätsferienansang.
D	24 Casimir	4	16			31	Marie, Herzigin von Sach- sen-Altenburg und zu M. Schw., geb..... 1803
M	25 Mar. Verk.	4	44				
D	26 Immanuel	5	11				
F	27 August			Abends			
S	28 Gideon				8 20		
S	29 Judica					○	
M	30 Adonias				9 34	Aufgang	
D	31 Detlef				10 42	○	Untergang
D	○ Aufgang			○ Untergang		○ Aufgang	
1	6 Uhr 50 M.			5 Uhr 35 M.		6 Uhr 15 M.	6 Uhr 2 M.
6	6			44		3	11
11	6			53		52	20

1846. April.				○ Aufg.	○ Unterg.	○ Aufg.	○ Unterg.	Gedächtnistage und Tages-Ordnung	
(Ostermonat.)				U. M.	U. M.	U. M.	U. M.		
M	1	Theodora				Morg.		3 Incorporation der Stiftstritter- schaft	1775
D	2	Mr. Egypt.				12	36		
F	3	Ferdinand D.				1	22	4 Wallensteins Besitznahme . . .	1628
S	4	Ambrosius				1	59		
S	5	Palmarum				2	31	5 — 18 Gerichtsferien.	
M	6	Cœlestin				2	59		
D	7	Aaron				3	23	8 Consisterium zu Rostock . . .	1571
M	8	Liberius				3	45		
D	9	Gründonk. Charfeiert.				4	6	12 Huldigung der Grafschaft Schwerin	1359
F	10	Bet-Tag				4	28		
S	11	Anhetag F.	Abends					14 Preuß. Allianztractat	1752
S	12	Ostern		8	4				
M	13	Ostermont.		9	15	○		15 Landarbeitshaus zu Güstrow 1817	
D	14	Libertinus		10	23	—			
M	15	Olympia		11	25			17 Mettenb. Reformation	1555
D	16	Gaius		Morg.	—				
F	17	Rudolph		12	20			18 Landesgrundgesetzlicher Erb- vergleich	1755
S	18	Valerian E.		1	6	—			
S	19	Quasimod.		1	45	—		19 Universitätsferienende.	
M	20	Sulpitius		2	17	—			
D	21	Adolarus		2	46	—		23 Rostock-Wismarsche Quete 1621	
M	22	Cajus		3	12	—			
D	23	Georg		3	37			26 Rostocker Convention	1748
F	24	Albert		4	3				
S	25	Marc. Ev.	Abends					28 Stempelordnung	1809
S	26	Mis. Dom.		○	8	23	29		
M	27	Anastatius		○	9	28		Weitere Beschränkung der Pressefreiheit	1842
D	28	Vitalis		○	10	25			
M	29	Raimund		○	11	15	29	30 Forst- und Jagdordnung . . .	1706
D	30	Grau		○	11	56			

D	○	Aufgang	○	Untergang	D	○	Aufgang	○	Untergang
1	5	Uhr 30 M.	6	Uhr 30 M.	16	5	Uhr 3 M.	6	Uhr 56 M.
6	5	26	6	39	21	4	53	7	5
11	5	15	6	48	26	4	42	7	13

1846. Mai. (Wonnemonat.)		D. Afg. U. M.	C. Ufg. U. M.	5.	Gedächtnistage und Tages-Ordnung.
S	1 Phil. Jac.		Morg.		
S	2 Sigismund		12 38	3	—8. Brand von Hamburg. 1842
S	3 Jubilate D		1 5	6	Echter Spatenstich zur Hamb.-
M	4 Florian		1 28		Berl. Eisenb. b. Ludwigslust 1844
D	5 Gotthard		1 49		
M	6 Aggäus		2 9	13	Alter Mantag.
D	7 Domicilla		2 28		
S	8 Stanislaus		2 49	13	Rostocker Erbvertrag. 1788
S	9 Hermes		3 11		
S	10 Cantate		3 40	16	Wendens Fürstenwürde. 1418
M	11 Pantratius ♂	Abends		17	Herzogin Sophie, zu M.-
D	12 Liberatus	9 25			Schwerin, geb. 1824
M	13 Servatius	10 24	M		
D	14 Christian	11 14		20	Gründung der Residenzstadt
N	15 Sophia	11 34			Neustrelitz. 1733
S	16 Peregrinus	Morg.	—		
S	17 Rogate	12 25	M	21	Kaiser Peter der Große, zu
M	18 Erich ♂	12 52			Schwerin. 1716
D	19 Potentia	1 17			
M	20 Athanasius	1 39	M	23	Rostocker Concordienformel. 1563
D	21 Himmelf.	2 1			
N	22 Helena	2 27		24	Gerichtserienanfang.
S	23 Desiderius	2 54			
S	24 Grandi	3 27		24	Pivilegium de non appelle-
M	25 Urban ♂		Abends		lando. 1756
D	26 Eduard	M	9 17		
M	27 Ludolph	—	10 2	29	Schwer. Wahlapitulation. 1634
D	28 Wilhelm	—	10 30		
N	29 Manilius	M	11 8	29	Preuß. Evacuationsvertrag. 1762
S	30 Wigand	M	11 34		
S	31 Pfingsten	—	11 55	30	Pariser Friede. 1816

D	○ Aufgang 1 4 Uhr 31 M.	○ Untergang 7 Uhr 23 M.	D	○ Aufgang 16 4 Uhr 5 M.	○ Untergang 7 Uhr 47 M.
6	4 22	7 31	21	3 57	7 55
11	4 13	7 39	26	3 51	8 3

1846. Juni.
(Brachmonat.)

	C	Af.	C	Uig.	M	Unt.	G	
M	1	Pfingstm.				Morg.		
D	2	Gottschalk	9			12	13	2 Herrschaft Rostock 1323
M	3	Quatember				12	34	6 Gerichtsferienende.
D	4	Darius				12	55	
F	5	Bonifacius				1	18	7 — 13. Eisenbahnenconvoca-
S	6	Artemius				1	44	tionstag 1843
S	7	Trinitatis				2	15	
M	8	Medardus				2	52	8 Deutscher Bund 1816
D	9	Barnim	②	Abende				11 Mitterschaftlicher Creditverein 1819
M	10	Flavius				8	58	
D	11	Kronl. Chr.				9	44	12 Herrschaft Dömitz 1372
F	12	Vasiliides				10	22	
S	13	Tobias				10	54	15 Domkirche zu Schwerin 1248
S	14	1. n. Trinit.				11	22	
M	15	Bitus				11	48	16 Körner's und G. Schnelle's
D	16	Zutina	③					Todtenfeier 1845
M	17	Nicander		Morg.				
D	18	Homer				12	12	17 Meissenb.-Schw. Großherzoge-
F	19	Gervasius				12	38	würde 1815
S	20	Sylcerius				1	6	
S	21	2. n. Trinit.				1	37	18 Sieg bei Waterloo 1815
M	22	Achatius						
D	23	Basiliss	④	Abends		2	13	19 Priegnigsche Belehnung 1373
M	24	Joh. d. Tz.				2	55	
D	25	Hebronia						24 Anfang des Johannisternins.
F	26	Jeremias						
S	27	7. Schläfer						25 Wiedererwerbung Wismars 1803
S	28	3. n. Trinit.						
M	29	Petr. Paul						26 Nostocker Arciseroille 1748
D	30	Lucina						
								27 Meissenb.-Strel. Großherzoge-
								würde 1815
								28 Lindholmer Friede 1395

	○	Aufgang	○	Untergang
1	3	Uhr 45 M.	8	Uhr 9 M.
6	3	41	8	15
11	3	39	8	19

Gedächtnistage
und Tages-Ordnung.

	○	Aufgang	○	Untergang
	16	3 Uhr 38 M.	8	Uhr 22 M.
	21	3	38	8
	26	3	40	8

	1846. Juli.	C	Af.	C	Utg.	t	Gedächtnistage und Tages-Ordnung.
	(Heumonat.)	II.	M.	II.	M.	Q	
M	1 Theobald ♂			11	22		1 Ende des Johannitertermins.
D	2 M. Heims.			11	46		1 Anfang des Etatjahrs.
N	3 Cornelius			Morg.			
S	4 Ulrich			12	13		4 Stargards Incoeration . . . 1373
S	5 4. u. Trinit.			12	46		8 Größerer Aufschuß . . . 1620
M	6 Hector			1	27		9 Lütticher Friede 1807
D	7 Willibald			2	19		
M	8 Kilian			3	22		11 Mecklenb. Wiederherstellung 1807
D	9 Cyrilus ♂	Abends					13 Vor des Herzg v. Orleans 1842
F	10 7 Brüder	8	54				14 Statuten der seestädtischen Eisenbahnen 1845
S	11 Leonora	9	25				16 Sternberger Reversalen 1572
S	12 5. u. Trinit.	9	52				16 Schweriner Vergleich 1701
M	13 Margaret.	10	18				19 Auguste, Prinzessin v. Eng-
D	14 Bonavent.	10	44				land, Erbgroßherzogin von Mettern. Streit, geb. 1822
M	15 Ap. Theil. ♀	11	11				20 Mecklenb. Herzogswürde 1348
D	16 Ruth	11	41				21 Fahrenholzer Vertrag 1611
F	17 Alexius	Morg.					22 Doberaner Seebad 1793
S	18 Rosina	12	15				25 Anfang der Gerichts- u. Univeritätserien. Ende des Jagdverbots.
S	19 6. u. Trinit.	12	55				
M	20 Elias	1	41				27 Stargardsche Erbhuldigung 1471
D	21 Boaredes	2	33				
M	22 Mar. Mgd.	3	30	Abends			
D	23 Apollinar. ♀						
F	24 Christina			8	1		
S	25 Jacob			8	25		
S	26 2. u. Trinit.			8	46		
M	27 Martha			9	7		
D	28 Panthaleon			9	28		
M	29 Beatrix			9	51		
D	30 Abdon			10	16		
F	31 Germanus ♀			10	45		
					30		
D	○ Aufgang	○	Untergang	D	○ Aufgang	○	Untergang
1	3 Uhr 43 M.	8	Uhr 24 M.	16	3 Uhr 57 M.	8 Uhr 14 M.	
6	3 46	8	22	21	4 4	8	8
11	3 52	8	19	26	4 11	8	1

1846. August.			C Afg. U. M.		C Utg. U. M.		Gedächtnistage und Tages-Ordnung.
S	1 Petr. Ketts.						
S	2 S. n. Trinit.		Bz.	11	56	3	Sieg bei Bornhovt..... 1227
M	3 Eleazar			Morg.			
D	4 Dominicus		Lage	12	52	6	Ende des deutschen Reichs.. 1806
M	5 Oswald			2	0		
D	6 Sixtus			3	19		
N	7 Donatus ^②	Abends				9	Wismarsche Pulverexplosion 1699
S	8 Cyriacus			7	55		
S	9 S. n. Trinit.			8	20	12	Georg, Großherzog von
M	10 Laurentius			8	44		M.-Strelitz, geb..... 1779
D	11 Hermann			9	10		
M	12 Clara			9	38	13	Union der Landstände..... 1523
D	13 Hildebert ^C			10	10		
N	14 Eusebius			10	47		
S	15 Mar. Simf.			11	30	21	Universitätsferienende.
S	16 10. n. Trin.		Morg.				
M	17 Willibald		12	21		22	Dom zu Güstrow
D	18 Agapet		1	18			1226
M	19 Sebald		2	16		23	Rostocker Feuerbrunst
D	20 Bernhard		3	20			1677
N	21 Rebecca		4	23			
S	22 Philibert [●]	Abends				24	Gerichtsferienende.
S	23 11. n. Trin.			7	14		
M	24 Bartholom.			7	33	25	Rostoches Hundermänner-
D	25 Ludwig			7	54		regulativ
M	26 Irenaus			8	16		1770
D	27 Gebhard			8	41	26	Kerners Tod bei Gadebusch 1813
N	28 Augustin			9	13		
S	29 Joh. Enth. ^D			9	52		
S	30 12. n. Trin.			10	40	28	Kannierordnung
M	31 Pantin			11	40		1751
D	○ Aufgang	○ Untergang				D	○ Aufgang
1	4 Uhr	20 M.	7	Uhr	52 M.	16	4 Uhr
6	4	28	7	43		21	4
11	4	37	7	33		26	5
							1
							7
							13
							3

1846. Septemb.
(Herbstmonat.)

○ Aufg.
U. M.

○ Unterg.
U. M.

○ auf
Morg.

D 1 Egidius
M 2 Elia
D 3 Manjuetus
F 4 Theodosia
G 5 Moses

S 6 13. n. Trin.
M 7 Regina
D 8 Mar. Geb.
M 9 Bruno
D 10 Sosthenes
F 11 Probus
G 12 Syrus

S 13 14. n. Trin.
M 14 † Erhöhung
D 15 Nicomedes
M 16 Quartember
D 17 Lambert
F 18 Titus
G 19 Werner

S 20 15. n. Tr. ●
M 21 Matth. Ev.
D 22 Mauritius
M 23 Sojeas
D 24 Joh. Empf.
F 25 Cleophas
G 26 Cyprian

S 27 16. n. Trin.
M 28 Wenzel
D 29 Michael
M 30 Hieronymus

Abends

Morg.

6 17

1 17

2 20

3 23

4 26

5 29

9 41

10 45

11 56

Morg.

Gedächtnistage
und Tages-Ordnung.

1 Souverainitätserklärung . . . 1808

1 Wittweninstitutsstiftung . . . 1797

5 Schwerinsche Kanzleiordnung 1637

12 Trauerordnung 1749

14 Wismarsche Consistorialord-
nung 1665

18 Französ. Commerztractat . . 1779

20 Bisthum Schwerin 1171

26 Hofmarschallamtsordnung . . 1753

29 Universitätserienanfang.

30 Auflösung des Hof- u. Land-
gerichts 1818

○ Aufgang

○ Untergang

5 Uhr 12 M.

6 Uhr 48 M.

6 20

6 37

6 25

6 28

6 25

○ Aufgang

○ Untergang

5 Uhr 37 M.

6 Uhr 13 M.

6 45

6 53

5 49

5 49

1846. Oktober.
(Weinmonat.)

D	1	Nemigius
N	2	Bollratb
S	3	Iairus
S	4	17. n. Tr. ^②
M	5	Aurelia
D	6	Nides
M	7	Amalia
D	8	Charitas
N	9	Dionysius
S	10	Gereon

S	11	18. n. Trin.
M	12	Maximilian
D	13	Angelus
M	14	Galitus
D	15	Hedwig
N	16	Gallus
S	17	Florentin

S	18	19. n. Trin.
M	19	Lucius
D	20	Felician ^③
M	21	Ursula
D	22	Gordula
N	23	Severin
S	24	Salome

S	25	20. n. Trin.
M	26	Amandus
D	27	Sabina ^④
M	28	Sim. Ind.
D	29	Engelbart
N	30	Abhalom
S	31	Wolfgang

D	○	Aufgang
1	6	Uhr 2 M.
6	6	10
11	6	19

C Afg.
U. M.

C Utg.
U. M.

**Gedächtnistage
und Tages-Ordnung.**

1	Oberappellationsgericht	1818
1	Justizanzlei zu Güstrow	1818
3	Rostoder Erbvertrag	1573
4	Contributionserdict für die Domänen	1843
7	Religionsfriede	1555
11	Wismarsche Tribunalordnung	1656
12	Criminalcollegium	1812
15	Consistorium zu Schwerin	1567
17	Friedrich Wilhelm, Erbgroßherzog v. N.-St., geb.	1819
18	Leipziger Völkerschlacht	1813
19	Universitätserienende.	
24	Osnabrücker Friede	1648

○ Aufgang ○ Untergang

16 6 Uhr 28 M. 5 Uhr 3 M.

21 6 37 4 53

26 6 46 4 52

1846. Novemb. (Windmonat.)			C Afg. U. M.	C Utg. U. M.	Dat.	Gedächtnistage und Tages-Ordnung.		
S 1 21. n. Trin.				Morg. 4 13	5	Deutsche Bundesversammlung 1816		
M 2 AllerSeelen				5 32				
D 3 Malachias	Abends				6	Meßl.-Schw. Staatskalender 1775		
M 4 Charlotte		21						
D 5 Blandine		6			6	Regierungsantritt des Großherzogs v. M.-Strelitz ... 1816		
N 6 Leonhard		58						
S 7 Engelbert		54						
S 8 22. n. Trin.		54			8	Mecklenb.-Wendische Erbverbrüderung, 1418		
M 9 Theodor		56						
D 10 Mart. Luth.		59						
M 11 Mart. Bis.	Morg.				12	Luthers Reformation, 1517		
D 12 Jonas		2						
N 13 Brictius		6						
S 14 Levin		10			13	Kaiser Karl IV. zu Wismar 1375		
S 15 23. n. Trin.		15			21	Anerkannte Wählbarkeit bürgerl. Gutsbesitzer zu Deynirten in d. Eng. Aussch. 1843		
M 16 Ottomar		22						
D 17 Alphäus		30						
M 18 Gelasius	Abends							
D 19 Elisabeth		41						
N 20 Amos		30			24	Universität zu Rostock, 1419		
S 21 Mar. Opf.		29						
S 22 24. n. Trin.			7	35	28	Austragalinian; 1817		
M 23 Clemens				48				
D 24 Ehrenfogen			10	4	28	Französ. Beiznahme, 1806		
M 25 Katharin.			11	21				
D 26 Conrad	Morg.							
N 27 Bet.-Tag			12	39	28	Auguste Friederike, Erbgroßherzogin v. M.-Schw.		
S 28 Günther				56				
S 29 1. Advent			3	13	geb. 1776		
M 30 Andreas				28				
D 6 Uhr 57 M.	○ Aufgang		○ Untergang		D 7 Uhr 25 M.	○ Aufgang		○ Untergang
6 7		4	21		7		3	58
11 7	16	4	13		16 7	42	3	53

1846. Decemb. (Christmonat.)			C Afg. U. M.	C Utg. U. M.	Dat.	Gedächtnistage und Tages-Ordnung.		
D 1 Arnold					5m. 42	1	Anfang des Kirchenjahrs.	
M 2 Candidus	②	Abends				3	Wendische Erbhuldigung . . . 1436	
D 3 Agricola			4	45				
N 4 Barbara			5	39		10	Sieg bei Schädt 1813	
S 5 Abigail			6	38	G	11	Sieg bei Roggendorf 1369	
S 6 2. Advent			7	40		12	Hannov. Religionsconventien 1765	
M 7 Agathen			8	44		13		
D 8 Mar. Empf.			9	47		14		
M 9 Joachim			10	51		15		
D 10 Judith	④		11	54		16		
N 11 Damasus		Morg.				17		
S 12 Epimachus			12	58	G	18	Gerichtsferienanfang.	
S 13 3. Advent			2	4		19		
M 14 Michael			3	10		20	Meklenb. Huldigung 1632	
D 15 Johanna			4	18		21	Handelstractat mit Preußen 1826	
M 16 Quatember			5	26		22	Schlacht bei Gadebusch 1712	
D 17 Ignaz			6	32		23	Stadtbuchordnung 1829	
F 18 Christoyh	②	Abends				24	Universitätsferienanfang.	
S 19 Eoth			5	20		25		
S 20 4. Advent			6	32		26	Ritterschaffl. Brandsozietät 1781	
M 21 Thom. Ap.			7	50		27	Wismarsches Stadtrelement 1830	
D 22 Beata			9	9		28		
M 23 Victoria			10	27		29		
D 24 Ad. Eva			11	45		30		
F 25 Christtag	②	Morg.						
S 26 Stephan			1	1				
S 27 Sut. n. Wh.			2	16				
M 28 Rusch. Kind			3	29				
D 29 Noah			4	38				
M 30 David			5	41				
D 31 Sylvester			6	38		31	Amtsordnung 1660	
	○ Aufgang	○ Untergang					○ Aufgang	○ Untergang
1	7 Uhr 50 M.	3 Uhr 49 M.					16	8 Uhr 7 M.
6	7	57	3	46			21	8
11	8	3	3	44			26	8

○ Aufgang ○ Untergang

16	8 Uhr	7 M.
21	8	10
26	8	13

○ Aufgang ○ Untergang

3 Uhr	44 M.
3	45
3	48

Übersicht der beweglichen Feste vom Jahre 1847 bis 1854.

	1847	1848	1849	1850	1851	1852	1853	1854
Safnacht	16. Febr.	7. März	20. Febr.	12. Febr.	4. März	24. Febr.	8. Febr.	28. Febr.
Ostern	4. Apr.	23. Apr.	8. Apr.	31. März	20. Apr.	14. Apr.	27. März	16. April
Himmelfahrt	13. Mai	1. Juni	17. Mai	9. Mai	29. Mai	5. Mai	25. Mai	1. Juni
Misericordien	23. Mai	11. Juni	27. Mai	19. Mai	8. Juni	30. Mai	15. Mai	1. Juni
Trinitatis	30. Mai	18. Juni	3. Juni	26. Mai	15. Juni	6. Juni	22. Mai	11. Juni
Advent	26. Nov.	3. Dec.	2. Dec.	1. Dec.	30. Nov.	27. Nov.	28. Nov.	3. Dec.

Verhältnisse der Planeten unseres Sonnensystems.

	Umlaufzeit um die Sonne,	Gefernung v. d. Sonne:
Mercur (16 mal kleiner als die Erde)	87 1/2	3 Et. 16 Min.
Venus (um 1/6 kleiner)	224 1/2	16 Et. 49 Min.
Erde	263 1/2	5 Et. 49 Min.
Mars (4 1/2 mal kleiner)	13	321 1/2
Jupiter (1474 mal größer)	11 1/2	314 1/2
Saturn (1030 mal größer)	29 3	166 1/2
Uranus (63 mal größer)	83 3	150 1/2
		18 Et.
		396 1/2
		"

Zwischen dem Mars und dem Jupiter bewegen sich noch um untere Sonne die Planeten Besa, Juno, Geres und Pallas. — Untere Sonne ist 1,448,000 mal größer als die Erde, — Der Mond ist 50 mal kleiner als die Erde und 52,000 Meilen von der Erde entfernt. Eine Umlaufzeit um die Erde beträgt 27 Tage, 7 Stunden, 43 Minuten.

Festrechnung für das Jahr 1846.

Goldene Zahl IV.	Fasnacht . . .	24. Februar	Die 4. November:
Epacten III.	Ostern . . .	12. April	4. März,
Sonnenzirkel VII.	Himmelfahrt 21. Mai		3. Juni,
Römer Zinszahl IV.	Pfingsten . . .	31. Mai	16. September,
Sonntagsbuchst. D.	Trinitatis . . .	7. Juni	16. December,
	Advent . . .	29. November,	

Aufang der Jahreszeiten.

Frühling: 21. März.

Herbst: 23. September.

Sommer: 21. Juni.

Winter: 22. December.

Die vier Fuß- und Bettage.

- 1) Freitag nach Invocavit 6. März,
- 2) Charrfreitag 10. April,
- 3) Erntebetttag im Schwerin'schen Sonntag n. Trin. 12. Juli,
- 4) " " Strelig'schen Sonntag n. Margar. 19. Juli,
- 4) Freitag vor dem ersten Advent 27. Novemb.

Die streng gefeierten Feste der Juden.

Purim: 12. März. — Passah- oder Osterfest: 11., 12., 17. u. 18. April. — Wochen- oder Pfingstfest: 31. Mai u. 1. Juni. — Zerstörung Jerusalems, Fasten: 2. August. — Neujahrsfest ihres 5607. Jahres nach Erschaffung der Welt: 21. u. 22. September. — Versöhnungsfest: 30. September. — Laubhüttenfest: 5., 6., 12. und 13. October.

Nächste Schaltjahre.

1848, 1852, 1856, 1860, 1864.

Von den Finsternissen des Jahres 1846.

Es finden in diesem Jahre nur zwei Sonnenfinsternisse statt; der Mond wird nicht verfinstert.

Die erste Sonnenfinsterniß beim Neumonde des 25ten Aprils beginnt in Rostock um 6 Uhr 30 Min. Abends mittlerer Rostocker Zeit, die größte Verfinsterung von $1\frac{1}{10}$ Zoll tritt um 7 Uhr 4, ein und das Ende nach Sonnenuntergang; der Eintritt des Mondes geschieht 157° westlich vom nördlichsten Punkte der Sonnenscheibe. Diese Finsterniß ist in einzelnen Theilen von Europa, Afrika und Amerika sichtbar; auf der Landenge von Panama, in einigen Gegenden von Westindien und einem Theile von Afrika wird sie ringsförmig erscheinen.

Die zweite Sonnenfinsterniß beim Neumonde des 20sten Octobers wird im größten Theile von Afrika, einigen Theilen Südasiens und dem westlichen Neuholland sichtbar und für einige dieser Gegenden ringsförmig sein; bei uns ist sie nicht sichtbar.

Erläuterung der Abkürzungen.

Asg. heißt: Aufgang, Utg.: Untergang, U.: Uhr, M.: Minuten, ☀: Sonne, ☽: Mond, ☽: Neumond, ☽: erstes Viertel, ☽: Vollmond, ☽: letztes Viertel.

1792

Neue Lieder von Hoffmann von Fallersleben.

I. Old - Meklenborg for ever!

Mel. Vom hoh'n Olymp herab ward uns die Freude.

Wir Meklenburger sind nur Herr'n und Knechte,
Nichts als die Luft ist uns gemein.
Gleich sollten sein die Pflichten und die Rechte,
Wir sollten freie Bürger sein!

Chor.

Dat ginge wol Alles, doch geht et man nich,

Dat litt ja, dat litt ja de Ridderschaft nich.

Freiheiten haben wir in großen Massen,

Wo aber ist die Freiheit, wo?

Wollt' Einer nur von seinem Vorrecht lassen,

So würden ihrer tausend froh.

Chor.

Dat ginge wol Alles, doch geht et man nich,

Dat litt ja, dat litt ja de Ridderschaft nich.

Wir sprechen deutsch und haben nie erfahren
 Was Fortschritt und Gemeinsinn ist.
 Soll uns denn ewig Gott davor bewahren?
 Sind wir denn reif zu keiner Frist?

Chor.

Dat ginge wol Alles, doch geht et man nich,
 Dat litt ja, dat litt ja de Riddershaft nich.

Wir haben unsre eigenen Interessen,
 Und möchten gern doch Deutsche sein.
 Welan, so wollen wir uns selbst vergessen
 Und treten in den Zollverein!

Chor.

Dat ginge wol Alles, doch geht et man nich,
 Dat litt ja, dat litt ja de Riddershaft nich.

Wir Mecklenburger sind nur Herr'n und Knechte,
 Nichts als die Lust ist uns gemein.
 Gleich sollten sein die Pflichten und die Rechte,
 Wir sollten freie Bürger sein!

Chor.

Dat ginge wol Alles, doch geht et man nich,
 Dat litt ja, dat litt ja de Riddershaft nich.

2. Eine ritterschaftliche Stimme beim Nothspon.

Mel. Im Wald und auf der Heide.

Wir sind mit dem zufrieden,
Mit dem was uns beschieden
Die alte gute Zeit. ;;
Was ihr auch sprecht und schreibt,
Der Mecklenburger bleibt
Ein Mecklenburger stets. ;;
;: Hali halo hali halo!
Bei uns bleibt's immer so. ;;

Wir erndten reichlich Futter,
Verkaufen Korn und Butter
Und Schwein' und andres Vieh.
Wir ziehen Pferd' und Küh,
Und unser Fleiß und Mühe
Gehört uns allein.
Hali halo hali halo!
Bei uns bleibt's immer so.

Ihr seid nur arme Schlucker,
Versteuert hoch den Zucker,
Caffe, Tabak und Wein.
Wenn wir zu Wurst und Schinken
Den besten Nothspon trinken,
Schmachtet ihr im Zollverein.
Hali halo hali halo!
Bei uns bleibt's immer so.

Ihr sucht uns aufzuklären —

Wir wollen gern entbehren,

Gern euren Zollverein.

Könnt ihr uns sonst nichts geben

Als nur ein schlechtes Leben,

Behaltet das für euch!

Hali halo hali halo!

Bei uns bleibt's immer so.

3. In maiorem Dei gloriam.

Mel. Der Ritter muß zum blut'gen Kampf hinaus.

Ein echt katholisch Vollblut lob' ich mir,
Das sich nicht mischen mag mit kehrenherzen
Und überall wo's sigt bei Wein und Bier
Das schöne Paradies nicht will verscherzen.

Berloren geht das Glück der Welt,

Das Reich der ew'gen Seligkeiten,

Wer sich nicht fern von kehren hält
In unsern irrthumsreichen Zeiten.

Ein Irrthum ist's und Sünde obendrein
Und von der heilgen Kirche streng verboten,
Macht man mit Protestantenten sich gemein,
Mit den lebendigen wie mit den todtten.

Seht euch nach kehren gar nicht um!

Rein haltet euere Gemeine!

Katholisch sind in Augsburg drum

Und protestantisch selbst die Schweine. *)

*) Seehälfte vom 11. Sept. 1844 (Nr. 119): „An Augsburg z. B. be-
stehen katholische und protestantische Herbergen für die verschiede-
nenen Zünfte der Handwerker. — Doch noch mehr werden Ihre Leser

4. Der leibhaftige Teufel.

Mel. Es wohnt ein Müller an jenem Teich.

Der Teufel aus der Hölle schlich, :::

Er hat als Pfaffe hudi dudl hu hu hu!

Er hat als Pfaffe verkleidet sich.

Er geht nun unter uns herum

Und will uns machen hudi dudl hu hu hu!

Und will uns machen taub und dummkopf.

Er weiß, aus Dummheit nur allein

Muß alle Welt des hudi dudl hu hu hu!

Muß alle Welt des Teufels sein.

Wer ihn drin hilft mit Rat und That,

Der ist sein bester hudi dudl hu hu hu!

Der ist sein bester Kamerad.

Der wird gar viel in jedem Staat,

Regierungs-, Schul- und hudi dudl hu hu hu!

Regierungs-, Schul- und Kirchenrath.

Drum auch der Teufel nicht ungern sieht,

Übertrifft ihn noch der hudi dudl hu hu hu!

Übertrifft ihn noch der Jesuit.

sich wundern, wenn sie hören, daß in der altherühmten Stadt katholische und protestantische Schweinställe sich befinden! Und das ist buchstäblich wahr. Es besteht nämlich in Augsburg die polizeiliche Verordnung, daß während des Sommers keine Schweine innerhalb der Stadt gehalten werden dürfen, weshalb die Jünger dieses Geflügels genötigt sind, Ställe außerhalb der Mauern zu halten. — Fragt ein Fremder wegen der großen Sammlung dieser Ställe an einem Orte, so erwiedert ihm der Lohndiener: daß sind die katholischen und daß die protestantischen Schweinställe!"

5. An Frau A. P.

Freiheit! Freiheit!

Das ist der alte ew'ge Klang,
Der durch die Weltgeschichte dringt,
Und Hoffnung uns in Sag' und Sang
Von einer schönen Zukunft singt.

Freiheit! Freiheit

Von alter Vorurtheile Nacht,
Von Lehr- und von Gewissenszwang,
Von jeder Willkür Uebermacht,
Von Annahung, und Stand und Rang!

Freiheit! Freiheit

Für jede edle Geisteskraft
Mit Rath und That, mit Wort und Hand,
Für jede Kunst und Wissenschaft,
Für Volksgedeihn und Vaterland!

Freiheit! Freiheit!

Ich sing' es hell und ruf' es laut,
Es halle fort von Ort zu Ort,
Es sei des Kindes erster Laut,
Es sei des' Greifes letztes Wort!

Freiheit! Freiheit!

Willkommen, alter ew'ger Klang,
Der durch die Weltgeschichte dringt,
Und Hoffnung uns in Sag' und Sang
Von einer schön'ren Zukunft singt!

6. National-Hymne.

Mel. Zwischen Brüder und Komotau.

¶ latein'scher Hirlefanz,
Wirst du denn nie auf Erden
Wenigstens für uns einmal
Zur todtten Sprache werden?
,: Heißassa, hoppassa!
Zur todtten Sprache werden? :

Dreizehn Jahre muß Latein
Der junge Michel treiben!
Und er soll sein Lebelang
Doch nur ein Michel bleiben;
,: Heißassa, hoppassa!
Doch nur ein Michel bleiben. :

Wer ein Staatsamt haben will,
Der muß Latein erst sprechen.
Seine Muttersprache mag
Er immer radebrechen,
,: Heißassa, hoppassa!
Er immer radebrechen. :

Von latein'schen Brocken sinkt
Gerichtsamt und Verwaltung,
Kauderwälzsch ist jede Schrift
Und jede Unterhaltung,
,: Heißassa, hoppassa!
Und jede Unterhaltung. :

Und die Katholiken gar
 Zu Gott lateinisch siehen,
 Und das soll dann Gott verstehn,
 Was sie selbst nicht verstehen,
 : Heissassa, hopsassa!
 Was sie selbst nicht verstehen. ;

Hätten sich die Römer wol
 Dereinst emancipieret,
 Wenn sie das Hebrä'sche so
 Wie wir's Latein studieret,
 : Heissassa, hopsassa!
 Wie wir's Latein studieret? ;

Endlich mußt du, Girlefanz,
 Dich wol zum Teufel trollen,
 Das wir lernen was wir sind
 Und was wir werden sollen,
 : Heissassa, hopsassa!
 Und was wir werden sollen. ;

Den Perückenmachern war
 Die Neuzeit nicht gewogen —
 Und so geh's in Deutschland bald
 Auch allen Philologen!
 : Heissassa, hopsassa!
 Auch allen Philologen! ;

7. Schöne Aussichten.

Mel. Bivat, es leb' das preuß'sche Heer!

Das Pulver hast erfunden du
Und auch die Druckerei,
Und Anno dreizehn machtest du
Dir deine Fürsten frei,
O deutsche Nation,
Was ward dafür dein Lohn?
Gar viel, gar viel! Der deutsche Bund
Verhieß dir Pressefreiheit. ;

Kommt je der deutsche Bund in Noth,
So nimm das Schwert zur Hand,
Schlag dankbar deine Feinde tot!
Es gilt für's Vaterland.
O deutsche Nation,
Denk an den alten Lohn!
Denk dran, denk dran! Der deutsche Bund,
Verhieß dir Pressefreiheit. ;

Ha! dann erlaubt die Polizei,
Dass du von Freiheit singst,
Auf Deutschlands Einheit nebenbei
Auch wol ein Hoch ausbringst.
O deutsche Nation,
Dein harrt noch größerer Lohn:
Der deutsche Bund verheisst dir
Auf's Neue Pressefreiheit. ;

S. Michel's Abendlied.

Ich weiß deine Werke, daß du weder kalt noch warm bist; ach! daß du kalt oder warm wärst.

Offenbarung Johannis 3, 15.

Mel. Zeit schwenken wir den Hut.

Ich bin ein freier Mann,
Nie ficht die Furcht mich an.
Für Fortschritt nehm' ich stets Partei,
Ich denke, red' und handle frei —

Chor.

Mit Polizei-Erlaubniß,
— Erlaubniß.

Ich habe Kraft und Mut,
Zu opfern Gut und Blut;
Ich gebe Geld, ich opfre Geld
Für die Verfolgten aller Welt —

Chor.

Wenn's nur nicht ist verboten,
verboten.

Ich bin beseelt zumal
Für das was liberal.
Zu Dankadressen nah' und fern
Geb' ich auch meinen Namen gern —

Chor.

Wenn's nur nicht ist gefährlich,
gefährlich.

Ich bin ganz rücksichtslos,
Ich werde furios,
Ich schimpf und fluch' auf Tyrannie,
Censur, geheime Polizei —

Chor.

Wenn niemand ist zugegen,
zugegen.

Zur Grinnerung an Friedrich Pogge auf Zierstorff.

(Vom Dr. S. Schnelle auf Buchholz.)

Das war ein tüchtiger Mann, der Frits Pogge, dessen Bild unser diesjähriges Volksbuch bringt. Wir sehen zwar kein Band in seinem Knopfloch, kein Kreuz und keinen Stern auf seiner Brust, auch ist er schlechtweg nur Frits Pogge ohne Titel und Staatsamt — und doch hat dieser Mann nicht in Mecklenburg allein, sondern auch weit über dessen Grenzen hinaus eines Ansehens und einer Liebe genossen, deren sich nicht bloß in unserer Zeit, sondern überhaupt wenige Mecklenburger rühmen können.

Aber wodurch war denn Pogge der populärste Mann im Lande geworden? — Durch seinen gesunden Menschenverstand, vor dem kein Vorurtheil Bestand hatte und der sich kein X für ein U machen ließ; durch sein Herz, welches jeden Druck und jede Ungerechtigkeit, die seinen Nebenmenschen widerfuhr, mit empfand; durch die Macht seines Willens, der von dem einmal für recht und zweckmäßig Erkannten

nicht wieder abließ und nicht wich und wankte, bis er sein Ziel erreicht.

Fritz Pogge war ein ächter Mecklenburger, ein Mecklenburger durch und durch, und doch vergaß er keinen Augenblick, daß er ein Deutscher sei. So mußte er wohl der volksbüttlichste Mann werden, den Mecklenburg seit langer Zeit gehabt. In ihm waren alle Eigenschaften, welche den Mecklenburger gerade zu dem machen, was er ist, in höchster Blüthe und in schönster Harmonie vorhanden. Sinnig und launig, gemein und niederträchtig, wie unser Bauer das nennt, praktisch und doch schwärmend für seine Ideen, vor dem Entschluß zaudernd, nach demselben zähe, ein geborner Feind alles affectirten, geizierten und hochmuthigen Wesens, so war unser Pogge. Merkwürdig war es, wie Theorie und Praxis in ihm völlig zusammenfielen; was er für gut und zweckmäßig hielt, was ihm zu reformiren oder abzuschaffen schien, das griff er ohne langes Bedenken und Besinnen sofort an, auch wenn der Sieg noch so zweifelhaft schien. „Wer da weiß, Gutes zu thun und thut's nicht, dem ist Sünde,“ dieser Bibelspruch wäre die beste Devise für ihn gewesen. Und er verzweifelte nie am Erfolge, er wußte immer die Sachen anzufassen, denn es trieb ihn unwiderruflich und unaufhörlich zur Verwirklichung seiner Ideen.

Seine Wirksamkeit war eine dreifache und in jeder ist er von großem und segensreichen Einfluß auf unsere Zustände gewesen. Er hat als Landwirth, als Landstand und als

Freund der geringeren Landleute Epoche gemacht, und Mecklenburg verdankt ihm sehr Vieles von dem, was es in diesen Beziehungen Gutes hat und Gutes noch hoffen darf.

Betrachten wir nun zunächst seine landwirthschaftliche Wirksamkeit.

Es ist allgemein anerkannt, daß erst in den letzten 30 Jahren eine allgemeine und nachhaltige landwirthschaftliche Industrie in Mecklenburg sichtbar geworden ist. Was früher für diese Industrie geschah, waren vereinzelte Bestrebungen, die um so weniger Nachahmung fanden, als sie häufig mit dem Ruin oder doch mit Verlusten der Unternehmer endeten. Pogge's heller praktischer Verstand aber wußte das Nötige aus jenen verunglückten Bestrebungen herauszufinden und mit der Energie, die ihm eigen, das für richtig Erkannte auf die zutreffendste Weise auszuführen. Zunächst hinsichtlich der Schafzucht. Rückkehrend von einer im Jahr 1814 nach Holland und England unternommenen Reise sah er die auf wunderbare Weise dem Schlachtmesser entronnene echte Merinoheerde des Baron Grote. Dieselbe war vom Kaiser Napoleon in das ehemalige Königreich Westphalen zur Hebung der dortigen Schafzucht geschickt, aber im Kriegsgetümmel schon auf dem Wege ins Lager gewesen, um dort zu Kochstücken zerhauen und verspeist zu werden. Pogge sah diese Heerde mit dem Blicke des Land- und Volkswirthes. Er erkannte sogleich, welcher Vortheil dem Lande erwachsen müsse, wenn es statt seiner Schmierschafe echte Merino's besitze, und wußte,

nach Hause zurückgekehrt, auch seinen Bruder für die Idee, einen Stamm echter Merino's in Noggow aufzustellen, so einzunehmen, daß der Vater dem Drängen der beiden Söhne nicht widerstehen konnte. Es wurden also zwei Böcke (unter ihnen der für die mecklenburgische Schafzucht so bedeutend gewordene Napoleon) aus der Heerde des Baron Grote und eine Heerde von Merinoschafen aus der fürlisch Lichnowsky'schen Stammflockerei gekauft. Diese Stammheerde ist es, die für den Nationalwohlstand Mecklenburgs von unermesslichen Folgen gewesen. Aehnlich war freilich schon früher der Obersägermeister von Moltske auf die Hebung der mecklenburgischen Schafzucht bedacht gewesen, aber leider nahmen alle Unternehmungen dieses trefflichen Mannes durch Misgeschick, Ungunst der Menschen und der Verhältnisse, vielleicht auch noch aus andern Gründen ein trauriges Ende, und auch seine Stammheerde von Merinoschafen ging gänzlich zu Grunde. So ist also Pogge als der Gründer der edlen Schafzucht in Mecklenburg zu betrachten, und wenn auch sein noch lebender jüngerer Bruder in der Folge mit besonderer Vorliebe für dieselbe gewirkt hat, so hat jener doch in dieser Sache den ersten nachhaltigen Impuls gegeben.

Gleiches, wenn nicht noch größeres Verdienst hat sich Pogge um die Pferdezucht erworben. Er heißtt davon der Pferde-Pogge. In diesem Zweige unterstützte ihn vorzüglich der leider zu früh verstorbene Baron von Biel, mit welchem er gemeinsam und fast in Allem von gleichen Ansichten aus-

gehend, das Ziel der möglichsten vervollkommenung unserer Pferdezucht verfolgte. Pogge war selbst ein tüchtiger Reiter und ein Liebhaber von Pferden. Den ersten Grund zu seiner hohen Kenerschaft in dieser Hinsicht legte er dadurch, daß er seinem Vater 1813 bei Lieferung der Pferde für das Walmoden'sche Corps assistirte. Auch die Pferderennen in Mecklenburg verdanken Pogge's und Biel's vereinten Bemühungen ihr Entstehen, und wenn auch ältere Landleute das „alte, echt mecklenburgische Pferd“, welches bereits fast ganz verdrängt ist, immer noch sehr zu preisen pflegen, so wissen wir doch alle, daß Mecklenburgs Pferdezucht zur Zeit auf einem Standpunkte steht, der den Neid des Auslandes erregt und daß jetzt weit höhere Summen für Pferde ins Land kommen als vordem.

Rappsbau, Mergeln, Rieselung der Wiesen, Hebung der Viehzucht in allen ihren Zweigen, das sind vier andere Betriebe, die hauptsächlich durch Pogge's Bemühungen und Vorbild in Mecklenburg heimisch geworden sind und durch diese Betriebe hat das Land Millionen gewonnen.

Besonders aber wirkte Pogge für unsere Landwirtschaft im Allgemeinen dadurch ganz außerordentlich viel, daß er, obwohl die Ueberlieferung und die Erfahrungen der Alten in Ehren haltend, doch mit regstem Sinn allem Neuen seine Aufmerksamkeit zuwandte. Dabei prüfte er denn freilich mit der Bedächtigkeit der Alten, führte aber aus mit der Energie des Jünglings. Das Wohl seines Gewerbes und das damit

so wesentlich zusammenhängende Wohl des Landes immer im Auge haltend, hat er ökonomischen Versuchen sehr viel Zeit und Geld geopfert; freimüthig theilte er die gewonnenen Resultate mit, denn fern war ihm jene Eitelkeit, die nur der günstigen erwähnt, die ungünstigen aber verschweigt oder bemäntelt.

Als einer unserer renommirtesten Landwirths kam er denn auch bald mit den bedeutendsten Landwirthen Deutschlands und des Auslandes in Verbindung und durch den Besuch der Versammlungen der deutschen Land- und Forstwirths mit den meisten derselben auch in persönliche Verührung. Wie ihm selbst diese Verbindungen eine große Anregung gaben, so wurde diese Anregung ferner fruchtbar, indem er sie Andern mittheilte.

So wirkte Pogge nicht bloß durch positive Verbesserungen für unsere Landwirthschaft, sondern noch mehr durch den Eifer, den er für diese Kunst bei seinen Gewerbsgenossen zu wecken wußte. Besondere Erwähnung verdienen hier noch seine Verdienste um die vervollkommenung unserer ökonomischen Werkzeuge und um eine zweckmäßigeren und wohlfleilere Ausführung der ländlichen Arbeiten. Wer den Eigensinn und Schleindrian unserer älteren Landsleute kennt, der wird die Schwierigkeiten ermessen können, die sich der Einführung z. B. von Säemaschinen und von andern als den bisher üblichen Alterwerkzeugen entgegenstellten. Durch sein Wort und Beispiel haben jedoch alle die Verbesserungen, welche

der landwirtschaftliche Betrieb in den letzten dreißig Jahren erfahren, einen schnellen und allgemeinen Eingang bei uns gefunden und die Geschichte der mecklenburgischen Landwirtschaft wird es ihm also nachzurühmen haben, daß er vorzüglich eine neue bessere Zeit für das ganze ländliche Gewerbe herbeigeführt hat. —

Pogge's landständische Wirksamkeit war aber nicht minder bedeutend und folgenreich. Zufällig und unabsichtlich auf seine landständischen Rechte und Pflichten aufmerksam gemacht, wurde er von Stund' an der eifrigste Landstand. Er wurde nämlich durch ein Mitglied des sogenannten eingeborenen Adels einer speziellen Abstimmung halber, zum Landtag gerufen; dieser Besuch des Landtages veranlaßte ihn, weiter über seine landständischen Obliegenheiten nachzudenken und nachzuforschen und so wurde er nicht allein seitdem ein eifriger Landstand, sondern es kann auch die seit jenem Besuch und namentlich seit 1838 so sehr gestiegene Zahl der Landtagsbesucher größtentheils auf Rechnung jenes einen Besuches geschrieben werden. Wie mußte aber Pogge's unbefangener, vorurtheilsfreier Sinn durch unsere landtägigen und landständischen Verhältnisse verlegt werden! Er spricht sich darüber in seiner klaren, einsachen Sprache in einem Aussage im freimüthigen Abendblatt aus. Pogge hat nun in dieser Beziehung das große Verdienst, nach 40 Jahren zuerst wieder thätig die Gleichstellung der bürgerlichen Gutsbesitzer mit den adeligen versucht zu haben. Allerdings hatte schon Mancher vor

ihm das Demüthigende in der politischen Stellung der bürgerlichen Gutsbesitzer tief empfunden; allerdings hatte auch schon Manchem sein politisches Gewissen gesagt, daß einem solchen Zustande ein Ende gemacht werden müsse, — Niemand aber hatte geglaubt, daß in dieser Sache irgend ein Erfolg zu erreichen sei und so hatte die Scheu vor einem vermeintlich vergeblichen Unternehmen, jeden von Dem zurückgehalten, was doch seine Pflicht war. Doch das war nicht Pogge's Art: er konnte bei der Erkenntniß von der unverrücklichen Gleichheit aller Mitglieder der Ritterschaft, nicht die Hände müßig in den Schoß legen; auch sah er bald, daß die Mehrzahl seiner Standesgenossen keine so träge und theilnahmlose Masse sei, als man bis dahin annahm. Da er nun auch der Überzeugung lebte, daß nur dann ein nachhaltiger Fortschritt in Mecklenburg möglich sei, wenn den bürgerlichen Gutsbesitzern ihre verfassungsmäßige Bedeutung und so mindestens die Möglichkeit gegeben werde, daß auch das liberale Prinzip unter den Ständen Mecklenburgs seine Vertretung finde, — so griff er denn mutig zum Werke. Früchte hat er von diesen Bestrebungen nicht gesehen, aber er hat das Samenkorn, das er legte, doch noch feinen und an das Tageslicht treten sehen. Seine Verdienste in dieser Beziehung sind übrigens bedeutender als es scheinen mag. Seine allgemeine Popularität kam ihm auch hiebei zu Statzen: seiner Auflorderung widerstand kein bürgerlicher Gutsbesitzer und was unser Pogge wollte, das wollten sie alle.

Mögen denn die bürgerlichen Gutsbesitzer nie vergessen, was sie ihm schuldig sind und ihm dadurch danken, daß sie seine reine warme Humanität und seine Gesinnungstüchtigkeit sich anzueignen suchen.

Was war endlich Pogge als Freund der kleineren Landleute? Was hier zunächst seine Stellung als Guts- und Dienstherr betrifft, so hielt er das Verhältniß zwischen Herrn und Untergebenen nicht für ein „patriarchalisch“ in der Art, daß der Herr die Sonne, um welchen sich der Untergebene in willloser Unselbstständigkeit zu drehen hat. Eine solche Gesinnung war ferne von ihm; er betrachtete sich auch als den Vater seiner Untergebenen, diese selbst aber (und darin liegt der Unterschied von anderen Liebhabern der Patriarchie) nicht als Kinder, sondern als Mündige, die zu immer größerer Selbstständigkeit zu führen seien. Eine solche Behandlung, welche seine Selbstständigkeit respectirt, erkennt aber der so oft geschmähte gemeine Mann stets mit größtem Danke an, und so war Pogge von allen seinen Leuten geliebt und konnte sich mehr auf sie verlassen als Andere, die immer um ihr Herrnansehen in Sorgen sind, oder in überverständener Humanität ihre Leute durch unzeitige Nachsicht, durch Gnade oder durch eine verschwenderische Freigebigkeit an sich zu fesseln suchen, sie aber in Wahrheit nur verderben und zu Heuchlern machen.

Das Wohl der arbeitenden Classen war überhaupt der stete Gegenstand seiner Bemühungen. Das hat er durch

Wort und That bewährt und keine Gelegenheit hiezu unbenutzt gelassen. In jeder Bauernversammlung, wie fast auch in jeder Versammlung des patriotischen Vereins, brachte er einzelne das leibliche oder geistige Wohl der untern Clas- sen berührende Puncte in Anregung. Leutselig verkehrte er mit jedem Arbeiter, der ihm in den Wurf kam, und keiner verließ ihn, ohne einen mehr oder weniger bedeutenden Ein- druck davon zu tragen.

Selbst auf seinen Reisen hielt er häufig an, unterhielt sich mit den Arbeitern und Hirten und immer fand er Ge- legenheit, beiläufig und ganz mit dem Anschein der Absichts- losigkeit ein gutes Wort fallen zu lassen. War das gelungen, so freute sich Pogge herzlich des ausgestreuten guten Samenkorns, ließ sich aber, bekannt mit dem Misstrauen des gemeinen Manns, niemals verleiten, einen moralisirenden oder predigenden Ton anzunehmen, oder ein ernahmendes Wort anders zu sprechen, als wenn der Verlauf der Unter- redung auf natürliche Weise ein solches herbeiführte.

Ein anderes, die schönsten Früchte verheißendes Samen- korn legte Pogge in dieser Beziehung durch die Bauernver- sammlungen, welche er ins Leben rief. Er hatte solche Ver- sammlungen in anderen Theilen Deutschlands kennen gelernt und ruhte, von ihrem Nutzen und ihrer Ausführbarkeit über- zeugt, nicht eher als bis die Veranstaltung einer Bauernver- sammlung im Teterow'schen Distrikt des Patriotischen Ver- eins beschlossen worden. Die Sache war neu und machte

großes Aufsehen; es wurden über Nutzen und Ausführbarkeit solcher Bauernversammlungen die entgegenstehendsten Ansichten laut; zwei Jahre vergingen, ehe ein zweiter District (Warin) sich entschloß, dem gegebenen Beispiel zu folgen. Unterdeß war aber Pogge schon weiter gegangen; kaum hatte nämlich die Idee, daß Bauernversammlungen aus einem bestimmten kleineren Kreise denn doch ihr Gutes haben möchten, sich einen Eingang verschafft, als er auch alsbald mit der Absicht hervortrat, eine allgemeine mecklenburgische Bauernversammlung zu veranstalten. Das schlug zündend ein und so wie sich nun die Freunde des Fortschritts eng um Pogge schaarten, so wurde die Gegenvartei dadurch auch aufgestachelt zum letzten Kampf. Mit dem vornehmen Lächeln und dem mitleidigen Achselzucken, mit welchem man die Bauernversammlungen in den Districten Teterow und Warin hatte abfinden wollen, ließ sich jetzt die Sache nicht mehr zurückweisen: es mußte ernstlicher gefämpft werden. Man bot also so ziemlich alle Arten von Mitteln auf, um die Sache zu bekämpfen; man versuchte die Behörden einzuschüchtern und schickte nach dem Princip, die Parteien zu verwirren, Leute von liberaler Färbung gegen den Feind, hauptsächlich aber bekämpfte man denselben mit dem groben Geschütz der so beliebten Theorie der Unreife.

Danach war denn der Bauer für Bauernversammlungen nicht reif; er war nicht fähig dazu, sich über das zu besprechen, was er täglich unter Händen und vor Augen hatte;

ja, er war ein „elender Waldstamm“, auf den man ein „Edelreis“ sezen wollte u. dgl. m. Solcherlei Redensarten wagte man noch, nachdem doch bereits drei Bauerversammlungen in den Districten Teterow und Warin sehr glänzende Resultate gegeben hatten; ja man sah solche Waffen von Leuten brauchen, die gewiß in dem guten Glauben leben, zu den Männern des Fortschritts zu gehören und demselben allen Ernstes zu huldigen gemeint sind.

Dies kämpfen gegen eine allgemeine Bauerversammlung hatte denn doch manchen denselben ungünstigen Erfolg gehabt; die Behörden mochten mit der Sache nichts zu thun haben und zu der Hauptversammlung des patriotischen Vereins, in welcher die Sache ein moralisches Gewicht dadurch erhalten sollte, daß aus den Mitteln jenes Vereins eine Summe für die Kosten der allgemeinen Bauerversammlung ausgelegt wurde, — zu dieser Hauptversammlung waren recht viele Gegner der Emancipation des Bauernstandes entsandt. Da hörte man denn die gedachte Theorie der Unreife in recht vielen Variationen durchführen, und es fehlte zugleich keinesweges an frommen Wünschen für eine Hebung des Bauernstandes in anderer Weise. Fragte man freilich, wie diese zu realisiren seien, so fehlte die Antwort und eben so wenig war ein Bescheid zu erlangen, wenn man forschte, wie es denn anzustellen sei, um die Bauern für allgemeine Bauerversammlungen reif zu machen, falls sie wirklich zur Zeit für dieselben noch unreif wären.

So war denn wohl ein heißer Kampf zu erwarten, — aber er entstand gleichwohl nicht. Das landesväterliche Auge des Fürsten hatte nämlich Zweck und Nutzen der Bauernversammlungen richtig gewürdigt und es war nicht bloß eine bestimmte Summe für die Kosten derselben ausgeworfen, sondern es waren auch die Behörden angewiesen worden, die Bauernversammlungen thunlichst zu unterstützen. Davor war denn manche Stimme verstummt und die sich dennoch erhebenden, immer noch genug, um eine Beteiligung des patriotischen Vereins zu hindertreiben, — diese wußte Pogge dadurch zu beseitigen, daß er den Gedanken festhielt: über den Nutzen der Bauernversammlungen im Allgemeinen sei kein Streit (Dies hatten nämlich die Gegner solcher Versammlungen unvorsichtiger Weise zugegeben), jeder wolle ja auch eine Hebung des Bauernstandes, nur dieser auf diese, jener auf jene Weise, Streit sei also nur darüber, ob der mecklenburgische Bauer für allgemeine Bauernversammlungen reif sei und Mancher möge auch wohl nebenher noch die Verantwortlichkeit für eine neue Maßregel, deren Erfolg im vorliegenden Falle zweifelhaft sei, nicht übernehmen; sei man so in der Hauptsache einig, so erbiete er sich nun, die Verantwortlichkeit wegen der Bauernversammlungen zu übernehmen, — er sei zu fest von ihrem Nutzen überzeugt, — über Nebendinge möge man nicht streiten und es möge ihm also nur jeder, der es aufrichtig meine mit der Hebung des Bauernstandes, mit Rath und That an die Hand gehen; er werde

es ebenso machen, wenn späterhin etwa Andere für denselben Zweck auf andere Weise wirken wollten; das nahe Gute dürfe nicht über das Bessere verabsäumt werden, welches noch in weiter Ferne liege; Verbesserung der ländlichen Schulen sei allerdings ein wichtiger Gegenstand, da aber Niemand einen Weg anzugeben wisse, wie dieselbe zu erreichen, so möge man sich doch durch die Wünsche für diesen Weg zum gemeinsamen Ziele, nicht vom Handeln für den seinigen abhalten lassen.

Es wurden auch hiegegen wohl noch viele Stimmen laut, aber es fehlte doch dem Widerspruch der gehörige Nachdruck, und so bewilligte der patriotische Verein denn eine bestimmte Summe für die Kosten einer allgemeinen Bauernversammlung. Pogge hatte gesiegt.

Einer solchen Versammlung hat der Verewigte nun noch als Leiter beigewohnt; kurz vor der zweiten überfiel ihn aber die tödtliche Krankheit und machte, daß dieselbe erst im folgenden Jahre 1814 gehalten wurde. Die Stimmen gegen solche Versammlungen sind aber jetzt schon durch die Gewalt innerer Gründe eben so stumm geworden, als nach Gottes Rathschluß die Stimme dessen, der sie ins Leben rief. Bereits hat jeder verständige Freund seines Landes die feste Ueberzeugung gewonnen, daß diese Bauernversammlungen ein mächtiger Hebel zur Hebung des Bauernstandes und zur Annäherung der verschiedenen Classen und Stände sein werden. Allgemein wird diese Ansicht bei uns freilich

wohl sobald noch nicht werden, denn wir sind in Mecklenburg noch gar vielfach mit unserem Blick zu sehr auf denselben Kreis beschränkt, in welchem wir uns zunächst bewegen; der sogenannte Höhere vermag kaum anders als herablassend mit dem Niederen zu verkehren und daraus ist eine häßliche Scheidewand zwischen den verschiedenen Geburts- und Berufsständen emporgewachsen. Diese Scheidewand verhindert die gegenseitige Bekanntschaft und Achtung unserer Stände-classen. So besitzt unser Bauer im Durchschnitt so viel echte, praktische Lebensweisheit, die wohlhabenderen in der Regel so viel praktische, von jeder Pedanterei entfernte Kenntniß seines Gewerbes, daß wahrlich der Vortheil der Bauernversammlungen nicht bloß auf Seiten der Bauern sein wird. Und lernte auch wirklich die höhere Classe durch dieselben nichts Anderes als Leutseligkeit, so würde das schon ein großer Gewinn sein. Laßt es Euch gesagt sein, Ihr vornehmen Herren: Ein Landwirth ist wirklich dadurch nicht schlechter, daß er etwa nur 6 statt 60 Last Aussaat zu bewirtschaften hat, und wer sich bei selbst gebrauem oder doch inländischem Bier des Lebens freut, ist darum kein schlechterer Mann als einer, der nur „Rappsbier“ gut genug hält, um dabei froh zu sein. Wir klagen Alle über das Mißtrauen der Bauern, aber ehe die höheren Stände nicht von der Zurückhaltung oder gar Herablassung nachlassen, mit der sie den Bauern begegnen, ehe sie sich nicht mehr Mühe geben, denselben kennen zu lernen, wird dies Mißtrauen nicht

schwinden und werden alle die Nebelstände nicht aufhören, welche daraus, und wahrlich nicht bloß für den Bauernstand allein entstanden sind, daß er bisher in einem fast ganz isolirten Zustande lebte.

Die Bauernversammlungen haben nun eine herrliche Anregung gegeben, diesen Zustand der Absperzung aufzuheben und es ist gewiß sehr befriedigend, zu sehen, wie sehr die Bauern jedes Entgegenkommen anzuerkennen wissen, welches aus reiner Humanität hervorgeht; ja es hat wohl auf Biele eines tiefen Eindrucks nicht verfehlt, daß die in den Bauernversammlungen erhaltene Anregung bei sehr vielen würdigen Bauern den Vorsatz hervorgerufen hat, recht eifrig bei ihren Kindern für das zu sorgen, was ihnen selbst nicht zu Theil geworden, — einen guten Schulunterricht. Wenn thatsächlich solche Vorsäge in Folge der Bauernversammlungen bei den Bauern entstanden sind, so kann gewiß auch der besonnenste, ruhigste Beurtheiler die schönsten Resultate von denselben erwarten.

Der Bauer ist ein zu wesentliches Mittelglied zwischen den höheren Ständen und den eigenlichen Tagelöhnnern, als daß man ihn länger unberücksichtigt lassen oder doch nur so obenhin beachten dürfte. Anzuerkennen ist es freilich, daß unsere Regierung *) seit mehr als hundert Jahren ihre be-

*) Die Regierung verdient das Lob, welches Sie derselben hier zollen, doch nur hinsichtlich der Domänenbauern, denn die

sondere Sorgfalt diesem Stande gewidmet hat, — aber wie alle solche von oben herabkommende Bestrebungen zunächst nur äußere Resultate hervorrufen, so ist es auch hier gewesen: der Bauernstand ist durch diese Sorgfalt zunächst nur äußerlich gehoben, dadurch aber freilich nun bereits empfänglich für solche Einwirkungen, welche darauf berechnet sind, ihn auch innerlich zu veredeln, ihm Selbstvertrauen und die richtige Würdigung seiner Stellung zu geben. Pogge's scharfes Auge erkannte nun, daß unser Bauer schon in solcher Verfassung sei und die Bauernversammlungen waren gewiß das zweckmäßigste Mittel, um diesen Zustand zur Blüthe und Frucht zu treiben.

Dank also, ewigen Dank dem Manne, dessen helles Auge das, was Noth that, erkannte, dessen großes Herz*)

ritterschaftlichen Bauern sind ja in quali et quanto fast ganz der Willkür unserer Ritter preis gegeben und der Staatskalender von 1819 hat noch circa 50 ritterschaftliche Bauern mehr als der heurige; — das kommt aber davon, wenn man von der Ritterschaft vertreten wird! A. d. Herausgebers.

*) Pogge war nichts weniger als sentimental; aber als er auf der Doberaner Versammlung der deutschen Landwirthe seine Begeisterung für die Idee der Bauernversammlungen aussprach, war er so ergriffen von seinem Gegenstände, daß er seine Aufführung nicht bemeistern konnte. Eine solche Thräne ist werthvoller als der kostlichste Diamant, der in der Krone eines morgen- oder abendländischen Herrschers funkelt.

höher schlug bei dem Gedanken, eine ganze, bis dahin wenig beachtete Classe von Mitmenschen auf den Weg der Bildung und des Fortschritts zu führen.

Wenn wir nun auf diese großartige Wirksamkeit eines schlichten Privatmanns zurückblicken, so erscheint uns das Beamtenthum mit seinen bebänderten und betitelten Söldlingen in einem höchst impotenten Zustande. Ja, wenn wir nur in allen Classen Pogge's hätten, wir würden gewiß nicht mehr bei jeder Gelegenheit sagen: Das muß der Staat thun, dafür muß der Staat sorgen, — sondern wir würden inne werden, daß das Gemeinwohl vielmehr wesentlich auf dem Gemeinsinn der Staatsbürger beruht und daß wir selbst mit anfassen müssen, wenn es besser werden soll, — dazu möge denn uns Alle diese Erinnerung an den theuren Todten führen.

Ich kann es mir nicht versagen, neben diesem Abriss von der Wirksamkeit Pogge's, wie sie äußerlich ins Leben trat, meinen Landsleuten auch noch ein Bild seines inneren Menschen zu geben, ein Bild, welches auch an sich und abgesehen von unserem theuren Freunde Jeden ansprechen wird. In der landwirthschaftlichen Literaturzeitung des Staatsraths Fischer, Jahrgang 1843, Heft 12. findet sich nämlich von dem genannten Herausgeber nachstehender Nekrolog unseres Pogge.

Dem Andenken dieses vortrefflichen Mannes in diesem Blatte einige freundliche Zeilen zu widmen, war dem Heraus-

geber ein von seinem Herzen gebotenes Anliegen. Welchem Mitgenossen der schönen Erinnerung an die heitern Tage des Zusammenlebens so vieler befreundeten Männer auf den Versammlungen der Landwirthe zu Doberan und Altenburg wäre der gemüthsheitere Pogge entgangen, der mit dem regsten Eifer für seinen Beruf ein so rein menschliches Herz zeigte, das in der Lebendigkeit seiner Gefühle so oft bewegt wurde, wo es sich von Neuerungen liebvoller Theilnahme an rein menschlichen Interessen handelte.

Sehr am Herzen lag mir dabei die Sorge nicht bloß in Bezug auf sein äuheres Leben und Wirken, als Landwirth und Staatsbürger, sondern hauptsächlich auf sein inneres Leben, einen treuen Berichterstatter zu gewinnen. Ich erhielt einen solchen nach Wunsch in einem Correspondenten, von dessen eignen Worten eine Sylbe dem Publikum vorzuenthalten, ich für einen Verrath an der Gemüthlichkeit der Leser halten möchte. Ich thue es auf die Gefahr, daß eine solche buchstäbliche Veröffentlichung dieser Mittheilung sogar als ein unzarter Gebrauch eines hingegebenen unbefangenen Vertrauens gelten könnte, — ja auf die Gefahr, meine eigene Persönlichkeit dem Verdacht des Eitelkeitsgenusses auszusetzen. Aber ich appellire an das Gefühl meiner Leser, ob ich bei der in dieser Form gegebenen biographischen Mittheilung nicht von denselben eines gröhsern Danks und Beifalls mich zu erfreuen habe, als wenn ich diese Darstellung

von der Feder des gewandtesten Redners und Schriftstellers
Deutschlands hätte geben lassen.

P. P.

„Indem ich Ew. Hochwohlgeboren den aufrichtigsten,
wärmsten Dank für die mir ausgesprochene Theilnahme an
meinem theuren, verklärten Mann und für das Mitgefühl
mit meinem unerzählichen Verluste verpflichte, bitte ich Sie,
diesen Aufschub der Beantwortung Ihres geehrten Schreibens
mit dem Umstände entschuldigen zu wollen, daß unser un-
glückseliges Haus seit dreizehn Wochen Krankheit und Tod
preisgegeben war, daß ich, vier Wochen nach seines Vaters
Tode, einen hoffnungsvollen, reichbegabten Sohn von beinahe
25 Jahren verloren, und daß ich, bisher selbst frank, phy-
sisch wie moralisch unsfähig dazu war.

Sollte mein Schreiben für Ihre gütige Absicht, meinem
theuren Mann eine öffentliche Anerkennung verschaffen zu
wollen, bereits zu spät kommen, so dürfte es Ihnen vielleicht
eine gewünschte Genugthuung sein, durch mich bestätigt zu
finden, was Ihnen, trotz der kurzen Bekanntschaft, Scharf-
sinn und Beobachtung lehrten: daß er der Mann war, der
mit Redlichkeit des Herzens ein hohes geistiges Streben ver-
band, und dessen kräftiger Wille, sich seiner Mitwelt nützlich
zu machen, nie Schwierigkeiten wisch, sondern durch sie er-
stärkte, und der dabei aller Ruhmsucht ferne war.

Die Veranlassung seines Todes ist offensichtlich die Altenburger Reise, die ihn geistig zu sehr erregte und anspornte, indem sie ihn körperlich zu sehr ergriff und abspannte, zumal da er schon auf der Reise dorthin eine Rippe gebrochen hatte, und nun allen dadurch verursachten Schmerz heldenmuthig überwand, um das nicht zu versäumen, was seine ganze Seele erfüllte: Streben nach eigner Aufklärung und Beförderung des Gemeinwohls nach Kräften. Hierzu noch kam die von der Reise unzertrennliche Erhitzung und Erfältung und die damit verknüpften durchwachten Nächte. Er kam sehr angegriffen, aber mit kaum unterdrückter Lebhaftigkeit zurück, legte sich nach fünf Tagen, lag im Verlauf einer Woche im schrecklichsten Nervenfieber und in einem Monat — als Leiche.

Selbst sein Krankenlager war charakteristisch; so lange er Bewusstsein hatte, trug er seine Leiden mit einer gewissen anmutigen Leichtigkeit und Launigkeit; als dasselbe schwand, fielen ihm seine reichen, blühenden Phantasien inmitten seines großen Wirkungskreises, und ließ ihm die wahrhaft furchtbare Krankheit lichte Momente, so trug er deren Schrecknisse mit männlicher Haltung und ruhiger Ergebenheit.

Einliegende Abschrift^{*)} aus einem hiesigen öffentlichen Blatte lehrt Ew. Hochwohlgeboren die Hauptmomente seines öffentlichen und betriebsamen Lebens, indem ich mir auf Ihre

^{*)} Es ist dies die im Abendblatt von 1843 Nr. 1298 erschienene Biographie Pogge's.

Berlangen eine Hinweisung auf sein inneres Leben erlaube, jedoch nur in schwachen Umrissen, aus dem einfachen Grunde, daß mein Gemüth und mein Herz ihn nur im Stillen zu würdigen gewohnt waren, und ich dem, was mein ganzes Glück ausmachte und mein eigenstes Wesen erfüllte, ein Wort lieb.

Eine Wahrheit muß ich zuerst feststellen: daß er Alles, was er war, durch sich selbst war, oder besser noch: daß er seines Seins Elemente, die der Himmel ihm so herrlich verliehen, allein, ohne irgend eine Beihilfe auf seine Weise formte und ausarbeitete, mit Hülfe des Gedankens, seines Vaters würdig zu werden, den er bis zu seines Lebens Ende künstlich verehrte, und dessen Vorzüglichkeit er verstand und hochschätzte. Da war nichts Angelerntes, nichts Eingeimpftes, Alles in ihm war reine Originalität. Schulbildung hat er nie besessen, systematisches Wissen nie sich angeeignet, verfeinernden, bildenden Umgang in seinen jüngern Jahren nie viel genossen, und so erklärt sich die verhältnismäßige Abschleifung seines äußern Wesens, seine Welt- und Menschenkenntniß, sein leichter Umgangston, seines Herzens und Geistes Bildung nur allein durch ein ihm inwohnendes natürliches Järtgefühl, eine schnelle Beobachtungsgabe, einen raschen, auffassenden Sinn, sowohl für das Lächerliche, als für das Werthvolle und Anmuthige, eine Empfänglichkeit für alles Große, und durch das Genie, den Erfolg einer Sache stets von dem Willen dazu zu trennen, woran so

Mancher scheitert, was alles Zuthaten sind, um den Mann auf den Standpunkt zu heben, den er einnahm im Weltverkehr. Dabei war er von großer Herzengüte, gesellig und gemüthlich, und ewig heiter und unverzagt, ohne viel Klage im Mißgeschick; voller Duldung, Nachsicht und Wohlwollen gegen Menschen, und überhaupt gegen alle Gottesgeschöpfe; man durfte, unbedauert von ihm, weder Thiere kränken noch Blumen pflücken; stets hatten wir einen Hund und eine Katze im Zimmer, die er mit dem Rockschosse schlug, wenn sie der Züchtigung bedurften. Den Fliegen öffnete er Thür und Thor, weil ihm deren Umschwärmen gemüthlich war; jedem Nebelstande der Jahreszeit gewann er, Poeten gleich, die bessere Seite ab. Seinen Kindern, deren wir sechs besaßen, war er der liebenvollste Vater, und vorzüglich hübsch sein Umgang mit den drei erwachsenen, die er weiter ausbildete durch Unterhaltung und Beispiel und durch Vorstellungen, wenn sie irgendwie fehlten, wobei er indeß seine Autorität aufs Vollkommenste bewahrte. Mit den drei Kleinen war er ganz Kind, er spielte und rang mit ihnen, und erlaubte ihnen die übertriebensten Launen überstürmisch in seiner Gegenwart auszuführen, selbst wenn er bei schriftstellerischen Arbeiten beschäftigt war. Überhaupt war er, was er auch trieb, am liebsten im Kreise seiner Familie, und fand sich nie gestört durch sie. Morgens stand er in der Regel früh auf, und schrieb und las; der Tag war seiner Alsenwirthschaft bestimmt, wo er oft selbst handthätslich verfuhr. Bei

seinen landwirthschaftlichen Anordnungen und Betriebnissen verrieth er eben so regen Sinn für das Schöne, wie für das Zweckmäßige; einen Beweis liefern drei durch ihn cultivirte Güter, bei deren Einrichtung er nicht das Angenehme über dem Nützlichen versäumte. Ueberhaupt sprach sich seine Vielseitigkeit im Großen wie im Kleinen entschieden aus. Den Abend, von der Theestunde an, widmete er wieder geistigen Arbeiten, denen er sich von Zeit zu Zeit mit derselben Leichtigkeit entzog, als er sie wieder begann, um sich mit den Erwachsenen zu unterhalten und die Kinder zu hätscheln; denn sein Familienkreis, in zwei Zimmern zerstreut, deren Thüren geöffnet waren, zusammen Hund und Katz — welche letztere, was auch eigenthümlich war, er nie liebkosete, sondern nur duldet, und geduldet wissen wollte — war stets um ihn, und wurde durch ihn in seinem seiner Betriebe gehemmt, wenn dieser auch noch so geräuschvoll war. Er liebte geselligen, nachbarlichen Umgang, und trug zur allgemeinen Heiterkeit und Belebung jedes Kreises sehr viel bei durch seine fliegende Mithilfsamkeit, durch die Annuth seiner Laune — er neckte gern — die Frische seiner Darstellung, die Schärfe und Richtigkeit seiner Auffassung und durch die Anspruchslosigkeit seines Wesens. Ueberhaupt forderte er nie für sich, und gewährte Jedem, der es verlangte, so Vieles. Selbst Aussicht auf Ruhm konnte diese liebenswürdige Eigenthümlichkeit nicht schwächen, denn wie oft hat er bei Förderung gemeinnütziger Vortheile und Einrichtungen die Ehre

davon Andern überlassen, indeß ihm sein Werk und sein Bewußtsein genügten. Seine vielseitige Menschenkenntniß und deren oft nicht erfreulichen Resultate erregten sein Mitleid, nicht aber Verachtung der menschlichen Gesellschaft, und gaben wohl den Impuls zu seinem öffentlichen Leben und Wirken, zu deren Nutzen und Frommen. Er wurde auch, wie Jeder, der die häusliche Schwelle zu überschreiten wagt und weiter strebt, als die Gewöhnlichkeit gebietet, angefeindet; aber stets verschmähte er alle persönliche Rache, ausgenommen die eines treffenden Wizes; ebenso trennte er in Differenzen jeder Zeit die Sache von der Person. Der Umgang mit seinem uns nahe wohnenden Bruder, der ihm über Alles theuer war, und der mit ihm ein Ziel und ein Streben vor Augen hatte, aber nichts desto weniger oft mit ihm in freundschaftlichen Streit über die verschiedenen Wege zu diesem gemeinschaftlichen Ziele gerieth, machte ihn klarer in sich und anschaulicher für Andere. Adel und Bürgerthum im Conflict, gaben ihm seine öffentliche Bedeutung. Hier hörte er auf, einem Stande anzugehören, sondern er war nur Mensch mit dem Menschen, und diesem Grundsage treu, verfocht er die Sache mit Nachdruck, die in göttlichen und menschlichen Gesegen vertreten wird, diejenige, die sich auf Recht stützte. Hierbei nun entwickelte er alle seine herrlichen Fähigkeiten, und wandte alle ihm zu Gebote stehenden Mittel zur Verfechtung seiner Sache, „des Menschen Sache an;“ siehende, malende Veredtsamkeit, sich auf Verstandes- und Wahrheits-

gründe stützend; schlagender Witz, heitere Ironie und Sarcasmus, wenn es nicht anders gehen wollte; aber nie seine Gutmüthe ganz verleugnend, die das eigenste Element seines Wesens war und aus allen seinen Handlungen hervorleuchtete. Besiegte er einen Feind, so bot er die Hand zum Frieden; errang er Vortheile, so stand er bei wieder vor kommenden Anlässen dazu freiwillig zurück, und griff man ihn an, so verteidigte er Ehre und Namen mit Kraft und Nachdruck, aber verzich, ohne sich dieser Güte bewußt zu sein, die Absicht, ihn beleidigen zu wollen; — jeden Federkrieg mied er, sobald er persönlich wurde. — Diese seine Anspruchslosigkeit für sich selbst, verbunden mit dem unerschütterlichsten Humor, der Nachsicht und Duldung gegen Andere und der Schätzung fremden Verdienstes, ohne den mindesten Neid, machten auch einen großen Theil seines Wesens aus, verliehen ihm und dem Umgange mit ihm diese große Liebenswürdigkeit, und hielten, bis auf den geringsten Anflug, ein rauhes Tugendheldenthum von ihm ferne. Seine Lebensweise war höchst einsach, in wie außer dem Hause, sowohl aus Neigung wie aus Grundsatz; ebenso seine Kleidung, worauf er wenig gab — eine Art Röcke, die nur er trug, und seine kurze Pfeife sind fast eben so bekannt wie er, — da sie, nur den Bedürfnissen angemessen, wenig der Mode und dem guten Geschmacke entsprach. Seinem Fürsten war er der treueste Unterthan und seinen Untergebenen der liebreichste Herr. Fragen Ew. Hochwohlgeborenen nach Fehlern?

ich weiß von keinem, wo er nicht zu gut war? — Dagegen vermöchte ich Ihnen noch Hunderte seiner liebenswürdigen Eigenschaften anzuvertrauen, die dieß wunderbare Gemisch von höchster Kraft und Milde, und seine Eigenthümlichkeit überhaupt noch näher beleuchten würden, wenn ich nicht begriffe, daß das eben Gesagte neben gedachter Abschrift Ihnen vollkommen genügend wäre zu dem beabsichtigten Entwurf, sei er für Sie, oder für die Öffentlichkeit.

Das darf ich indeß nicht verhehlen, daß die großen landwirthschaftlichen Versammlungen seiner geistigen Richtung einen noch höhern Schwung gaben, wie sie auch sein Redner-talent mehr und mehr ausbildeten, wozu viel beigetragen zu haben, durch Ihre in Doberan gehaltenen Neden, die ihn wahrhaft in Ver- und Bewunderung gesetzt hatten, Ew. Hochwohlgeboren nicht verschmähen dürfen. Es betrübte ihn sehr, in Altenburg auf diesen gehofften Genuss vergeblich gerechnet zu haben, und dieß war vielleicht seine letzte irdische Betrübniß.

Da mir Ew. Hochwohlgeboren gütig gestehen, meinem theuren Manne eine freundliche Erinnerung aufbewahren zu wollen, so hoffe ich, sein Bild werde bei Ihnen eine dem gemäße Aufnahme finden, welches meinem Briefe anzuschließen, ich mir die Freiheit nehme. Ich wollte, daß ich so glücklich wäre, neben demselben auch seine gesammelten Schriften und Auffäige zu besitzen, um Ihnen auch davon ein Exemplar überantworten zu können, aber dieß Sammeln ist

noch der Folgezeit vorbehalten und einer fleißigen, mühsamen Hand; denn die Ergebnisse seiner Feder sind seit Jahren schon zerstreut in den verschiedensten gemeinnützigen Blättern erschienen.

Ew. Hochwohlgeboren nochmals meines tiefsten Ergriffenseins und meiner Erkenntlichkeit für Ihre wohlwollende Absicht versichernd, wie wiederholt mein langes Stillschweigen entschuldigend, empfahle ich mich hochachtungsvoll Ew. Hochwohlgeboren

Zierstorff, den 31. December 1843.

ergebene
Auguste Pogge."

Wie hätte ich, fügt Fischer hinzu, das Grab des edlen Mannes mit einem schönern Blüthenkranz zieren können, als hier die zarteste Weiblichkeit in Zügen des heitersten Gemüthslebens und in den Farben der reinsten Wahrheit, gleich einem azurnen Chrysenkranz gewunden hat! — Wer zeiht mich der Uebertreibung, wenn ich in dieser Schilderung Deutschlands landwirthlichen Frauen eine Berufsgenossin darstelle, die in hoher geistiger und gemüthlicher Bildung wenigen der geistvollsten Frauen unseres Vaterlandes zurückstehen möchte?

Schwerin.

Ein Sommermährchen.

Motto:

Mir scheint darin, — mit Eig'nem schalten
Darf' Jeder frei, — Laune zu walten.
v. Rumohr, Kynalopekomachia.

Caput I.

Im schönen Mai vier und vierzig war's,
Als die Sonne die Knospen sprengte,
Und ich den Wamms und die Winterideen
In die Garderobe hängte.

Wie unter diesem Himmelsstrich
Dergleichen man wagen kann?
Ich hab's gewagt und sing damit
Auf eig'ne Hand den Frühling an.

Und wenn wir Deutschen allzumal
Bereint etwas begönnen, —
Ich wüste nichts, das hoch genug,
Dass wir es nicht gewinnen.

Der Lenz ist doch ein Teufelskerl,
Er bringt auch neue Moden,
Und für den Geschäftsmann obendrein
Ganz wundersame Perioden.

Perioden, die dem Trägen nah'n,
 Lächelnd im rothen Feierkleid; —
 Der orthodoxe Christ nennt sie
 Die heil'ge saure Gurkenzeit.
 Es ist diese saure Gurkenzeit
 Eine Plage für die Leute,
 Die morgen gern so fleißig sind
 Wie sie gewesen heute.

Ich hätte mich selbst nicht halb so lieb,
 Wenn ich so fleißig mich nannte. —
 Nach geschehener Arbeit ergebe ich mich
 Gerne dem dolce far niente.

Ich gebe dann mit Behaglichkeit
 Audielen meinen Gedanken,
 Und lächle, fliegen sie leicht geschrückt
 Ueber conventionelle Schranken.

Ich denke dann an die Censur,
 Den zweiten Samson der Presse; —
 Zuweilen auch an Schöpsenfleisch
 Das ich geschmort gern esse.

Ich lache dann, seh' ich stumme Leut',
 Die begeistert reden könnten,
 Ich weine über Hierarchie
 Und päpstliche Superintendenten.

Ich lache über die Geistlichkeit
 Der wir zu klug geworden,
 Und über Censuren weine ich
 Die uns're Gedanken morden.

Ich lache über den Zwist der Herr'u
Vom Bürger und Ritterblute,
Über Feudalismus weine ich
Und über das Faustrecht, das gute. —

Ich lache ob der trefflichen Brief'
Über Pietismus von Reinhardi,
Und weine über die Friemann'sche
Und die Neudecker'sche Weinkart'. —

Vor allen Dingen betrübt mich die
Mission nach außen und innen,
An der Inländer nichts verlier'n,
Ausländer nichts gewinnen.

Scheinheiligkeit und Frömmelei
Das sind Geschwisterkinder, —
Wir sind ein frisches Menschengeschlecht
Und keine arme Sünder! —

Wir schlagen uns nicht an die Brust, —
Wir wollen der Freud' uns ergeben;
Wir wollen nicht unser Fleisch fastet'n, —
Wir wollen genießen und leben! —

Die Lebenslust hoch und hoch der Genuss! —
Der Duckmäuselei legt Zäume! —
Der Gott der Freude spricht deutlicher
Als Teterow'sche Apfelbäume.

Mein religiöser Standpunkt ist
Ein and'rer als der von Jung Stilling. —
Die Post von Waren nach Schwerin
Kostet zwei Thaler zwölf Schilling.

Caput II.

Der Schwager blies in trauriger Art
Eine lustige Melodie; —
Diese Fahrpost ist auf die Eisenbahn
Die trefflichste Parodie.

Der Wagen wühlte durch den Sand,
Besah' mir die Reisegenossen. —
Vor allen gefiel mir ein hübsches Kind
Mit Wangen so roth überlossen.

Gegenüber ein Landmann und rechts ein Gesicht,
Ich glaube, das kannte ich schon; —
Es reist, irr' ich nicht, als commis voyageur
In Sachen der innern Mission.

Das Gesicht, das hatte beiläufig auch
Eine Nase mit großen Rüstern,
Das Haar, das war gescheitelt zwar
Aber die Augen sehr lüstern; —
Nicht lüstern nach dem Himmelreich,
Sondern nach der gefüllten Tasche,
Die über seinem Haupte hing
In der rechten Wagentasche.

Auch wandte sich der fromme Commis
Sehr bald an meine Schöne
Und sprach von Harles und Hengstenberg
Und auch von „Brandt und Schne;“ —
Von letzteren glaub' ich bezicht sein Haus
Zur Stärkung die rothen Weine; —
Man kann im Wein auch selig sein
Und nicht im Himmel alleine.

Ich fragte, wie die Geschäfte gehn?

„Ich mache in Trömmigkeit, —

So sagte er — „am currentesten

Ist dieser Artikel heut.“ —

Malchow ist eine arme Stadt; —

Ich sah sie im Sonnenchein;

Sie ist zur Mäsigkeit verdammt

Ohne Mäigkeitsvereine.

Zwischen Malchow und Goldberg brüstet sich

Die Prosa breiter und länger;

Da wäre Platz zum Monument

für Ludwig, den hohen Sänger.

Die Gegend ist flach wie ein Gesicht

Auf dem geschrieben sehr wenig; —

Welch' schöner Platz zum Monument

für Ludwig den Sänger-König! —

Goldberg besitzt einen heilenden Quell

Vor dem mich der Himmel behüt, —

Er empfiehlt sich durch sich selber nicht

Wohl aber durch Hofrath Dornblüth.

In Cripzig baut man Dreimännerwein,

Hab' nicht davon genossen; —

Oh! daß er dem deutschen Michel doch

Würde ins Maul gegessen!

Wie würde die Cripziger Blume ihm

In der Nasenspitze prickeln!

Was würde der verschlafene Held

Für riesige Kräfte entwickeln! —

Es hielten drei Nationen ihn nicht
Viel weniger drei Männer: —
Der Erwiger hat ein gut Bouquet
Zumal für Michelkenner.

Ach! Wenn er doch seine Wunderkraft
Am deutschen Michel bewährte!
„Erwiger, könneſt die Sonne fein,
Die das einige Deutschland verklärte!“

Wallfahrten würden wir sans culottes
Und auch sans gêne zu Dir;
Sind doch der Narren gezogen viel
Zum heiligen Rock nach Trier. —

Die erste Morgendämmerung
Hatte vor Erwitz begonnen,
Und hinter Erwitz flammte es
Fest wie ein Meer von Sonnen.

Und diese Sonne, voll Flammen und Glut,
Bescheint so viele Leute,
Die dem Absolutismus ohn' Weiteres
Fallen wie Gimpel zur Beute!

Die Sonnenstrahlen sind ohne Schuld,
Ich will nicht rechten mit ihnen,
Bricht sich doch auch ihr glänzend Licht
Auf Galgen und Guillotinen.

Gott ist gerecht, er läßt den Tag
In tausend Tropfen funkeln; —
Ich möchte weinen, daß wir düpirt
So lange schon tappen im Dunkeln.

Das schöne Kind, mit Tages Nah'n,
Erwachte mit zartem Erröthen,
Sah andachtsvoll in das Morgenroth:
Und betete ohne zu beten.

Der fromme Commis mit der Glasch' in der Hand
War in dem Herrn eingeschlafen,
Doch zuckte er stets, wenn die Lichter des Tags
Die geschlossenen Augen trafen.

Der Landmann, ein Mitglied des patriotischen
Districtvereins zu Röbel,
Der schlief als hätt' er Geschichte gehört
Beim Herrn Professor Loebell.

So fuhren wir, halb schlafend, halb wach,
In die Residenz des Fürsten,
Und in der Post schon verfehlte ich nicht
Mich zu säubern und zu bürsten.

Ich bürstete mich, ich muß es gesteh'n,
Mit einem heimlichen Bangen,
Es kommt! Etwas von dem frommen Commis
Und der innern Mission an mir hängen.

Caput III.

Hosannah Schwerin! Sei mir begrüßt!
Dein Ruhm erlöse heute!
Nicht fürcht' ich, daß es für Ironie
Halten verständige Leute.

Sei mir begrüßt Metropolis
Mit deinen zukünftigen Thürmen,
Und deinen Freiheitshelden, die
Mit der Faust in der Tasche stürmen.

Sei mir begrüßt, du Sip der Vernunft,
Und vieler Hohen Behörden,
Die hoch geachtet und höher geschägt
Und am höchsten befödet werden.

Sei mir begrüßt du Sip der Kunst
Und beliebter Histrionen,
Thalia hat hier ein Palais
Ohne darin zu wohnen.

Im Stillstand der Kunst, da werden seit
Die Jünger an diesem Tempel.
Voran geht freilich die Intendantur,
Ein nachahmungswürdiges Erempel.

Die Stadt Schwerin ist Residenz
Mit prahlender Physiognomie,
Doch fehlt ihr noch der rechte Tisch,
Wie jedem Parvenu.

Sie ist aus einem Dorfe schnell
Eine große Stadt geworden,
Der Bürgerrock ist jetzt Livrée
Mit Lisen und mit Borden.

Einst Aschenbrödel, ist sie nun
Zur stolzen Prinzessin gemacht, —
Ist jetzt das Bruchstück einer Märe
Aus Tausend und Einer Nacht.

In der Altstadt kann man beim Sonnenschein
Wie unter den Linden braten;
Der Menschen sah ich wen'ge dort
Nur Beamte und Soldaten.

Die Neustadt ist dem Kirchhof gleich,
So ruhig, so ledern und flach,
Sie kommt mir vor wie in Engelland
Ein Sonntag-Nachmittag.

Nur selten geschieh's, daß Droschken hin
In diese Gegend gerathen,
Nur selten ein Mensch und dann und wann
Beamte und Soldaten.

In der Paulstadt die schöne Häuserreiß'
Erinnert mich stets an Mailand,
Und an den alsterdurchlauchtigsten Herrn,
Paul Friedericus weisland.

Seine hohe Gestalt, sein fester Schritt,
Sein bürgerfreundliches Wesen! —
Das Wohlwollen konnte auf seiner Stirn'
Man für die Menschheit lesen. —

Wer kann in die Reize der Paulstadt sich
Wohl mit Genüß versenken,
Ohne dabei mit Innigkeit,
Mit Verehrung Seiner zu denken?

Er hat dem heiteren Lebensgenüß
Gehuldigt mit Philosophie.
Auch ohne Denkmal von Bronz' oder Rauch,
Paul Friedrich vergessen wir nie.

Das er so frühe schon scheiden gemußt,
Wer hätte das gedacht?
Er hätte das Bruchstück einer Mähr
Complet zum Mährchen gemacht. —

Die Thore hat er hinausgerückt
 In immer weitere Ferne,
 Doch giebt's der Thoren auch in der Stadt,
 Sie tragen Bänder und Sterne.

Ein Communist und Socialist
 Konnte Paul seine Macht vergeben,
 Der liebenswürdigste Fürst war Er
 Und Er verstand zu leben.

Nun ist er hin, nun ist er todt,
 Gestorben und begraben,
 Doch Alle, die ihn einstens gekannt,
 Die möchten ihn wieder haben.

Caput IV.

Man hat mir viel von Cisquen erzählt,
 Von Casino und Ressource,
 Und daß der adelige Clubb
 Stände am höchsten im Course.

Wie hämmelich das Treiben heut',
 Wie ist es mir zuwider; —
 „Ça ira, ça ira,“ — wie lang ist's her,
 Da begleiteten diese Lieder

Französ'sche Nobless' zum Grèveplay; —
 Die Zeit ist noch nicht ferne,
 Da brüllte plebejische Majorität
 „Les aristocrates à la lanterne!“
 Doch lullt Euch nur in Sicherheit,
 Ihr die ihr Hochgeboren; —
 Sie werden so zart, daß beim ersten Choc
 Sie den Hut und den Kopf verloren.

Ich rette mich gern vom Straßenstaub
In des Schlossgartens prächtige Räume; —
Warum ließt du nach Syrakus,
Du Peripatetiker Seume?

Hierher, hier flötet die Nachtigall
Und die Lerchen jubiliren,
Hier muß der Frühling bis zum Herbst
Sich bestens conserviren.

Hierher, ich sehe ein Plätzchen hier
Unter zwei großen Linden,
Ich glaube das allerzerrissenste Herz
Könnte hier Ruhe finden.

Oft wenn die Sonne mit Herkules Kraft
Die Steine glüht' in den Gassen,
Hab' ich auf diesem kühlen Platz
Mich Träumen überlassen.

Von Deutschlands Einheit träumte ich; —
Bei Gott, es soll kein Witz sein!
Man hatte damals noch nicht versagt
Aus Preußen Heiter und Iphstein.

Von Glaubensfreiheit träumte ich; —
Man schreie nur nicht „Zeter oh!“ —
Der Tag vor Damasco war vorbei,
Doch nicht die Tage in Teterow.

Sanct Teterow ist wie Bethlehem
Eine kleine Stadt im Lande,
Dort fassen jüngst viele Herren vereint
Im rabenschwarzen Gewande.

Und um den unterseigten Hals
Trugen sie weiße Tücher,
Die Nöthe der Nasen war echter noch
Als die symbolischen Bücher.

Und sie beschlossen mit Ungestüm, —
Und schwigten dabei vor Wonne, —
Wir löschen das Licht in Köthen aus
Und kaufen uns eine Sonne.

Und fehlt es uns an Baribus,
So wollen wir eine borgen; —
Und schreiben dann an Hengstenberg:
„Freund, hier beginnt der Morgen, —

Der Morgen für die Christenheit,
Und alle rauhen Häuser; —
Wir wollen eine Kirche sein,
Und Du — sei unser Kaiser.“

In einen Deterower Apfelbaum
Sah einen Schwarzrock ich steigen; —
Was er gesprochen, — aus Mitgefühl
Für die Menschheit will ich's verschweigen.

Und wenn mir meine Träumerei
Zu sehr das Herz beschwerte,
Dann suchte ich dort Erleichterung,
Wo ich Gungl'sche Töne hörte.

Ein and'res Bild! — Wie ändert sich
Mit einem Male die Scene! —
Hier hören die Gesetze auf,
Hier beginnt das Reich der Töne.

Hier darf der Bürger dem Edelmann
Sogar „guten Morgen“ sagen,
Und unmittelbar beim Pavillon
Darf man's, zu rauchen, wagen.

Der Eine sucht im Menschenengewühl
Seine Amelie oder Betty,
Der And're schlürft beim Glase Eis
Töne von Donizetti.

Dort spricht ein Lieutenant von Jenny Lied,
Und schwört auf seine Ehre,
Er wünsche, daß das schöne Kind
Seine Bißgeliebte wäre.

Hier geht im sehr gemess'nen Schritt
Eine originelle Figur; —
Sie trägt, trotz 30 Grad Reaumur,
Drei Ueberröcke nur.

Der dritte aber ist ein Flausch
Wie Elefantenleder. —
„Wer ist das?“ fragte ich, „den Mann,
Den kennt gewiß ein Jeder.“

Das ist ein Universalgenie
Mit beneidenswerther Verdauung, —
Ein Candidat, der viel gelesen
Zur häuslichen Erbauung.

Erst Lehrer einer Kinderschule
— Es herrschte der Baculus da, —
Catechisirte er später hin
Sehr scharf die Colonia.

Auch hat über inländ'sche Eisenbahn
Der Polyhistor geschrieben,
Bei höchsten Geburtstagen hat er jüngst
Sogar Poesie getrieben.

Ich weiß nicht, welchen Sünden der Mann
Sich sonst noch hat ergeben; —
Seine Gedichte — nun Gott ist groß,
Er wird sie ihm vergeben.

„Und Jener,“ so fragte ich weiter noch, —
„Mit den suffizienten Mienen?“ —
Der sendet seine Opuseula
An alle deutschen Bühnen,

Entseßt durch seinen stupiden Fleiß
Bittet die Welt ihn „Sei faul!“ —
Zu vergleichen ist sein Pegasus
Mit einem KarrenGAUL.

Weil ohne Kopf, so ohne Müh'
Arbeitet er ohne Ferien; —
Er hat in einer Stunde verfaßt
Die berühmten Schweriner Mysterien.

Ein obotritischer Lorbeerkrantz
Soll ihm allnächtlich erscheinen,
Einst geht er gewiß gekrönt einher
Auf etwas wackligen Beinen.

„Und jener Cicisbeo dort
Der unter die Damen gerathen?“
Das ist ein glücklich' Amalgam
Bon Capaunen, Shakspere und Platzen.

Seitdem er sich so ausgelegt,
Dass ihm die Knöpfe springen,
Hat er mit allgemeinem Applaus
Ganz aufgehört zu singen.

Caput V.

Es fallen durch der Zweige Grün
Die Sonnenstrahlen schräger, —
Zu meiner Havannah trinke ich
Noch einen Seidel Stavenhäger. —
Die Musik verstummt, verlaufen hat
Sich die beau-monde inzwischen;
Es weilen nur Verliebte noch
Hinter verschwiegenen Büscheln.
Ich ging hinunter an's Ufer des Sees
Und sah hinüber zum Schlosse,
Dem feudalischen Warnungspfahl,
Dem riesigen Steinkolosse. —
Man sagt die Hand des Kindes wächst
Einst wieder aus dem Grabe,
Die vormals an dem Vater sich
Thäglich vergriffen habe.
Das alte Schloss im Dämmerlicht,
Gleich ausgeslickten Ruinen,
Es ist mir stets wie die Todtenhand
Des Mittelalters erschienen. —
Und jauchzen will ich, ich kann's der Nacht
In meiner Freude wohl sagen,
Werden, wie es verheissen ist,
Diese Thürme erst abgetragen.

Mit diesen Thürmen vertilget auch
Des Mittelalters Neße,
Und bauet auf den Schwingen der Zeit
Und dem Herzen des Volks eine Fest! —
In solchen Gedanken schwelgend ging
Ich heimwärts durch die Gassen, —
Da fühlte plötzlich vier Krallen ich
Nach meinem Arme fassen.

„Sie rauchen!“ — Ei freilich! — „Zwei Thaler her!“
„Einer dem Denunzianten!“
Brentano sagt: „Seid gute Leut!
Doch schlechte Muskatanten.“

„Sie heißen?“ — Das ist Euch einerlei, —
Nun packt Euch fort Ihr Wichte! —
„Der Teufel hol' die Schinderei!“ —
Sagt Chamisso in einem Gedichte.

So lange man die Raucher darf
Auf öffner Straß' überfallen,
So lange bittet bei wem ihr wollt
Und ihr kriegt nichts von Alten.

Ihr Deutschen, ich begreif' Euch nicht, —
Ihr seid doch sonst nicht prüde; —
Geht schlafen, bald begreif' ich Euch,
Ich werde plötzlich müde.

Ich werde schlafen. — Ich will Schwerin
Schon morgen wieder verlassen. —
Ihr Deutschen, wenn mein Haar erbleicht
Vermag ich Euch zu fassen? —

Vielleicht begreif' ich früher Euch
Wenn ich mich Michel taufe,
Und mir bei Kahl & Voss sofort
Ein Dutzend Schläfmügen taufe.

Einem Freunde las ich die Verse vor,
Auf dem Werder, dem Wohnort der Mücken,
Der wollte darin viele Ähnlichkeit
Mit Heineschen Versen erblicken.

Nur fehle denselben die Zeile noch
Und die Schärfe der Ideen. —
Mein Freund hat Recht, nur das Warum
Darf er nicht übersehen.

Aristophanes, den Jeder nennt
Den Liebling der Camönen,
Der hat den Heinrich Heine erzeugt
Mit einer Hamburger Schönen.

Ich aber stamme von Heine ab; —
Der liberale Sünder
Hat außer mir in die Welt gesetzt
Biel illegitime Kinder.

Nur liberal und heimlich dabei
Sind diese Strophen gesungen; —
Und wie sie Anno Dreissig sang'n,
So zwitschern jetzt die jungen.

Gerold von Nollblut.

Ein Genrebild.

(Fortsetzung.)

Ich war schon Willens, den kleinen Junker Gerold in den Windeln stecken zu lassen, in welchen wir ihn im vorigen Jahrgange dieses Buchs verließen: viele harte und niederschlagende Urtheile über dies Machwerk verleideten mir dasselbe, ja ich habe sogar die Kränkung erfahren, daß ein höherer Officier adligen Standes und Wesens, der gewohnt war, (er ist nämlich inzwischen in das Jenseits hinübergergangen) seinen Kammerdiener die von ihm gelesenen Bücher gleichfalls lesen zu lassen, meinen armen Gerold als ein giftiges Kraut zuvor mit seiner Censurscheere aus dem Büchlein herausgeschnitten, und dasselbe erst nach dieser Castration ihm hingegeben hat. Indessen ist es besagtem höheren Officier hiebei eben so ergangen, wie es der Bücherverpolizei allenthalben ergeht: der Herr Kammerdiener wußte sich ein vollständiges Exemplar zu verschaffen und las nun den Gerold mit einer Andacht, die ich allen seinen Lesern hätte wünschen mögen. Der arme Mensch, bei dem der Sinn für histori-

sches Recht nie vorherrschte, ist leider durch diese Lectüre ein ganz flacher Adelshasser geworden; freilich giebt es für die Kammerdiener bekanntlich keine großen Herren und namentlich haben diese Kerle über die Reinheit des adligen Bluts zuweilen höchst legerische Ansichten, aber als geborner adliger Leibeigener, konnte er sich doch bis zu jener Krisis eines gewissen Respects vor adligen Personen nicht erwehren, — und jetzt (ich mag's eigentlich gar nicht sagen) hat sich der Kerl im Domäno einen Erbkrug gekauft und raisonirt wie ein Kutschpferd über den Adel und verführt nach Kräften die politisch unbefangenen adligen Hintersassen der Gegend.

Mir kann aber dies betrübende Resultat nicht zur Last gelegt werden, denn ich habe mein Genrebild nicht erfunden, sondern aus dem Leben abgeschrieben und wenn es dem Adel wirklich bei Einigen geschadet hat, — nun so ist es ihm ja unbenommen, ein Gegenstück aufzustellen, in welchem nur edle Adlige eine Rolle spielen: er wird so sicher den etwai- gen schlimmen Eindruck des Gerold vollkommen wieder aus- merzen. Denn es herrscht in Mecklenburg noch viel Devotion vor dem Adel. Die alten klingenden Namen der Hahne, Malzahne, Dergen, Bülowen, Lügowen, Penzen und so vieler anderer noch blühenden Geschlechter, welche uns auf jedem Blatte unserer Geschichte begegnen; der von vielen derselben wohl conservirte Reichthum; die Entfaltung von Pracht und Glanz; die Wichtigkeit der bis dato noch von ihm behaupteten politischen Vorrechte; der Nimbus der von

ihm bekleideten Hof- und Militairchargen *); seine edle Dreistigkeit unter den Formen ausgesuchtester Höflichkeit — dies Alles giebt dem Adel und nicht bloß bei dem Frauenzimmer und bei weibisch gearteten Männern regelmäsig einen leichten Sieg. Wird ihnen ein Herr Fischer vorgestellt, so besehen sie sich ihren Mann ganz fühl und unbefangen, und macht er bei so bewandten Umständen einen günstigen Eindruck auf sie, so muß wirklich in irgend einer Beziehung etwas an ihm sein. Anders, wenn ihnen ein Herr von Fischer vorgestellt wird: unzähllich nimmt ihre Visage einen übelriechenden schmachtenden und hingebenden Zug an; sie bewundern das Vornehme seiner schnarrenden, dünnen Stimme, die da klingt wie ein brüchiger Topf oder wie der Ton gewordene Ego-

* Unter den Offizieren finden wir freilich schon von je an einzelne bürgerliche Subjekte, namentlich in den Zeiten schwerer Kriege und auch Friedrich Franz I. gab zu einer solchen Zeit unter dem 23. April 1813 die Versicherung, daß allein Brauchbarkeit und nicht Stand und Geburt bei der Besegung der Offiziersstellen entscheiden sollte; jetzt aber finden wir wieder bürgerliche Offiziere hauptsächlich nur unter der Artillerie, welche Waffe bekanntlich die meiste wissenschaftliche Bildung voraussetzt. Die eigentlichen Hofchargen sind jedoch auch bei uns ausschließlich eine Domäne des Adels, da sie eben keine wissenschaftliche Bildung erfordern, sondern nur Eleganz der äußern Erscheinung; wohingegen aber die un-eigentlichen Hofchargen, z. B. das sogenannte Cabinet gewöhnlich mit Bürgerlichen besetzt werden, weil hier der Sinn des ordinären Höflings nicht ausreicht.

mus, und in seinem nackten Schädel sehen sie nur eine hohe Stirn und in seinen nichts sagenden Redensarten eine gnädige Herablassung. Es ist nur gut, daß unter unserem mecklenburgischen Adel, im Ganzen genommen, sich eben nicht viele körperlich schöne Menschen finden — das Frauenzimmer wäre sonst gar des Teufels auf die Kammerjunker und Lieutenanten. Ich glaube, daß dieser Mangel körperlicher Schöne bei unserem Adel von der Inzucht kommt, nach welcher unsere adeligen Geschlechter meist nur in sich heirathen: jeder Schafzüchter weiß aber, daß die Inzucht zwar eine Seite seines Thiers, z. B. den Wollstapel zu einer erstaunlichen Vollkommenheit bringen kann, daß aber die ganze Constitution des Stammes wesentlich durch dieselbe leidet. Der englische Adel, welcher keine Misshirathen kennt und bei welchem vielfache Kreuzungen mit bürgerlichem Blute vorkommen, hat bekanntlich unter seinen Mitgliedern die schönsten Menschengestalten und könnte in dieser Beziehung dem unsrigen zum Vorbild dienen; leider aber werden nur bei uns die jungen adeligen Damen, welche von bürgerlichen Müttern gefallen sind, nicht in die Landesklöster des Adels eingeschrieben.

Ich wollte also, wie schon gesagt, eigentlich meinen Junfer in seinen Windeln belassen. Aber da dacht' ich denn wieder, daß dermalen, wo alle Welt sich den Adel recht genau von hinten und vorn sieht, um seine angebliche Nothwendigkeit in der Gliederung des Staates zu entdecken und endlich mal aus ihm flug zu werden, vielleicht doch Einigen

diese Fortsetzung willkommen sein möchte. Ueberdies hatte ich die gedachten harten Urtheile nur von meinen adligen Bekannten gehört; ich gehe nämlich gern mit Adligen um, — um sie zu studiren — für meine vereinst zum Besten einer Kleinkinderschule erscheinende Naturgeschichte dieses Geburtsstandes. Freilich urtheilten aber meine bürgerlichen Bekannten auch nur theilweise günstig über den Gerold, denn die geistige Aristokratie unter den Bürgerlichen sagte, es habe das Ding neben allen Fehlern einer Parteischrift auch noch alle sonstigen. Doch wir wollen uns nur kopfüber wieder in den Gerold hineinstürzen, denn ich würde seine Fortsetzung am Ende doch nicht anders motiviren können, als wenn ich eingestände, daß ich die Tinte nicht halten kann. —

Es ist ein regnerischer Sommernachmittag mit einem so genannten Landregen, und die grüngelbe Flagge derer von Vollblut hängt wassersteif an ihrer Stange herab: die hohen Herrschaften sind demnach daheim. Unser gute Kammerherr, dessen Wohlbeleibtheit beträchtlich zugenommen hat und dessen Liebe zu einer copiösen Tafel gleichmäßig mit der Abnahme seines hausherrlichen Ansehens gewachsen ist, ist über dem mecklenburgischen Gestütbuch eingenickt und Frau Kammerherrin hat eben mit ihrer verächtlichsten Miene der armen Albertine von Flotow sogenannte „Gedanken“ aus der Hand gelegt und blättert im Grimm über diese verunglückte mecklenburgische Bettina im mecklenburgischen Wappenbuch, dazwischen von Zeit zu Zeit hinaus starrend in die Ebene. Die Kam-

merherrin sieht übrigens ganz wohl conservirt aus, ja stellweise zu wohl, denn hie und da bricht auf der hohen Nase *) ein verrätherisches Kurfür zu Tage. Ach es ist auf dem Lande so einsam, ein Tag geht wie der andere spurlos seines Weges, keine Anregung und keine frischen Eindrücke heben die Dame aus den Lütten-Klein'schen Umgebungen in das Reich der Phantasie, und wenn neuerdings nicht die Adelsausstellungen auf dem Berliner Corso erfunden wären, zu denen unsere Gnädige mit mehreren Gleichgesinnten dann und wann wallfahrtet, so hätte ja schier alles geistige Leben in derselben ersterben müssen. Was Wunder, wenn sie, so viel es sich ohne Gefahr für ihre Haltung thun lässt, zu jenen starken Geistern ihre Zuflucht nimmt, welche mit ihrem Riesenarm den armen Sterblichen über die enge Wirklichkeit hinaus zu heben vermögen **).

*) Mein Better Karl, ein derber Pächter, sagte neulich von einem Hochnäfigen: Der Kerl trägt die Nase so hoch, daß ihm am Ende noch die Vögel hinein höfieren werden. (Ein Beitrag zu der Sammlung mecklenburgischer Sprühwörter.)

**) Ein kritischer Freund, der es sich nicht ausreden lassen wollte, daß der Gerold eine reine Erfindung meines müßigen Kopfes sei, bemerkte mir hiebei und das von diesem seinen Standpunkt aus mit vollem Recht: ich dürfe die Kammerherrin nicht trunkselig machen, da diese Schwäche bei unseren adeligen Damen etwas Unerhörtes und ihm nur eine, jetzt auch bereits hochselige Dame bekannt geworden sei, die sich zuweilen in geistigen Getränken übernommen habe. Doch meine Geschichte ist eine wahr-

Solch' ein Moment war's, als der Bediente, dessen Livree den vollständigsten Rococoostyl darstellte, den Herrn Domainenrath von Pechvogel meldete. Nachdem die Kammerherrin zuvor den Kammerherrn aus seinem Schläfchen hatte aufföhren lassen, erhielt denn der dienstthuende Lakai Befehl, den Domainenrath vorzulassen. Der alte Mensch sah sehr mitgenommen aus. Seit seiner Verpflanzung auf die öden Bergkuppen des Adelstandes hatte er unsäglich gelitten. Zuerst hatte er sich auf das hohe Pferd der Frechheit zu setzen gesucht und mit seiner Ueberläuferei förmlich geprahlt. Er hatte sich seine eigene Theorie in dieser Hinsicht gebildet. Aus den Gutsbesitzern wäre nach und nach der niedre Adel als eigner Geburtsstand entstanden, und es hätte früher keinen Rittergutsbesitzer ohne Adel, so wie keinen Adel oder wenigstens keine adelige Familie ohne Rittergut gegeben: die Begriffe Adliger und Rittergutsbesitzer wären zusammengesunken. Dieser Zustand wäre wieder herzustellen, indem man den bürgerlichen Gutsbesitzern den Eintritt in den Adel erleichtere, da bei ihnen die historische Voraussetzung für den Adel, der Besitz eines Rittergutes, von welchem sie ritter-

haftige, und ich kann nicht dafür, daß meine Kammerherrin zuweilen in einem ganz kleinen und selbst für den Kenner unmöglich Spitz lebt. Ich bitte meine Leser bei dieser Gelegenheit, überall die Eigenschaften meiner Personen nicht zu den Eigenschaften ganzer Stände zu generalisiren: sie mögten auch keine zweite Roswitha unter unsren adeligen Damen finden.

mäzig leben könnten, vorhanden sei. Die bürgerlichen Gutsbesitzer sollten sich nur einstweilen und bis zu ihrer wirklichen Nobilitirung nicht schreiben: Hinz auf Büffelhagen oder Hinz-Büffelhagen, sondern Hinz von Büffelhagen und in dem Falle, wenn Hinz Büffelhagen selbst bewohne, nicht sagen auf und zu, sondern von und zu Büffelhagen; das thäten ja auch Bürgerliche, die nicht zu den Gutsbesitzern gehörten, — diese freilich nur in dem Falle, wenn sie einen sehr gang und gäben Namen führten, z. B. Schmidt von Lübeck und Hoffmann von Fallersleben. Der Lütten-Kleiner Pastor, sein alter Gegengänger in Adelsangelegenheiten, entgegnete dann wohl, der Adel sei ja seiner eigenen Angabe nach etwas Naturwüchsiges, ein Urvproduct und darum sei aller gemachte Adel ein Widerspruch in sich selbst. Darum könne man also auch keinen Adel fabriciren, denn derselbe entstehe allenthalben unter günstigen Umständen, nämlich bei dauernder Gesunkenheit des Volkslebens, von selbst. So habe das deutsche Recht des Mittelalters keinen niederen, landsässigen Adel gekannt und erst gegen Ende desselben, als unser Deutschtum gefickt und gestört war, habe sich diese lästige kleine Aristokratie als Geburtsstand aufgethan. Aber dieser niedere Adel habe von je an den Keim des Todes in sich getragen, denn er wurzele nicht in der Liebe und Achtung des Volks und der Fürsten, sondern lediglich in dem Erbfehler hartnäckigen Festhaltens an den angemaßten Vorrechten. So habe er sich denn von je an mit Unterdrückungslust der allmählig steigenden

Bildung und Wohlhabenheit der gemeinen Freien entgegenstemmt und sich der ordnenden nivellirenden Fürstengewalt nicht unterwerfen wollen. Aber die Zeiten hätten sich geändert und fast allenthalben in Deutschland, nur in Mecklenburg freilich noch nicht, wäre das Volk und die Fürstengewalt dem Adel bereits über den Kopf gewachsen und die unbesangenen, die jetzige Geschichte der Staaten und Völker versteckenden Adligen könnten und dürften in dem Adel nur noch die anerkannte Abstammung von einem alten und berühmten Geschlecht sehen, wobei freilich der Papieradel schlecht wegkäme. Am besten, meinte der Pastor, wäre es daher, den Adel aussterben zu lassen, also einmal keine weiteren Adelsverleihungen weder zu Gunsten simpler Rittergutsbesitzer, noch zu Gunsten wirklich verdienter Männer vorzunehmen, und zweitens die von jetzt an von adligen Eltern Gebornten nicht mehr als Adlige gelten zu lassen, so daß also, wenn auch nicht wir, doch wenigstens unsere Enkel das Vergnügen genössen, dem letzten Mohikaner, will sagen: dem letzten Adligen ihre Huldigung darzubringen. Mecklenburg hätte durch die Verordnung vom 18. Januar 1820 die Leibeigenschaft aufgehoben, obgleich dieser Geburtsstand auch von Vielen in zärtlichen Schutz genommen worden sei, — man müsse nun auch hinsichtlich unseres zweiten Geburtsstandes, des Adels, dem Zuge der Geschichte nachgeben, und er als Geistlicher wolle immerdar seine Stimme zu diesem Zweck erheben, denn der wahrhaft christliche Staat dürfe eben so wenig Leibeigene als Adlige dulden.

Von Pechvogel warf dann ein: Mit ihm, dem Pastor, sei eigentlich gar nicht zu streiten; aber die Aufhebung des Adels ginge ja schon wegen unserer Verfassung nicht, nach welcher die Landratsstellen mit Mitgliedern des eingebornten Adels zu besetzen seien.

Dann wurde das alte Gotteswort vom Lande feierlich und begann: Domainenrath, ich will Euch im Vertrauen gestehen: ich liebe unsere Verfassung nicht. Ich wollte sie lieben, ich habe mit allen Kräften danach gerungen, aber — es ging nicht. Hätte Friedrich Franz I. als Mitglied des Rheinbundes unsere Verfassung aufgehoben, so hätten wir jetzt wahrscheinlich keine Patrimonialgerichte, keine adeligen Patronate, keine Grundherrlichkeit mehr, und ihr Herren Rittergutsbesitzer waret nichts als Gutsbesitzer und Mitglieder der Landgemeinden; wir hätten dann gute Landschulen und zwar überall und nicht wie jetzt bloß in den Domainen; unsere Juden wären dann emancipirt; wir hätten keine Zidecommissie; wir hätten nicht die Verordnung, daß eure Güter schlechterdings zwei Husen groß bleiben müssen; wir hätten eine Menge kleinen und mittleren Grundeigenthums; wir hätten freie Stadtordnungen; wir wären im deutschen Zollverein; wir — doch mir geht der Altherau aus, Domainenrath, und ich seh's Eurem sehr verlängerten Gesichte an, daß Ihr genug habt von all den Herrlichkeiten, die wir dann für eure Guts herrlichkeit und für die regierenden Herren Bürgermeister hätten.

Domainenrath. Gott Lob, daß solche Revolution von oben herab jetzt nicht mehr denkbar ist.

Pastor. Habt recht, sie ist nicht denkbar; aber Gefahr wäre auch jetzt nicht bei der Sache. Laßt mal den Fürsten sagen: ich will die Verfassung durch einen Federstrich, durch die Unterschrift dieser Annulirungssäcke aufheben und euch eine andere zeitgemähere geben, oder laßt ihn auch gar keine neue versprechen — was glaubt Ihr, was geschehen wird? Die Bürger werden sagen: nun ist's mit dem Bürgermeister-regiment aus, und die Bauern werden sagen: nun ist's mit dem Edelmann aus, und es wird ein Gaudium im ganzen Lande sein und die unbegrenzte Liebe und das unbegrenzte Vertrauen des Volks zu seinem Fürsten wird dann erst recht erwachen, denn ihr Herren Landstände steht dann nicht mehr trennend zwischen beiden. Der Bürger in den Städten weiß, daß der Bürgermeister nicht die Freiheit der Bürger, sondern nur das Regiment über seine Bürger liebt; der Bewohner des platten Landes weiß, daß der Rittergutsbesitzer nicht ihn, sondern nur die eigene Gutsherrlichkeit liebt, — wo soll da Sympathie für die Landstände herkommen? Sprecht, Domainenrath! Ich seh's Euren verzweifelnden Mienen an, daß Ihr diese Folgen nicht leugnen könnt.

Domainenrath. Als Landstand und als Mitglied des eingeborenen Adels darf ich solche Reden nicht anhören. Ich empfehle mich Ihnen gehorsamst.

So schieden die beiden Leutchen oft von einander. Und

doch konnten sie nicht von einander lassen. Von Pechvogel, so sehr er sich auch zuweilen über den adelsfeindlichen Pastor ärgerte, wußte doch, daß der trotz alles politischen Polemirens überaus gutmütige Pfarrer allein von allen seinen Bekannten ihm wirklich zugethan sei; auch stellte der Pastor selbst seine Feindschaft gegen den Adel gern als etwas Unwillkürliches, Nothwendiges dar, da nach seiner Meinung alle Pfarrer adligen Patronats eine starke Aversion gegen den Adel hätten. Überdies mußte der Pastor Iemand haben, gegen den er so recht von Herzen über den Adel herziehen konnte und von Pechvogel Iemand, gegen den er den Adel vertheidigte und erhob. So waren sie denn oft zusammen und unsere dermalige publicistische Literatur, die sich hauptsächlich um Sein oder Nichtsein der Adelsvorrechte dreht, bot diesem Kampfe immer neue Nahrung. Was die Sendschreiber, was Schnelle und Lüders, Zachariaä und Beseler, v. Glöden und Dresen, v. Kampf und Laspeyres über diesen Gegenstand geschrieben haben, wurde immer und immer wieder ihrer Kritik unterworfen, und sie pflegten bei dieser Gelegenheit zu schreien wie die Zahnbrecher, so daß die Leute auf der Dorfgasse stehen blieben und sagten: Dei heben gewiß all werre den Eddelmann vor. Der Krüger hatte ihnen nämlich gesagt, daß der Pastor gar keine Edelleute statuiren wolle, der Knüppeldammer Herr dagegen wolle, daß Alle adlig und hochwohlgeboren werden sollten; daß Beides auf

Eins herauskomme, merkten sie aber zum großen Gaudium des Pfiffigen nicht.

Diese Dispute waren aber auch die einzigen Lichtpunkte im Leben unseres von Pechvogel. Er hatte es unglücklich getroffen mit seiner Nobilitirung. Zur Zeit derselben war freilich das Gerücht verbreitet gewesen, als wollten sich mehrere, man nannte deren ungefähr sechs, der mecklenburg-schwerin'schen bürgerlichen Gutsbesitzer ebenfalls nobilitiren lassen und er hoffte in dieser Schaar von Neugebackenen mit seinem Diplom, gedruckt in diesem Jahr, nicht so viel Abergerniß zu geben. Aber diese Leute fanden Hindernisse^{*)} auf ihrem Wege zum Adel und er war also jetzt allein dem Hohn und Spott der Bürgerlichen bloßgestellt, ohne dafür, wie er gehofft hatte, ein wirkliches Mitglied der adeligen Genossenschaft zu werden. Man duldet ihn freilich, ja durch den Einfluß des Landrats von Büffelskopf, der bei dieser Ge-

^{*)} Der Kaiser von Österreich soll nämlich künftig nur eingeborne oder recipierte Österreicher in den Adelsstand erheben wollen und demnach unsere Adelskandidaten abschlägig beschieden haben; diese sind dadurch in die größte Verlegenheit gesetzt, da bis jetzt noch, wie man hört, unser sogenannte eingeborene Adel statt des früheren Reichsadels den kaiserlich österreichischen von dem zu Recipirenden fordert. Von wo die vier Gutsbesitzer im star-gardischen Kreise, Brüder Michael, ihren Adel herbezogen haben, weiß ich nicht; doch auf Trollenhagen hat den feinigen aus Berlin, von wo die Mellenburg-Strelitzer überhaupt ihre Luxuswaaren zu beziehen pflegten.

legenheit wieder 1000 Pistolen von ihm entlich, segte er sogar seine Aufnahme in den sogenannten eingeborenen Adel durch, aber bei seiner frankhaft gesteigerten Empfindlichkeit glaubte er dennoch auf jedem adligen Antlitz nur Verachtung zu lesen. In der ersten Zeit seines Adelthums war er regelmäßig zu den Güstrower Wettrennen, während der Saison nach Doberan, ja sogar zum Landtag gereist; aber da er jedes spöttische Lächeln, jedes Winken und jede Verührung des Streits der adeligen und bürgerlichen Ritter auf sich gemünzt glaubte, so verlor er bald alle innere Haltung und wagte sich zulegst fast nie mehr über die Feldmark von Kenüp-pelkamm hinaus. Denn auch die größeren Reisen ins sogenannte deutsche Ausland konnte er nicht mehr aushalten, da es sich doch zuweilen traf, daß ihn sein Tischnachbar, wenn er hörte, er sei aus Mecklenburg, nach dem merkwürdigen kleinen Krieg unserer Ritter fragte, oder gar Einer, der ihn noch als Domainenrath Schuster bekannt hatte, als solchen anredete; im letzteren Falle mußte er alle Kraft aufbieten, um herauszubringen: Er sei seitdem von Seiner Kaiserlichen Majestät von Destrich unter dem Namen von Pechvogel in den Adelsstand erhoben. So unterließ er denn auch diese Reisen und grubelte sich nun in seinen vier Pfählen immer tiefer in die Mysterien der Nothwendigkeit des Adels hinein; aber er hatte oft lichte Augenblicke, wo sich sein bürgerliches Blut rächtet, wo sein Gewissen erwachte und er sich so verächtlich vorkam wie Einer, der aus schlechten

Gründen seine Religion gewechselt hat. Dann ging er zum Pastor und vertheidigte gerade dann den Adel am scharfsinnigsten. Nur einmal hatte er mit seinem gegnerischen Freunde gebrochen. Der Pastor hatte nämlich seine jüngste Tochter als „eine inländische Jungfrau, so sich in eins der Jungfrauenklöster zu begeben Lust habe,“ und nach diesem Wortlaute der Ueberweisungssacte so gut wie das beste Edelräulein im Lande dazu berechtigt sei, als Erspectantin auf eine Klosterstelle einschreiben lassen wollen und einen desfallsigen Antrag an die Prävoren des Klosters Dobbertin abgelassen, den diese Herren, wie zu erwarten war, als ein schlechtes Zeichen einer schlechten Zeit ruhig ad acta legten. Der Pastor wollte es nun, da man ihn nicht einmal einer Antwort würdigte, eben so machen wie jetzt der Rittergutsbesitzer Pogge auf Noggow und bei der zuständigen Justizkanzlei zu Güstrow eine desfallsige Klage einreichen, als unglücklicher Weise die fränkliche Tochter starb und mit ihr die Aussicht auf diesen allerliebsten Rechtsfall. Von Pechvogel, der diese Unterbrechung seiner Dispute mit dem Pastor schon sehr schmerzlich empfunden hatte, machte ihm drauf eine Condolenzvisite und das alte Lied ging von vorne wieder an.

Der arme, wunde von Pechvogel hatte freilich auch außer dem Pastor noch das Vollblut'sche Haus, denn sein ältester Sohn, dem er Bürgerende, eine zu einem Hauptgute erhobene Meierei von Knüppeldamm, abgetreten, hatte die älteste der drei noch lediglosen Vollblut'schen Töchter

geheirathet, und sein zweiter, der unüberwindliche Second-lieutenant mit der jüngsten Anciennetät, der täglich bei der Barttoilette den Herrn der Heerschaaren um ein wunderbar schnelles Avancement anging und nur auf Carriere fluchte, war mit der nächst folgenden verlobt. Und doch war dem Domainenrath nie recht behaglich im Vollblut'schen Hause; der Kammerherr war ihm denn doch zu unbedeutend und die Kammerherrin behielt immer eine beleidigende Protectionsmiene gegen ihn bei und brach, wie um ihn zu schonen, in seiner Gegenwart jedes Gespräch über den Adel sofort ab. Man verkehrte daher wenig mit einander und sah sich fast nur bei den großen Familienzweckessen an den hohen Festtagen, oder wenn ein Gewerbe den einen zum andern führte. Die Kammerherrin erwartete daher sehr neugierig das Eintreten des von Pechvogel und auch der Kammerherr äußerte seine Verwunderung darüber, daß der Herr Bruder sie bei diesem Hundewetter mit seinem Besuch bechre. Nachdem man nun über das gegenseitige Befinden die nöthigen Erkundigungen eingezogen und das Wetter scharf getabebt hatte, platzte denn auch von Pechvogel alsbald mit seinem Gewerbe heraus. Er war der Ueberbringer einer großen Neuigkeit: der Doctor Bauer auf Mannhagen sollte sich so eben mit Noswiha, der Schwester unseres Kammerherrn verlobt haben. Man kann sich denken, wie diese Nachricht auf unsere Gnädige wirkte mußte; sie sank mit vielem Anstande in den Fauteuil zurück und erst nachdem der Kammerherr ihr eine starke Dosis von

den eigenthümlichen Tropfen, die ihr ihr Leibarzt, der Medicinalrath Dr. Blatter, immer selbst mitbrachte, eingesloßt, konnte sie ihrer gerechten Entrüstung Worte geben. Sie begriff nur eine Heirath zur Ehre des Hauses und wer bei der Wahl des Gatten andere Rücksichten nahm, der war nach ihr unwürdig der Ehre von Familie zu sein. Die Kinder des Volks möchten immerhin aus Neigung heirathen, aber die Kinder des Adels dürften sich nicht so an ihre Triebe wegwerfen, denn der Adel könne in jegiger Zeit sich nur noch auf seiner isolirten Höhe erhalten, wenn seine Glieder ihre ganze Subjectivität und alle die sogenannten rein menschlichen Empfindungen unterdrückten und ganz in dem Adel aufgingen. Darum heirathe der wahre Adlige, so sehr er auch immer hübschen bürgerlichen Frauenzimmern gewogen sein möge, doch nie anders als nach Familienrücksichten, wie denn überhaupt der Glanz und die Macht seines Geschlechts bei Allem, was er beginne, die Hauptrücksicht abgäbe, wodurch denn ja aber keineswegs eine sehr reiche bürgerliche Partie für den armen Adligen verdammt werde. Die adlige Dame dürfe aber nimmer einen Bürgerlichen heirathen und solche Heirath aus Liebe, erklärte sie endlich auf dem Gipfelpunkte ihres Eifers, sei rein plebeisch, ja thierisch, denn wer sich seiner Liebe ganz hingabe, habe ja eben damit alle Rücksicht auf seine Stellung in der Gesellschaft vergessen. Es wäre allerdings unter Umständen so leicht nicht, ohne Liebe zu heirathen, fügte sie mit einem Seitenblick auf den Gemahl hinzu, aber

es sei auch überhaupt sehr schwer, einen vollkommenen Adligen in sich darzustellen. Wie die Jesuiten nur dadurch im geraden Widerspruch mit dem Zeitgeist und allen Anfeindungen zum Troz ihre Macht behaupteten, daß sie bei allem ihren Thum nie ihr Ziel aus den Augen verlören und ihren Oberen einen unbedingten Gehorsam leisteten, so müsse auch der Adlige sich immer von seinem Adelsbewußtsein, was ihm das sei, was dem Volke das Gewissen, leiten lassen und seinem Stande auch die liebsten Neigungen zum Opfer bringen können. Wer diese Kraft der Selbstentäußerung nicht besitzt und bei wem das sogenannte Gemüth mitspreche, der möge der beste Mensch sein, aber werde immer nur einen schlechten Adligen abgeben.

Bon Pechvogel hörte der Rednerin mit um so ehrerbietigerer Andacht zu, als sie sonst ihren Feuereifer für den Adel nie vor ihm aufflammen ließ; ja er gewann den Muth, die Frau Schwester unter obligatem Handkuss zu versichern, daß sie ihn durch ihre herrlichen Worte recht gehoben und gestärkt habe. Die Frau Schwester benutzte diese gehobene Stimmung dahin, daß sie sich von dem Herrn Bruder bei adligem Wort und Ehren versprechen ließ, daß er die Landtage wieder besuche; auch der Kammerherr solle wieder regelmäßig auf denselben erscheinen, denn in den Zeiten der Gefahr wäre, wie sie sich boshaft genug ausdrückte, auch die schwächste Hülfe willkommen; gefährlich seien aber die Zeiten, denn wenn auch die Liebe zur landständischen Wirksamkeit bei

den Bürgerlichen allerdings nur ein Strohfeuer sei, so könnten sie doch möglicher Weise während dieses Strohfeuers einmal die Stimmen beherrschen; hätten sie aber erst einmal dadurch einen ihres Mittels als Deputirten in den Engern Ausschuss gebracht, hätte so die Canaille (entschuldigen Sie, meine Herren, diesen ungehörigen Ausdruck, fügte sie denn doch hiebei hinzu) einmal Blut geleckt, so sei der Adel verloren und das Malheur einer repräsentativen Verfassung die nothwendige letzte Folge; die sogenannten bürgerlichen Ritter sähen in ihrer Vorurtheit diese Folge ihres Beginnens nur nicht, sonst würden sie nicht dahin arbeiten, mit ihrem Feinde, dem Adel, zugleich sich selbst als Mitglieder der persönlich landtagsfähigen Ritterschaft unter den Mauern unseres Verfassungsbaues zu begraben. Schon sei das Unerhörte geschehen und der Adel habe die Landtagsbälle aufgeben müssen, weil dieselben zu gemischt geworden, ja weil es sogar vorkommen sei, daß einige dieser sogenannten bürgerlichen Ritter, als wären sie auf dem Königsschuhball ihres Nachbarstädtchens, Damen, denen sie gar nicht vorgestellt worden, um die Ehre eines Tanzes gebeten hätten. Sie hätten nur die Landtagsbälle in ihrer früheren Reinheit kennen sollen, Herr Bruder, fügte die Kammerherrin in süßen Erinnerungen schwelgend hinzu. Neben dem Allerhöchsten Hofe waren sie die glänzendsten Versammlungen, die das Land aufweisen konnte und manche interessante Liaison wurde auf diesen Bällen geschlossen und zu vielen Vermählungen hier die erste

Annäherung gegeben. Auf den Landtagen feierte der Adel den Triumph seiner politischen Herrschaft, auf den Landtageßällen den seiner socialen. So war es in den guten alten Zeiten. Ach, mein Geschlecht verbietet mir nur thätig an der Zurückführung derselben zu arbeiten, und ich muß es in gezwungener Muße mit ansehen, wie sich der Adel aus einer Position nach der andern verdrängen läßt. Doch ich werde thun, was in meinen Kräften steht. Der Kammerherr soll auf dem nächsten Landtage an den Klostertagen eine Denkschrift übergeben, in welcher ich vorschlagen werde, die Ueberschüsse aus den Klostergütern nicht zur Stiftung neuer Klosterstellen zu verwenden, sondern aus diesen Ueberschüssen einen Fond zu bilden, aus welchem eingeborne Adlige, die sich anzukaufen wünschen, mit einem unverzinslichen Darlehn zu unterstützen sind. Nimmt man dazu denn noch die Klostergüter in eine bessere und sparsamere Verwaltung und leibt fogleich für jenen Fond auf die Klostergüter eine halbe Million an, so läßt sich in dieser Hinsicht schon immer etwas ausrichten. So nur kann dem Verfall des Adels entgegengearbeitet werden, denn derselbe ist einzig und allein der wachsenden Zahl der bürgerlichen Gutsbesitzer zuzuschreiben. Aber man müsse die eingeborne Ritterschaft nicht bloß zahlreicher zu machen, sondern es überhaupt gänzlich zu vermeiden suchen, daß die Rittergüter an Bürgerliche kämen. Dies wäre nur möglich durch Stiftung von Fideicommissem. Diese befördere man aber am besten durch ein Statut, nach welchem

jeder adlige Gutsbesitzer, der ein Fideicommisß innehabe, auch sofort und von selbst als zur eingebornen Ritterschaft gehörig angesehen werde und dagegen alle anderen Receptionen und Agnitionen aufhören. So werde der eingeborne Adel bald alle reichen bürgerlichen und alle nicht eingebornen adeligen Gutsbesitzer zu seinem eignen Frommen in sich aufgenommen haben. Denn dem bürgerlichen Gutsbesitzer, der ein Fideicommisß stiftete oder inne habe, werde kein Potentat den Adelsbrief verweigern, und er werde ja dann unentgeltlich und ohne Weiteres Mitglied der eingebornen Ritterschaft *), der adlige Gutsbesitzer aber, der in dieselbe hinein wolle, müsse schon ein Fideicommisß stiften, weil eben dies dann der einzige Weg zu ihr sei. Die reichen bürgerlichen Gutsbesitzer ließen sich jetzt nicht leicht nobilitiren, weil sie vor ihrer doch immer nicht so bald **) erfolgenden Reception nicht Fisch noch Fleisch wären, und eben so stifteten die nicht eingebornen adeligen Gutsbesitzer keine Fideicommisse, weil sie auch dadurch noch nicht

*) Frau Kammerherrin, Frau Kammerherrin! Die bürgerlichen Ritter werden protestiren gegen solchen Ausdruck. Diese Leute wollen nämlich nur von einem eingebornen Adel wissen und legen regelmäsig zum Landtagsprotocoll einen Protest ein, sobald Jemand von eingeborner Ritterschaft spricht; auf der anderen Seite protestirt der eingeborne Adel regelmäsig, sobald ein bürgerlicher Ritter des sogenannten eingebornen Adels erwähnt.

**) Mit sonst leicht gefährlich werdenden Intriquanten macht man wohl zuweilen eine Ausnahme.

wirkliche Vollbürger würden. Dies Alles werde sich wie mit einem Schlage durch jenes Statut ändern. Sie habe allerdings keine besondere Sympathie für die eingewanderten Adligen und noch weniger für die neugebackenen Sach, ich bitte inständigst um Verzeihung, Herr Bruder, fügte sie hinzu), aber wenn beide Fideicommissinhaber seien, so achte sie dieselben den besten Eingeborenen gleich. Der Eingeborene ohne Fideicommis habe freilich seine glorreichen Ahnen, aber ihm fehle die Gewissheit, daß seine Nachkommen nicht verarmten und in den Bürgerstand hinabsanken; der neu Nobilitirte mit einem Fideicommis dagegen, habe zwar keine Ahnen, aber er habe dafür die Gewissheit der ewigen Fortdauer seines Geschlechts als eines aristokratischen, und es frage sich noch, was von beiden am meisten werth sei.

Die Kammerherrin schwieg erschöpft und nahm in ihrer Zerstreitung eine grogmachende Menge Rum zu ihrem Thee; sie wollte eben die Tasse zum Munde führen, als von Pechvogel vor ihr auf die Kniee fiel und mit bewegter Stimme also anhub: Hohe Frau! Ihrachtet den neu Nobilitirten mit einem Fideicommis dem besten Eingeborenen des Landes gleich: so gelobe ich denn in Eure Hand und bei adligem Wort und Ehren, daß ich, wenn Gott der Herr mir das Leben läßt bis dahin, in Jahr und Tag mein Lehn Knüppeldamm mit einem Fideicommis belegen will.

Die Kammerherrin, obgleich sie sogenannte Scenen als plebeische Gefühlsausbrüche nicht liebte, war doch so sehr

geschmeichelt von diesem unverhofften und glänzenden Erfolg ihrer Rede, daß sie in die von Pechvogel angestimmte Redeweise einging. Sie sprach: Steht auf, mein Bruder! Und dem Aufgestandenen hauchte sie einen Kuß auf die Stirn, also fortfahrend: So begrüße ich denn in Euch alle künftigen mit Euch anhebenden Geschlechtsfolgen derer von Pechvogel; mögen sie immerdar in voller, freier Gutsherrlichkeit herrschen auf ihrem Territorium. Sie aber haben, mein geehrter Herr Bruder, meine ganze unverbrüchliche Achtung gewonnen.

Der Kammerherr hatte während dieses ganzen hochtragenden Discurses baumstill geschwiegen und nur in seinem unbehaglichen Gefühl über denselben unaufhörlich auf dem Sessel hin und her gerütt. Er konnt's nicht länger aushalten und da überdies die Sache auf ihren Gipelpunkt gekommen war, so fasste er sich ein Herz und sagte: Mein Schatz, Du bist ganz alterirt; es ist wohl das Beste, ich mache mit dem Herrn Bruder einen Gang durch den Park: der Regen scheint etwas nachgelassen zu haben.

Der Kammerherr zeigte nun zunächst seinem Begleiter das schöne Pfauenpaar, mit welchem er sehr passend die Kammerherrin an ihrem Geburtstage beschenkt hatte und begann dann denselben sein Herz auszuschütten. Der Arme, den Liebe und Bewunderung an seine Schwester fesselten, war tief betrübt über die Misshirath derselben, nicht so sehr aus Abscheu vor einer solchen, als deswegen, weil, wie er voraussah, in Folge derselben das in der letzten Zeit ohnehin

schon sehr locker gewordene Verhältniß seiner Schwester zu seiner Gemahlin nun vollends abgebrochen werden würde. Von Pechvogel aber, bei dem der Adelsmuth, den ihm die Kammerherrin einzulösen gewußt, noch vorhielt, fühlte sich wenig aufgelegt ihn zu trösten. Den Zurückkehrenden eröffnete denn auch die Kammerherrin: Da Roswitha, wenn sich die vom Domainenrath mitgetheilte Nachricht bestätige, durch ihre beabsichtigte gemischte Ehe sich mutwillig in den Bürgerstand erniedrigt habe, so könne von einem geselligen Verkehr mit ihr natürlich nicht weiter die Rede sein und der Kammerherr habe, wenn sie vielleicht brieflich seine, als des Familienhauptes, Einwilligung erbitte, solche Anfrage unbeachtet zu lassen. Von Pechvogel hatte noch die Befriedigung, sich mit seiner Gemahlin von der gnädigen Frau Schwester für den nächsten Sonntag zum Diner eingeladen zu sehen, und fuhr mit dem Gefühle, nun erst recht geadelt zu sein, seinem Knüppeldamm zu.

Die Kammerherrin war aber nur scheinbar so entrüstet über Roswitha, und eigentlich nicht wenig erfreut darüber, daß dieselbe ihr auf diese Weise die für Leute adligen Wessens gerechteste Ursache zu einem gänzlichen Bruch gab. Das geistige und sittliche Uebergewicht derselben war ihr um so unerträglicher geworden, als sie dem Grundsatz aller Vornehmen, sich auf keine Weise impioniren zu lassen, im vollen Maße huldigte. Und doch konnte sie sich nun einmal platterdings nicht unter dem Zauber von Roswithens flarem Auge

mit ihren aristokratischen Fadaisen aufzuhun, denn sie fühlte, ohne es sich eingestehen zu wollen, diesem Seelenadel gegenüber recht gut das Pauvre ihres Geburtsabels. Dazu kam Neid und Eifersucht. Die Kammerherrin hatte Geist genug, um in einem Kreise gewöhnlicher Menschen die Königin zu spielen. Aber auch gewöhnliche Menschen zieht der Instinct des Göttlichen zu den edleren Wesen hin und die Kammerherrin sah sich also jedesmal durch Roswitha enttroccht und war hierüber um so erbitterter, als jene ohne Anwendung aller jener kleinen Hülzen und Mittel, mit welchen das ordinaire Weib nur zu siegen weiß, ja ohne daß sie es überall wollte und sich dessen bewußt ward, immer den Mittelpunkt der Gesellschaft bildete. So wußte die Kammerherrin es denn im Geheim dem Doctor Bauer vielen Dank, daß er sie von dieser für ihre souveraine Macht so gefährlichen Dame befreiete. — Wir werden nun den Leser zuvörderst mit diesem Bauer näher bekannt machen müssen.

Bauer war der Sproßling einer alten mecklenburgischen Predigerfamilie, deren Stamvvater schon zur Zeit der Reformation aus dem Sächsischen ins Land gekommen war und welche seitdem denselben eine ununterbrochene Reihe von Landpfarrern gegeben hatte. Auch unser Bauer war von seinem Vater, dem Pastor zu Kirchdorf, zum Geistlichen bestimmt. Die einsame Lage des Pfarrhofes und die Entbehrung aller Spielgenossen hatten in dem, dem ernsten, aber zärtlichen Vater mit ungeheister Liebe anhangenden Knaben,

einen Ernst und eine Innigkeit erzeugt, die ein inhaltsreiches, reiches Leben versprachen. Sein liebster Aufenthaltsort war das Bibliothekszimmer, denn der Pastor war wie viele seines Standes ein großer Bücherfreund und verwandte trotz der lebhaftesten Gegenvorstellungen, die früher seine Frau und jetzt seine dem Haushalt vorstehende Schwester unermüdlich dagegen erhoben, jährlich eine allerdings unverhältnismäßig große Summe auf seine Büchersammlung. Seine Pfarre, früher eine der reichsten, war nämlich jetzt kaum noch zu den sogenannten Mittelpfarren zu rechnen; nach dem Visitations-protocolle von 1534 hatten die Edelleute alle die „Börung“ an sich gerissen, und später als man meinte, der Geistliche dürfe keinen Ackerbau treiben, (eine Meinung, welche nach Hegel mit derjenigen der katholischen Kirche, daß der Geistliche nicht heirathen dürfe, dieselbe trübe Quelle hat), waren die Pfarrländereien zu einer Zeit, in welcher die landwirthschaftlichen Producte gerade wenig galten, für ein Butterbrot, wie man sagt, dem Gutsbärrn in Erbpacht gegeben. In jener reichen, aber die Wahrheit zu sagen, an theologischen Schriften sehr armen Bibliothek war der Knabe fast immer zu finden, wenn er nicht mit der Tante im Garten hantirte oder den Vater auf seinen weiten Spaziergängen begleitete. Er kannte jedes Buch derselben, ja er hatte fast alle gelesen und die meisten verstanden, denn bei der ihm inwohnenden Energie ruhete er nicht eher, als bis ihm durch Befragung des Vaters oder durch wiederholtes Lesen das

Verständniß seiner Lecture aufgegangen war. So wuchs er zum Jüngling heran und als sein Vater den 17jährigen auf eine benachbarte Gelehrtenschule brachte, hatte er freilich nicht den aus Leihbibliothekromanen gewonnenen fließenden und blumenreichen Styl unserer Primaner, aber er hatte einen scharfen wissenschaftlichen Sinn und eine Masse schätzbarer Kenntnisse. Ostern 1830 die Universität Heidelberg beziehend, hatte er sich noch nicht zurechtgefunden in dem wunderlichen Studentenleben und noch weniger in den Irrgängen der Gottesgelahrtheit, als die Julirevolution wie ein Blitz in das faule, abgestandene Leben der Restaurationszeit einschlug und der Menschheit wieder einmal einen lichten Augenblick gab. Auch in Deutschland, dem Altenweiberlande, hatte Michel in der großen Woche des Juli unruhig geträumt, ja war am Ende wirklich erwacht und hatte in seinem Ungeßick und in seiner Unbehülflichkeit wunderliche Emancipationsversuche gemacht. Bauer wußte den großartigen Vorgängen des Jahres 1830 gegenüber nichts mehr mit der Theologie anzufangen; er ließ sie fahren und wandte sich mit ganzer Kraft dem Studium der Staatswissenschaften zu. Da er in seinem Freiheitsrausche jeden Maßstab für die deutschen Verhältnisse verlor, so hatte er als Mitglied einer geheimen politischen Verbindung sich leicht zu Schritten und Unternehmungen verleiten lassen, deren deutsch-gründliche Untersuchung ihm allein schon auf einige Jahre der Freiheit beraubten und jedenfalls seine Habilitierung als Docent einer deutschen Uni-

versität auf lange Zeit hin unmöglich machen müste. Aber mehr noch als alles dies vertrieb ihn aus dem Vaterlande das Gefühl, daß ihm die Praxis des Lebens, die Kunst, seinen Ideen in der Wirklichkeit Geltung zu verschaffen, noch gänzlich mangele. Dieser Mangel macht den Sprung aus dem Studentenleben in das Philisterthum bei den meisten zu einem tödlichen. Wo man wie in Deutschland, als einem Censurlande, die Ideale nicht einmal aussprechen darf, wo die Wissenschaft so ganz von dem Leben getrennt ist, wie bei uns, wo man also weder Ideale noch Wissenschaft, sondern nur Hingebung an Rechtsalterthümer und Altstickerismus für die Conservirung des Bestehenden gebraucht, da wird der gewesene Student entweder ein verzweifelter Unzufriedener oder aber ein vollkommener Philister, der in seinem Berufe nichts als die milchende Kuh sieht, sein Tagewerk maschinenartig abhaspelt und nur gegen die Zeit des Theaters oder der Bostonpartie ein gelindes Fieber fühlt. Bauer konnte sich in dieser Unfertigkeit nicht dazu entschließen, mit so vielen Anderen aufs Geradewohl nach Paris zu gehen. Er wollte handeln, handeln im eigentlichen Sinne, im Sinne des Kaufmanns. Mit dem Erlöse aus der Bibliothek des inzwischen verstorbenen Vaters, schiffte er sich nach den nordamerikanischen Freistaaten ein, und stieg mit einem Dollar in Newyork ans Land. Aber auch Solomon Heine ging mit acht Groschen nach Hamburg und jede handelsfähige Stadt hat reiche Leute aufzuzeigen, welche mit Nichts angefangen

haben, so daß es fast scheinen will, als müsse der Kaufmann mit Nichts anfangen, damit er gezwungen sei, alle die Thatkraft aufzuwenden, deren er überhaupt fähig ist. Unser Bauer ward nun freilich nicht so reich wie Salomon Heine, aber er erworb doch so viel, um sich in seinem Geburtslande das Gut Mannhagen kaufen zu können. In der weichen Stimmung, die der Tod eines geliebten Weibes in ihm zurückgelassen, hatte ihn nämlich eine unüberwindliche Sehnsucht nach der Heimat ergriffen.

Das Gut Mannhagen gehörte zu der wohl arrondirten Besitzung des Landrats von Büffelskopf auf Borgwall und wurde in dessen Concurre verkauft, denn die schönen Büffelskopfschen Güter hatten doch am Ende die grohartige Verschwendung des Landrats nicht mehr lasten können und obgleich man denselben noch durch die Erwählung zum Klosterhauptmann eines der adeligen oder sogenannten Landeskloster zu retten gesucht, mußte er doch zulegt das alte Erbe seiner Väter meiden; er zog sich mit einer Pension, die ihm theils seine Verwandten, theils als einem verarmten „Eingesessenen“ und wegen seiner angeblichen großen Meriten die Ritterschaft bewilligt hatte, nach Büzow zurück, wo er sich aus Langleweile zulegt allen Vereinen unserer Trommen und Frömmler anschloß. Bei der Besichtigung der Büffelskopfschen Güter hatte der Doctor Bauer zuerst Noswitha kennen gelernt. Büffelskopf hatte dieselbe nämlich flehentlich gebeten, ihn auf einige Tage zu besuchen und ihm einige Fassung wiederzugeben;

der leichtsinnige alte Mensch, der den Nruin seines Vermögens immer selbst vorausgesehen und gesagt hatte, war bei dem endlichen Eintritt desselben doch ganz wie aus dem Leime gegangen. Hier konnte Roswitha ihre ganze geistige und sittliche Macht entfalten, und Bauer, der seinen Besuch so lange als möglich ausdehnte, fühlte bald, daß ein inniges Verhältniß zu ihr zur Abklärung und Heiligung seines Wesens unendlich viel werde beitragen müssen. Auch Roswithen that die tiefe Verehrung, welche ihr der durchgebildete, thafträf tige und für die höchsten Interessen der Menschheit begeisterte Mann bewies, unendlich wohl. Roswitha hatte viele bedeutende Staatsmänner, viele glänzende Cavaliere, viele namhafte Gelehrte und Künstler kennen gelernt und die meisten derselben hatten ihrem Genius gehuldigt, aber eben nur ihre Geistreichigkeit nach Art des Gutschmeckers genossen und dabei ihre Behauptungen als paradox und ihre Vorschläge als unpraktisch belächelt. Anders mit Bauer, der ihre Begeisterung theilte, aber besonnener und erfahrener als sie, die Gegenstände derselben in schärferer Begrenzung hinstellte und ihr die Berechtigung derselben zum Bewußtsein brachte. So sich ergänzend mußten sie in wenigen Tagen einander zum Bedürfniß werden. Büffelskopf hatte auch schon Roswithen prophezeit, daß sie noch Madame Bauer die zweite werden würde, da sie sich nicht gescheut habe, dem scheidenden Bauer auf seine Bitte gern und freudig zu versprechen, daß sie in einen regelmäßigen brieflichen Verkehr mit ihm treten wolle.

Der Doctor Bauer dachte übrigens allerdings ganz ernstlich an eine Heirath mit Roswitha. Er hatte freilich bei dem Tode seiner Frau, von welcher ihm zwei Kinder lebten, seine Wiederverheirathung für unmöglich gehalten, da er meinte, zu einer guten Stiefmutter gehöre mehr Resignation und Neidlosigkeit als bei den Weibern zu holen sei,— aber einer Roswitha gegenüber hielt dieser Vorsatz nicht Stich, und er dachte sich dieselbe vielmehr gerade am liebsten als die mütterliche Freundin seiner kleinen.

Als nun der Doctor die Büffelkopfschen Güter füglich nicht länger in Augenschein nehmen konnte, machte er, um sich zu seinem künftigen Beruf würdig vorzubereiten, eine landwirthschaftliche Kunstreise durch Mecklenburg, von welcher er die Ueberzeugung mitbrachte, daß die landübliche Ansicht von der Vollkommenheit unserer landwirthschaftlichen Cultur mit zu den vielen Vorurtheilen der Mecklenburger gehöre. Zur Entschuldigung dieser seiner feierlichen Ansichten müssen wir bemerken, daß ihm bei seiner Sehnsucht nach dem Umgange mit Roswitha Alles schaaf und widerwärtig vorkam. Er schrieb damals in einem Briefe an dieselbe: Welches Heimweh hatte ich zuweilen unter den Geldmachern in Amerika und welche Unbehaglichkeit liegt in der Heimath! Ja, Sie haben Recht, wir haben in Mecklenburg in keiner Sphäre einen ausgezeichneten Mann, einen bedeutenden Charakter, und hätte Mecklenburg nicht eine ausgezeichnete Frau, ich hielte es nicht länger aus in diesem Lande selbstgefälliger

Indolenz. Es ginge wohl, aber es geht nicht, das ist das ewige Ciapopeia, mit dem der mecklenburgische Michel sich selbst einwiegte. God dam! entschuldigen Sie diese Nohheit, aber ich kann unter Umständen einen kräftigen Fluch nicht entbehren: ein solcher ist uns Männern das, was den Weibern der Seufzer), also God dam, wenn ich mir so neben dem Bruder Büffelskopf meinen nativen Bruder Jonathan denke, so verliere ich allen Stolz auf meine mecklenburgische Eingeborenheit und sener kommt mir neben diesem vor, wie ein uralter obotritischer Mops neben dem muskelkräftigen, immer sprungfertigen Windspiel. Was mir meine Landsleute so sehr verleidet, das ist ihr großer Mangel nicht bloß an Tüchtigkeit, sondern auch an Liebenswürdigkeit. Da ist zuerst der Adel. Vor dem sezigen Bürgerkriege in der Ritterschaft gab es wirklich ganz erträgliche Menschen unter ihm, denn der Adel wurde damals noch getragen von dem Gefühl seiner Unvergleichlichkeit, und in der Sicherheit seines Adelthums mischte er sich unbefangen unter die Bürgerlichen, so daß beide Theile, sich gegenseitig anerkennend, auf ziemlich gutem Fuß mit einander standen. Das ist unsere sogenannte gute alte Zeit. Aber jetzt wird der Adel von allen Seiten lebhaft angegriffen, man sagt es ihm auf den Kopf, daß er völlig unberechtigt dassehe und das geheime Gefühl seiner verlorenen Sache, das Gefühl, das ihm das ganze Land eine totale Niederlage gönnnt, macht ihn troziger und anmaßender als je, wie ja das Bewußtsein des Unrechts immer, um mit der Bibel zu reden,

das menschliche Herz zu einem zugleich trozigen und verzagten Dinge macht. Daher das gereizte und gespannte Wesen des Adels. Der Adlige scheint mir in einer gemischten Gesellschaft immer zu fürchten, daß sein bürgerlicher Nachbar, vertraulich werdend, zu ihm sagt: Nicht wahr, lieber Baron, wenn Sie ganz aufrichtig sein wolten, so müssen Sie selbst zugeben, daß der Geburtsadel der baarste Unsinn ist. So machen die jetzigen Angriffe auf den Adel denselben nur noch abwehrender, ablehnender, unnatürlicher.

Was die bürgerlichen Gutsbesitzer betrifft, so ist von ihnen ebenfalls wenig Rühmliches zu melden; sie haben überhaupt noch keinen besondern Typus, sondern gleichen, wenn man die Herren vom Sport, die Adellsüchtigen, die Demagogen und den gebildeteren und gesinnungsvolleren jungen Nachwuchs abrechnet, meist unsfern Gutspächtern und sind also nichts mehr und nichts weniger als ganz gewöhnliche praktische Landwirthe, denen, wie man zu sagen pflegt, die Drittel aus dem Halse schreien und die eine gründliche Verachtung des Städters fühlen. Der Bürgerliche kaufst sich nämlich ein Gut, weil er durch dasselbe Geld machen will, der Adlige dagegen mit seiner selten recht viel aus dem Gute herausbringenden Inspectorwirthschaft, weil er nur durch ein solches zum Vollgenuß aller politischen Rechte gelangen kann. Jener sieht also nur ein landwirtschaftliches Ganze in seiner Besitzung und die mit demselben verbundene Landstandshaft, für die er weder politische Bildung, noch politisches Interesse

hat, wird von ihm nicht ausgeübt. Die auch ihnen regelmäßige zugehörenden Landtagsausschreiben betrachteten sie, da der Adel ja doch allein auf den Landtagen herrsche, als eine bloße Formalität, als eine staatsrechtliche Curiosität und blieben während der Landtagszeit ohne Scham und Gram auf ihrer Huſe sitzen. Zwar pflegten schon immer einige bürgerliche Gutsbesitzer den Landtag zu beziehen, aber diese fühlten sich mehr auf demselben gebildet als gleichberechtigt und sahen in dem Ganzen nur eine lehrreiche und interessante Unterhaltung, ohne im Entferntesten an einen möglichen Widerstand gegen die Adligen und an eine Partei der bürgerlichen Ritter zu denken; der Adel war übrigens damals so flug, die sich unter den bürgerlichen Rittergutsbesitzern aufstuhenden Kampfhähne jedesmal dahin zu verführen, daß sie sich nobilitiren und demnächst in den eingebornten Adel aufnehmen ließen. Seit dem Landtage 1838 ist dies freilich anders geworden und wir finden die bürgerlichen Rittergutsbesitzer auf der Wanderschaft begriffen, um aus dem Flachlande politischer Nullität auf die Zinnen der Partei zu steigen. Doch gibt es noch immer viele Nachzügler unter ihnen und die Führer klagen herzbrechend über die Mühe, die es kostet, sie zu entscheidenden Momenten alle zusammenzutrommeln, so wie über das Ungeschickte in allem ihrem politischen Reden und Thun. Um jedoch nicht ungerecht zu sein gegen die bürgerlichen Ritter, muß man bedenken, daß sie erst sechs Jahre sich mit staatlichen Dingen abgegeben haben und also

noch im politischen Kindesalter stehen. Wenn sie nur all den Muthwillen und die Reckheit des Knabenalters erst angenommen haben, so werden sie schon mit ihren routinierten, aber altersschwachen Gegnern fertig und Mecklenburg dann endlich aus dem Burgverliese des Feudalstaates erlöst werden. Die bürgerlichen Ritter bilden nämlich einstweilen in ihrem Gegensatz zu ihren adeligen Feinden die liberale Fraction unserer Stände; diese ihre Stellung ist aber keine naturgemäße, denn wer aus eigenem Rechte als Grundbesitzer eine persönliche Landstandshaft hat, der ist dem Stabilitismus verfallen und gehört in eine hemmende Pairskammer. Die Wichtigkeit der gegenwärtigen ritterschaftlichen Differenzen beruht nun vorzüglich darin, daß die Regierung, wenn sie jetzt Hinneigung zu den bürgerlichen Rittern zu erkennen gäbe, und die einstweilige liberale Richtung derselben benutzte, alle ihre lange projectirten Reformen durchsezeyen könnte. Denken Sie sich nur die Staatsweisheit, welche die den bürgerlichen Rittern so günstigen landesherrlichen Rescripte von 1789 und 1793 dictirte, wieder am Ruder, so werden Sie gestehen müssen, daß jetzt bei solcher offenen Anerkennung der gerechten Sache der Bürgerlichen der Adel alsbald verloren sein würde. Möchte denn Mecklenburg endlich mal wieder klar sehen in dieser verhängnisvollen Frage, möchte es alle die Folgen, welche nothwendig die Anerkennung des eingebornten Adels als einer besonderen Corporation nach sich ziehen muß, wohl erwägen! Schon nimmt neben der adeligen Oligarchie die adlige

Bureaucratie immer mehr überhand und der Adel packt wie ein tausendarmiger Polyp alle Theile unseres Mecklenburg und macht es krank. Nach dem Staatskalender von 1800 gab es nur 9 adlige Domänenbeamte und jetzt haben wir deren circa dreißig; damals waren von 22 Oberförstern 17 bürgerlicher Geburt und jetzt sind von den bestehenden 21 Oberförstereien nur noch 7 mit Bürgerlichen besetzt. Welche Regierung würde am Ende auch mächtig genug sein, den Bit-ten unserer Eigentümern vom eingeborenen Adel um die besten und bequemsten Stellen des Staatsdienstes für ihre Söhne, zu widerstehen, wenn dieselbe nicht die bürgerlichen Gutsbesitzer zu gewinnen sucht?! Die Regierung sagt, daß unsere Verfassung ihr bei den meisten Reformbestrebungen hemmend in den Weg trete. Diese Klage ist unbegründet. Unsere Regierung hat alle Macht, deren sie bedarf, sobald sie den bürgerlichen Müttern ihr Recht giebt.

Was soll ich noch von den übrigen Ständen sagen? In einem Feudalstaate haben dieselben ja keine Bedeutung. Unsere mecklenburgische Feudalverfassung ist aber noch dazu so steif und fest wie versteinertes Holz, weswegen denn auch Mecklenburg nie große Staatsmänner hat haben können, denn die Erhaltung des status quo ist keine Kunst, sondern die Erweckung der Aufopferungsfähigkeit für großartige Reformen, das ist die wahre Staatskunst.

In den Städten treffen wir nun zunächst die sogenannten Honoratioren und die sogenannten Gelehrten mit ihren

Clubbs und ihren Modezeitungszirkeln; sie halten jetzt alle die Illustrirte Zeitung und rathen Nebus und gegen die großen Interessen der Gegenwart stellen sie sich blasirt diese wohlerzogenen armen Schächer, und werden nur warm, wenn sie ihre Stimme abgeben über einen Clubbcandidaten. Da ist weiter der eigentliche Bürgerstand ohne Bürgersinn und Mannhaftigkeit; er ist noch nicht einmal so weit gekommen, daß er einsicht, wie die Herren vom Rath nicht die Herren der Stadt sind, sondern vielmehr Stadtdiener. Ich bitte, denken Sie sich neben einem nordamerikanischen Schuster, der aus seinem Meeting kommt, einen mecklenburgischen Ausschusburger, der in der Raths- und Bürgersitzung mit andächtiger Ehrfurcht den Vorschlägen der „Herren“ bestimmt!

Auf dem platten Lande haben wir, wenn wir von dem Proletariat unserer bezüglichen Tagelöhner schweigen, nun zuerst den Bauern. Durch Alles, was man ihm angethan hat, ist er so misstrauisch geworden, daß er sich jetzt auch gegen wohlthätige Neuerungen mit Hand und Fuß sträubt, obgleich er am Ende bei der großen Machtvollkommenheit des Amtes doch immer sagen muß: Ach ja, Herr Amtmann, ja. Ein Anfang zum Besseren sind in dieser Beziehung die von Poggendorff hervorgerufenen Bauerversammlungen, welche aber freilich von den Anhängern der Theorie der Unreife für noch lange nicht an der Zeit gehalten werden.

Am besten gefallen mir noch die Bündner in den Domänen, was Sie aber bei Leibe nicht verrathen dürfen, denn

unsere Gutsbesitzer und Pächter hassen diese Menschen, wegen ihrer verhältnismässigen Unabhängigkeit, wie die Sünde. Steht so'n Büdner mit der langen Pfeife vor seinem Häuschen und calculirt, ob das Wetter wohl noch lange so ländtagen wird, oder macht er lieber Molden und Schaufeln zum Verkauf, statt auf dem Hofe zu tagelöbnern, so ist er ein ausgemachter Faullenzer; spielt er einmal irgendwo zum Tanz auf, so versüchtet er das Volk; ist er im Besitz einer Klinte, so heißtt er der gefährlichste Wilddieb; sieht man ihn Holz farren, so werden die Forsten total von ihm ruinirt. Unsere Pächter und Tagelöhner wollen nämlich auf dem platten Lande neben sich nichts als die nothwendigen Hoftagelöhner geduldet wissen, denn nur dann könne Mecklenburg nach wie vor die meisten seiner Urproducte ausführen und ein reiches (?) Land bleiben, und nur so könne das gemeine Landvolk, das ganz dem lieben Vieh gleich sei, in Zucht und Ordnung gehalten werden. Diese Herren beweisen dann durch Zahlen, wie durch ihre Leute das Landarbeitshaus und Dreibergen und der Sachsenberg verhältnismässig am wenigsten bevölkert würden und die Sittlichkeit unter denselben also mehr zu Hause sei als in den Städten, den Bauerdörfern oder gar in den Büdnercolonien, vergessen aber ganz und gar, daß der freie Mensch nur durch sich selbst und durch das Gesetz, aber nicht gleich dem Sträfling durch einen seiner Mitunterthanen in Zucht und Ordnung gehalten werden soll. Ich habe bei meinen Unterredungen über diesen

Gegenstand immer unwillkürlich an meinen kurzen Aufenthalt in den Sklavenstaaten der Union denken müssen: die Sklavenbesitzer vertheidigten die Sklaverei genau mit eben den Gründen, mit welchen unsere Gutsbesitzer die Tagelöhner der Besiglosen in Schutz nehmen. —

Da unsere Leser der Kannegiesereien des durch die Zulirevolution und durch den Aufenthalt in den nordamerikanischen Freistaaten für das alte Europa politisch völlig verdorbenen Herrn Doctors nachgerade gewiß herzlich satt sind, so könnten wir in unserer Erzählung jetzt ungehindert weiter fortfahren, wenn wir nicht hinsichtlich des auffallenden Tons der in diesen seinen Briefen über mecklenburgische Zustände an eine Dame aus dem eingebornen Adel herrscht, annoch eine weitere Erklärung für nöthig hielten. Wir haben freilich schon oben erwähnt, daß beide sich mit einander fleißig über die sogenannten höchsten Interessen zu unterhalten pflegten, aber wir müssen nachträglich noch erwähnen, daß sie namentlich den Geburtsadel in ihren Gesprächen mit Stumpf und Stiel ausrotteten. Wie weit es Roswitha damit bei sich gelungen war, werden wir am besten aus den nächstehenden Stellen ihrer Briefe an Bauer sehen. —

Die Kreuze der Orden, welche uns Klosterdamen verliehen worden, sind bei den bürgerlichen bedeutend kleiner gerathen, und diese sind, wie mir heute Eine von ihnen erzählte, damals so tapfer gewesen, deswegen die Annahme

derselben der Herzogin-Stifterin zu verweigern. Ist das nicht hübsch? Aber hernach kommen sie und bitten demuthigst und unterthänigst um diese selben kleineren Ordenskreuze, die ihnen denn auch sofort verliehen werden. *Li donc! *)*

Wenn die Juden unsern Adel bildeten, so könnte man denselben wenigstens einigermaßen begreifen. Der Jude hat ein anderes Exterieur, eine andere Nationalität, einen anderen Glauben und es ist durch dies Alles eine natürliche, aber von der Vernunft freilich nicht anzuerkennende Scheidewand zwischen ihnen und uns gezogen. Diese natürliche Grenze fehlt aber zwischen dem Adel und den übrigen Volksgenossen und die Annahung besonderer Rechte ist also in keiner Weise an eine besondere Eigenschaft desselben geknüpft, mithin die adlige Geburt eine reine Gnadenwahl, so daß also sehr füglich mit vollem Titel der Adlige sich nennen dürfte: *Wir Victor August von Gottes Gnaden Herr oder Baron oder Graf von N. N.*

Der Adel hat keine geschichtliche Mission mehr, denn es haben sich andere aristokratische **) Elemente aufgethan, die

*) Die Ribnizerinnen erbaten diesen im Jahr 1763 gestifteten Orden pour la vertu schon im folgenden Jahre 1764; die Döbberinerinnen hielten's aber bis 1787 ohne Orden aus.

**) Das mag wahr sein, wenn man von dem deutschen Adel im Allgemeinen spricht, aber der reiche und politisch mächtige Adel Mecklenburgs bildet mit den übrigen Gutsbesitzern allerdings noch unsere ausschließliche Aristokratie.

weit mehr materiellen und moralischen Einfluß haben. Der Adel spielt aber noch immer den Don Quijote der exclusiven Aristokratie und ist noch immer der Rococoaristokrat, welcher vor lauter Standesvorurtheilen die Kämpfe unserer Zeit gar nicht sieht. Wie albern ein eingefleischter Junfer wohl aussieht, wenn er ein communistisches oder socialistisches Buch liest !

Was sagen Sie dazu, daß der Adel jüngst auf die scheinste Weise ausgelacht ist und das nicht incognito von Einem oder Einzelnen, nein vor der ganzen civilisierten Welt und vor der mächtigsten Versammlung des mächtigsten Reichs. Hören Sie nur. Obgleich der Adel in Frankreich so wenig Bedeutung hat, daß man sich durch eigenmächtige Nobilitierung nur in den Augen aller vernünftigen Menschen lächerlich, aber nicht vor dem Geseze strafbar macht, so macht gleichwohl die Regierung ein sehr gutes Geschäft mit Adelsdiplomen. Die verschiedenen Arten derselben haben einen verschiedenen Tarif, welcher durch eine Stempeltaxe wahrgenommen wird. Hievon war in der französischen Kammer die Rede und der Justizminister verspricht sich unglücklicher Weise und sagt statt Stempeltaxe Narrentaxe (sceau und sol). Da erfaßte die Kammer eine Lachlust, so wütend und hinreichend, daß sie unerhört ist in den Annalen dieser ehrenwerthen Versammlung. Als der erste Sturm sich gelegt hatte, wollte man die Verhandlungen wieder anfangen, —

aber es ging nicht, denn immer und immer kamen grohartige
Lachstöße, und so lachte man die Sitzungszeit bis zu Ende.

Bei meiner jüngsten Reise nach Schwerin zerbrach mir
in dem berüchtigten Steinfelder Holze, in welchem schon ein-
mal ein zur Huldigung reisender Landrath beim Umstürzen
seines Wagens das Leben verloren haben soll, glücklicher
Weise nur etwas am Wagen, und mußte mit meinem
Kammermädchen die kurze Strecke nach der Fähre gehen.
In der für die Gäste niedersten Stanges bestimmten Stube,
deren Thür weit offen stand, saßen Bauern beim Kartenspiel
und ich hörte den einen derselben einem andern mehrmals
erwidern: Dat litt dei Ritterschaft nich. Der Wirth erklärte
mir auf mein Befragen, daß das ein gäng und gebe Sprich-
wort sei und man damit die absolute Unmöglichkeit einer
Sache zu bezeichnen pflege. Der erste Bauer werde wohl
gesagt haben, er würde so und so viel Stiche machen und
der zweite ihm darauf habe erwiedern wollen, daß sei un-
möglich, weil er die Matadore habe; in solchen Fällen sage
man: Das leidet die Ritterschaft nicht — oder: Ja, wenn
die Ritterschaft nicht wäre. So ist das Bewußtsein von der
Uebermacht unserer Ritterschaft bis tief ins Volk gedrungen
und die Nachkommen der Bauern, welche zu Karl Leopold's
Zeit schrien: Wi willn den Eddelmann dodt schlagen, er-
kennen diese Uebermacht jetzt sprichwörtlich an. —

Zeigt wird wohl keinem mehr der Ton in des Herrn Doctor Bauer Briefen an Roswithen auffallen. Der ge-
neigte Leser sieht zugleich aus diesen Pröbchen, wohin es führt,
wenn die Naseweisheit sich mit den höchsten Interessen der
Menschheit befazt und den Boden des historischen Rechts
verlassend in die bodenlosen Räume der sogenannten Ideen
hineinplumpset.

Doch fahren wir in unserer Erzählung endlich einmal wieder fort. Der Doctor Bauer kaufte also Mannhagen und betrieb so schnell als möglich seine Zulassung zur Ab-
leistung des Lehneides, welches, beiläufig gesagt, einer un-
serer unmüglichen Eide ist), damit er schon zur Beziehung des
nächsten Landtages, wie es in dem alterthümlichen Landtags-
auszschreiben heißt, eitirt, geladen und geheischt werde. Es
gelang ihm dies und er war nun, ohne daß das Land et-
was davon erfuhr, flugs einer seiner sogenannten Vertreter.
Er wollte diese erste Saison sich eigentlich darauf beschrän-
ken, den Geschäftsgang und die Parteiführer kennen zu ler-
nen, und der meiste Mann hätte hiemit allerdings vollaus
zu thun gehabt, denn bei dem Mangel einer Geschäftsordnung und bei dem Durcheinanderreden und resp. -Schreien während
der Debatten, ist das Eine so schwer wie das Andere.
Bauer fand sich jedoch mit seiner scharfen Beobachtungs-
und Auffassungsgabe bald einigermaßen zurecht in dieser ba-
bylonischen Verwirrung und da bei unseren landständischen
Verhandlungen nicht die offene parlamentarische Feldschlacht,

sondern kleinliche Intrigen und allerlei diplomatische Kunststückchen den Ausschlag geben, so kommt er schon jetzt durch die Rücksichtslosigkeit und den Scharfsinn, mit welchem er das Spiel der Gegner aufdeckte, seiner Partei die größten Dienste leisten. Dabei hatte Bauer ein bedeutendes Rednertalent. Besonnene Ruhe neben höchster Begeisterung, Takt und Schönheitsgefühl neben tiefer und umfassender politischer Bildung, eine klängvolle, biegsame Stimme, dies Alles würde ihn in der französischen oder englischen Kammer zu einem Redner von europäischem Rufe gemacht haben; aber auch in unserer Ständeversammlung, welche Rednertalent weniger zu würdigen weiß, machte gleich seine Jungfernrede, wie die Engländer es nennen, das größte Aufsehen und alle Parteien fühlten, der Strom dieser Rede werde in seinen Strudeln noch manches altehrwürdige Herkommen verschlingen. Bauer stellte nämlich in freier Rede den Antrag auf Abänderung des S. 167 des Landesvergleichs, nach welchem der sogenannte eingeborene Adel allein zu den Landräthsstellen wählbar ist. Er wußte allerdings, daß sein Antrag wegen mangelnder Intimation desselben nicht einmal eine Abstimmung zur Folge haben könne, aber es war ihm bei jenem Antrage auch zunächst noch überall nicht um einen directen Erfolg, sondern nur darum zu thun, die durch ein eben eingegangenes Regierungsrescript an die Landtagsversammlung augenblicklich etwas gedrückte Stimmung der Bürgerlichen wieder zu kräftigen. In glänzender Rede entwickelte er den Wider-

spruch, in welchem dieser einzige Paragraph mit unserer ganzen übrigen, sonst in sich so consequenten Verfassung stehe, wie dieser Widerspruch jetzt, wo die Zahl der bürgerlichen Ritter der der adligen gleich komme, immer schreiender werde, wie verderblich und unvernünftig es überhaupt sei, die Zulassung zu diesen vielen und hochwichtigen Aemtern von der Zufälligkeit der Geburt abhängig zu machen und wie die Aufhebung aller Vorrechte des eingeborenen Adels erst der Ritterschaft ihre ganze frühere Macht wiedergeben könne, wogegen mit der Beibehaltung des Begriffs der Eingeborenheit der Adel Alles aufs Spiel setze, da die bürgerlichen Ritter bald das numerische Uebergewicht haben und die Stimmen der Landtagsversammlung beherrschen würden.

Der Redner hatte seinen Zweck vollkommen erreicht: nie hatten die bürgerlichen Ritter es lebhafter und bestimmter gefühlt, wie demuthigend für sie und wie unheilbringend für das Land der gedachte Paragraph sei, nie hatten sie so von Muth und Drang für die gute Sache geglüht. Der Adel aber war wie niedergedonnert, wie in Ohnmacht gefallen, und als er von derselben zum Ingrimm erwachte, schrie Alles durcheinander und ihre Demagogen selbst hielten die wenigen Redelustigen, die als Freiwillige vortraten, zurück, denn man fühlte recht gut, daß man einem solchen Redner keinen Ebenbürtigen entgegenzustellen habe. Mehrere jüngere Adlige aber, die den Heißsporn spielten und stolz darauf thaten, daß ihre Vorfahren das Faustrecht geübt, hatten

angeblich immer schon viele Lust gehabt, den Knoten wie weiland Alexander mit dem Schwerte zu durchhauen; diese sprachen nun in einer eigends dazu angesehenen Conferenz ein Langes und Breites darüber, wie es anzufangen sei, den Docttor Bauer auf gute Manier zum Duell zu kriegen. Da reckte sich gähnend der gewaltige Hüne von Unband auf Schadeland, denn das endlose Gerede der Leute machte ihm groÙe Langeweile, und sagte: Wist ihr was, Kinder, laßt mir das Doctorchen; ich habe mich seit Göttingen her nicht gepauft und möcht' das Ding für mein Leben gern mal wieder probiren. Mit ungemeiner Bereitwilligkeit ließ man ihm auch sofort den Docttor, obgleich man wußte, daß dem von Unband, um seinen eigenen Ausdruck zu gebrauchen, der ganze ritterschaftliche „Trödel“ ungeheuer „Burst“ sei. Der von Unband auf Schadeland war aber auch ganz der Mann von dem man nicht zu fürchten brauchte, daß er sich bei einem Duell compromittire. Von der Natur mit einem unverwüstlichen Körper und einer ihn nie verlassenden Zoyalität begabt, war Unband unter der laren Aussicht einer zärtlichen Mutter schon als Knabe zu einem Meister in allen tollen und übermuthigen Streichen geworden, so daß er in dieser Beziehung sogar auf der Universität nichts mehr lernen konnte, sondern auf derselben sofort der Gegenstand allgemeiner Bewunderung ward. Als die Vormünder ihm Schadeland übergeben hatten, setzte er hier seine gewohnte Lebensart fort. Ein Kirchhurmremmen mitreiten, die Nacht

am Pharaotisch sitzen und dann zu einer Heizjagd ausspringen, die kleinen Städte der Nachbarschaft, einmal sogar bis zum Läuten der Sturmglöcke in Angst und Schrecken setzen, von dem Wirthshauskellner, der ihm das geforderte Viertel Wein bringt, statt der viertel Flasche ein viertel Anker verlangen, in fremden Revieren jagen, Chauseeböcke umfahren, — das waren so seine kleinen Amusements. Er wollte freilich die Sache im Großen treiben und sich dem berühmten Lord Waterford anschließen, aber seine alte Mutter hing so sehr an dem Wildfang, daß sie ihm keinen Urlaub geben wollte; das wäre ihm nun an sich eben nicht sehr zu Herzen gegangen, aber sie fügte die Drohung hinzu, daß sie ihm bis ans Ende der Welt nachreisen werde, und das war denn allerdings außer allem Spaß.

Unhand ging nun fogleich ans Werk. Er ließ sich dem Doctor Bauer in bester Form vorstellen und begann alsdann den Handel mit folgender Anrede: Auf Ehre, Doctor, Ihr könnt parliren wie ein Advocat und ich war während Eurer Rede himmelangst, daß mein alter Ohn, der geheime Kriegsrath, vor Wuth bersten würde. Doch seht, ich bin, was man einen Edelmann von alter Familie nennt und die Unhands haben schon seit Olin's Zeiten im Lande Mecklenburg randalirt, ja, ich bin sogar Iohanniterriter und da darf ich denn solche Rebellion, wie Ihr sie da macht, nicht leiden. S'ist freilich ein wunderliches Ding mit dem Adel, aber, seht, bei mir heist's: Ein Hundsfott, wer seine Fahne ver-

läßt. Ergo, wie wir Lateiner sagen, müßt Ihr blaue Bohnen mit mir essen. Ich bitt Euch nun, sagt mir das im Guten zu, denn sonst müßt ich Euch erst insultiren und das sollte mir auf Ehre sehr leid thun, denn Ihr seid, der Teufel hol', ein ganzer Kerl.

Der Doctor Bauer besah sich seinen Mann erst gehörig und erwiederte ihm sodann ohne weitere Discussion, wie er nach dem Schlusse des Landtags jeder Zeit zu seinen Diensten stehe, worauf er sich mit einer kühlen Verbeugung verlaubte. Unser Unbанд besah so viel Unverschämtheit wie nur irgend ein Anderer, aber er fühlte sich dennoch durch die sichere, ruhige Manier, mit welcher ihn der Doctor abgefertigt hatte, gewissermaßen, wie man sagt, aufs Maul geschlagen. Doch konnte er unmöglich so verdutzt da stehen bleiben und er drehte sich also, nachdem er noch in den Bart gebrummt, das ist aber ein verteuft vornehmer Kerl, auf dem Absatz um und ging, um seinen Auftraggebern zu rapportiren.

Der Doctor Bauer war nicht bloß in der Theorie ein Gegner des Duells, sondern würde auch den Muth gehabt haben, in einer ihn rein persönlich betreffenden Sache die Annahme eines solchen zu verweigern; er vertrat aber hier die Sache seiner Partei und glaubte aus Rücksicht auf dieselbe dem Adel auch nicht einmal den zweifelhaften Vortheil eines vergeblich angebotenen Duells lassen zu dürfen, hoffte vielmehr durch die Annahme des auf so brüské Art gesuchten

sogenannten Ehrenhandels demselben eine nicht unbeträchtliche Schlappe beizubringen. Wirklich entlud sich auch auf Unband und Consorten der Tadel aller Parteien, denn selbst der größere und bessere Theil des Adels fühlte, daß durch solche Mittel seiner Sache mehr geschadet als genützt werde*); auch wurde Unband auf dem folgenden Landtage von den fürstlichen Commissarien gänzlich ignorirt und nicht ein einziges Mal zur Landtagstafel gezogen, aus welchem Allen er sich freilich bei seinem Naturel sehr wenig mache.

Das Duell war übrigens gleich nach dem Landtage hart an der Grenze vor sich gegangen und Bauer hatte in demselben eine freilich nicht gefährliche, aber doch große Schonung heischende Wunde davon getragen und mußte sich, da der Arzt durchaus nicht zugeben wollte, daß er weiter als bis zum nächsten Drie fahre, bei unserem alten Bekannten, dem Baron Neuerung, auf dessen Feldmark man sich geschlagen, einquartieren. Unband, dem die Verwundung des ihm immer vornehmer erscheinenden Bauer herzlich leid that, ritt vorauf und bestellte das Quartier, welches der je älter, je geiziger werdende Baron aber erst nach vielem Schimpfen und Fluchen von Seiten Unbands bewilligte, der ihm zulegt

* Es scheint sich also wenigstens in dieser Beziehung der Geschmack unseres Adels sehr geändert zu haben, denn noch unter Karl Leopold lagte die Ritterschaft auf Aufhebung des von demselben erlassenen Duellediebs, da dasselbe „ihrer Ehre und ihrem auswärtigen Ruhme nachtheilig sei“.

erklärte, er sei eben so wenig ein Cavalier wie seine alte Pege, wenn er einem im Duell verwundeten Mann die Aufnahme versage.

Das Gerücht von diesem Duell war auch zu Roswithen gedrungen und das Gerücht hatte nach seiner alten Gewohnheit Bauer's Wunde alsbald zu einer solchen gemacht, an welcher er unbedingt sterben müsse. Der tiefe Schmerz, der Roswithen bei dieser Nachricht ergriff, machte es ihr erst klar, wie sehr dieser Mann ihre Achtung und, wie sie der Wahrheit gemäß hätte hinzusetzen müssen, auch ihre Neigung gewonnen habe. Um aus der peinigenden Ungewissheit über seinen Zustand herauszukommen, entschloß sie sich rasch, den Baron zu besuchen. Bei ihren verwandtschaftlichen Verhältnissen zu demselben konnte dieser Besuch dritten Personen nicht auffallen, und was den Baron selbst betraf, so hatte derselbe, der durch sie Geschmack an der Lectüre gewonnen und aus Dankbarkeit dafür keine anderen Bücher las als solche, welche sie ihm leihen konnte, sie oft und dringend um ihren Besuch gebeten. Sie traf den Doctor Bauer, der schon am folgenden Tage nach Mannhagen abreisen wollte, fast völlig wiederhergestellt. Sie konnte ihre Freude darüber nicht verbergen und hätte es auch nicht mehr mögen, als sie gesehen hatte, wie wohl dieselbe dem Doctor that. Dieser schob nun seine Abreise noch um einen Tag hinaus, um Gelegenheit zu einer ungefördten Unterredung mit Roswithen zu erlangen; während seines Krankenlagers war der Ent-

schluß, dieselbe um ihre Hand zu bitten, in ihm gereist und er wollte nun möglichst bald ihre Entscheidung haben. Aber als er sie am folgenden Tage fragte, ob sie seinen Kindern die Mutter ersegen und ihm die fernere Lebenegfährtin sein wolle, sagte sie doch nicht gleich Ja — das wäre ein Formfehler gewesen, sondern sie erbat sich noch erst, einem altehrwürdigen Herkommen gemäß, einige Tage Bedenkzeit. Für den Doctor, dem freilich starke Indizien vorliegen möchten, daß sie im Herzen ihr Klostergelübde bereits gebrochen habe, schien jedoch keine Ungewißheit weiter vorhanden und er versprach in der Freude seines Herzens dem Baron, dem er bald abgemerkt hatte, daß ihm courante Sachen als Geschenk am liebsten seien, zum Dank für die genossene Gastfreundschaft seine schöne Alirshirekuh Bandalia, welche auf der letzten Güstrower Thierschau prämirt worden war. Roswitha schickte aber sogleich durch einen Boten einen Brief an ihren Bruder nach Lütten-Klein, um über den Antrag des Doctors sein rathsames Bedenken einzuholen, welchen Brief jedoch die Kammerherrin in schweigender Verachtung sogleich dem Feuertode im Ofen übergab und darauf dem zum Mitbringen eines Bescheides instruirten Boten sagte: er solle nur eine gehorsamste Empfehlung vom Herrn Kammerherren machen und es wäre Alles schon gut. So ward das Hochwohlgeborene Fräulein Conventualin Roswitha von Vollblut Frau Doctorin oder, wenn man lieber will, Frau Doctor Bauer.

Hier nun höre ich einen alten bürgerlichen Gutsbesitzer,

der sich diese Geschichte Abends nach Tische von der Erzieherin seiner Tochter vorlesen läßt, denn ihm thun von der frischen Luft dann die Augen weh, ausrufen: Das ist ja aber 'ne Geschichte wie ein Bandwurm, der reißt auch gar nicht ab. Ach bitte, entschuldigen Sie, meine Damens, fügt er auf einen strafenden Blick seiner auf Unstand haltenden Ehehälste hinzu, seinen Hohler noch vergrößernd; entschuldigen Sie, daß ich den alten dummen Bandwurm schon wieder anbringe; da ist keiner anders Schuld daran als mein alter seliger Vater: der pflegte immer von solchen Herren, die gar zu lange Titel haben, als zum Exempel: Geheimer Obermedicinalrath, zu sagen: Der kerl hat 'nen Titel wie'n Bandwurm. Na, was ich sagen wollt', Sellin, ist denn also die Geschichte bald aus, oder geht's noch mal wieder feldein?

Sellin konnte aber noch nicht zu Wort kommen, denn seine Jüngste, Zettchen, die im Rufe großer Klugheit, wenigstens pflegte der Vater oft auszurufen: Na, was die Dirn' doch klug ist! — Zettchen sagte belehrend: Ach Papa, Du hast doch Alles, was im vorigen Kalender von der Geschichte stand, rein wieder ausgeschwigt! (Sellin: Si, Zettchen, man sagt nicht ausschwitzen statt vergessen.) Da ist ja noch der kleine Junker Gerold, der so hübsche Hände und Füße hat und der ist die Hauptperson in der ganzen Geschichte; sieh', der kommt nun und dann fängt's erst recht an, denn dies ist ja noch alles nichts Ordentliches gewesen.

Feldkümmel. Ja, mein Kind, ich hab' wohl was anderes in'n Kopf zu nehmen als so'n dummen Junker mit seinen hübschen Händen und Füßen. Ach, Mutter, gib mir doch noch ein Glas Rothwein, ich bin nach den Fischen ganz durstig geworden. Na, was ich sagen wollt', Sellin, ist die Geschichte also bald aus?

Erzieherin. Entschuldigen Sie, Herr Feldkümmel, ich weiß es wahrlich nicht; am Ende steht nichts von: Fortsetzung folgt und auf den paar Blättern, die nun noch kommen, kann doch auch die Geschichte unmöglich beendigt sein.

Ach, die ganze Geschichte ist man sehr mäzig, sagte hierauf das älteste Fräulein Tochter, die sich in ihr Kämmerlein wünschte, um Eugen Sue's Memoiren einer jungen Frau, welches Buch ihr das Buttermädchen heimlich mit aus der Leibbibliothek hatte bringen müssen, zu verschlingen — das ist ja gar nicht ein bischen spannend, setzte sie hinzu.

Na, was ich sagen wollt': ich weiß gar nicht, was Du seit einiger Zeit mit Deinem Spannen hast, sagte der Vater sie fröhrend. Die Geschichte soll auch gar nicht spannend sein, Du dummes Ding; das ist eine politische Geschichte und hängt Alles mit uns Bürgerlichen und mit den Adligen und mit der Ritterschaft und dem Landesvergleich zusammen.

Erzieherin. Ja, darum sagte der Pastor auch, das Buch würde verboten werden.

Feldkümmel. Na, was ich sagen wollt', Sellin, der Pastor hat das Seinige rechtschaffen gelernt, aber von der

Verfassung und von uns Landständen da versteht er nun einmal nichts! Sehen Sie, Sellin, wir von der Ritterschaft sind doch immer die Hauptfache, denn, was ich sagen wollt', wenn wir keinen Weizen an den Engländer verkaufen, so kann der Stadtmann nichts verdienen, und wenn wir nichts haben, so haben sie alle nichts. Wir sind also die Hauptfache und wir sind alle gut zu Bege und rebelliren nicht und was so die andern sind, die haben ja nichts und müssen sich also wohl schicken. Also, was ich sagen wollt', warum sollten die Herren von der Regierung sich ein Ansehen machen und so'n Zeugs verbieten? Ne, Sellin, wenn die Regierung das Buch hätte verbieten lassen, so hätte sie das wegen des Aufsatzes über den Grundbesitz gethan, denn was da darin steht, das ist lauter dummes Zeug, und wenn es nach dem Menschen seinen Kopf ginge, dann bliebe die Ritterschaft nicht mehr die Hauptfache und es würde Alles anders im Lande. Aber das leidet die Ritterschaft nicht und die Regierung weiß das und ist ruhig und vertraut auf uns Ritterschaft, denn wir werden nur falsch, wenn das liebe Korn nichts gilt — aber da hilft freilich kein Rebellen, denn da sind die Conjecturen an schuld. Ja, wo sie die Kammern haben und Fabriken und wo die Leute über die Zeitung ihren Kaffe kalt werden lassen und Constitutionsfeste feiern, und wo keine ordentliche Ritterschaft ist, da muß die Regierung wohl bange werden bei all dem Rufen und Schreien und die Demagoggen verbieten und solche Bücher, die immer

alles anders haben wollen. Na, was ich sagen wollt', ich muß immer noch über den Pastor lachen mit seinem Bücherverbieten. Ne, Herr Pastor, das thut unsere Regierung den Leuten nicht zu Willen, denn dann würden unsere Schriftsteller jubeln, daß unsere Regierung nun auch Furcht zeige vor solchen papiernen Drachen.

Madame Feldkümmel. Zettchen, hol' Vater noch ein Glas Wein, er ist heut so beredtsam, daß ihm gewiß die Kehle schon ganz trocken geworden ist. Aber, was ich sagen wollt', Vater (Na, ich glaube, ich gewöhne mir Deine dumme Redensart am Ende auch noch mit an), der Candidat bei Barons, der unser Sellin immer besucht, — —

Erzieherin. Bitte, Madame Feldkümmel, sein Besuch gilt gewiß gar nicht meiner unbedeutenden Person, sondern allein Ihrem gastfreien und liebenswürdigen Hause.

Feldkümmel. Na, Sellin, was ich sagen wollt', ich habe doch auch schon ein Vögelchen von Ihnen und von dem Candidaten singen hören. Nun, Sellin, Sie brauchen ja darum nicht so roth zu werden; es ist ja ein netter, ordentlicher Mensch, der gut Karten spielt und das neue schwere Gramen auch schon gemacht hat.

Madame Feldkümmel. Also der Candidat bei Barons, der unser Sellin, i nicht doch, der unser gastfreies und liebenswürdiges Haus so oft besucht und der die Briefe über den Pietismus von dem langen Reinhard, der in der Kirschenzeit mal mit ihm einen Nachmittag hier war, von

Ort zu Ende auswendig weiß, der sagte mir leßlich: Ja, das Buch wäre wirklich verboten, aber nicht wegen Eures Junfer Gierath, sondern wegen der Reinhard'schen Briefe und weil keiner die Pietisten, was ganz ruhige, stille Menschen sind, turbiren soll.

Erzieherin. Ja, der Herr Candidat sagte, die Reinhard'schen Briefe hätten, wie er sich ausdrückte, eingeschlagen wie Hagel in die Fenstern und allen Leuten die Augen geöffnet über die Religionseheucholei. Die Regierung sei zwar nicht so, daß sie dergleichen verbiete, aber die Pietisten hätten schon allenthalben vielen Anhang und hätten richtig das Verbot durchgesetzt. Der Herr Candidat fragte dabei, daß er unter diesem Pietismus wohl noch lange auf eine Pfarre warten könne, denn er habe nicht das jegige Glaubensmaß und verstehe die fromme Augenverdrehung nicht.

Feldkümmel. Na, Sellin, die Augensprache versteht er doch sonst aus dem Grunde. Also, was ich sagen wollt', da ist der Candidat auch auf einem Holzwege, wenn er glauben thut, die Dutzendäuser von Pietisten hätten Einfluß bei unserer Regierung. Ne, die Regierung weiß: Religion muß sein und Spaß muß auch sein, und so denkt die Ritterschaft auch. Denn sehen Sie, Sellin, ohne Religion glauben unsere Leute nicht an den Dienstzwang und ohne ein bischen Spaß halten sie ihn doch wieder nicht aus.

Madame Feldkümmel. Na Kinder, nun macht nur, daß Ihr mit Eurer Vorleserei fertig werdet und dann wollen wir zu Bett gehen.

Feldkümmel. Na, was ich sagen wollt', Jettchen,
du schlafst ja wohl schon?

Jettchen. Ach Papa, wenn Gerold keine Geliebte
kriegt, so ist es ja gar kein ordentlicher Roman und dann
mag ich auch nichts mehr davon hören.

Erzieherin. Jettchen, wie oft habe ich Dir schon ge-
sagt: Man sagt nicht: kriegen, man sagt: bekommen.

Jettchen. Soll ich denn auch sagen: Alwine, bekomm
mir mal das Strickzeug her?

Feldkümmel. Jettchen, wenn Du auch noch so klug
bist, so mußt Du doch nicht dummdreist werden gegen Sellin.
Na, was ich sagen wollt', Kinder, ich bin auch häßlich
müde und wir können die Geschichte ja morgen weiter hören,
wie der Großmogul immer sagt, wenn der Sandmann kommt,
in dem hübschen Buche, was wir im vorigen Winter lasen.
Und was ich sagen wollt', Sellin, ich weiß nicht, die Wine
(seine älteste Tochter Alwine) will mir jetzt gar nicht gefallen;
sie sieht so weiß aus wie Stoppelbutter ohne Safran und
ihre Gedanken sind immer so weit weg wie meine Füllen,
wenn sie aus der Koppel gebrochen sind. Lassen Sie die
Dirn' nur ja nichts Spannendes lesen; das soll nicht gut
sein für die Moral und solche junge Dinger sollen dadurch
so confus werden wie die Schafe, wenn sie die Drehe ha-
ben. Also, was ich sagen wollt', Sellin, lassen Sie die
Wine nur solche Geschichten lesen, wie dieser Gerold — die
thun keinem Menschen was.

Erzieherin. Aber Herr Feldkümmel, solche Geschichten sind denn doch wohl ein bischen zu langweilig für junge Damen.

Feldkümmel. Weiß wohl, Sellin. Ich höre die Geschichte von Gerold auch nur darum so gern, weil man so barbarisch müde dabei wird und die Wine soll auch müde sein, wenn sie zu Bett geht und nicht bis zwölf im Bett lesen und das Licht verschwelen. Na, was ich sagen wollt', da ist Mutter ja schon mit den Schlüsseln und wir sprachen ja vom Zubettgehen. Na, gute Nacht auch, meine Damens.

Und auch wir wollen hiemit allen Mitgliedern des Hauses des bürgerlichen Ritters Feldkümmel auf Kümmelfeld eine geruhsame Nacht wünschen. Aber damit kommen wir noch nicht wieder in das Gleis unserer Geschichte, mit der ich mich, wie dem geneigten Leser nicht entgangen sein wird, so ziemlich festgefahren habe. Ich wandte mich in dieser Verlegenheit an meine liebe Frau, welche in solchen Dingen zuweilen einen ganz guten Einfall hat. Aber die Gute arbeitete, wie sie es zu nennen beliebt, schon wieder an ihrem Reisetagebüche, und bat mich, sie nicht zu stören, da sie eben in der Schilderung eines Sonnenuntergangs auf der offebaren See oder, wie mein Junge sagt, auf der Offenbarung begriffen sei. Ach, das verwünschte Reisetagebuch! Ich lebte so glücklich mit meinem Frauchen, als sie noch an nichts Anderes dachte, als mir Alles so behaglich als möglich einzurichten

und nun habe ich, unglücklicher Mann, statt einer Hausfrau, deren höchster Stolz ihr musterhaftes Hauswesen ist, einen leibhaftigen Blaustrumpf. Die Sache kam so. Ein Sprößling einer alten Staatsdiennerfamilie wurde ich nach nothdürftig bestandenem ersten Examen sofort als wirklicher überzähliger Secretair bei einem Collegium in Schwerin angestellt und erhielt auf meine klägliche und bewegliche Eingabe im vorigen Jahre wiederum eine Zulage von 150 Rthlrn. Man wendet in solcher Eingabe die uralte Tradition der Schweriner Bureaucratie, daß das Leben in Schwerin und merkwürdiger Weise besonders für die Angestellten beispiellos theuer sei, auf seine besondere Lage an und fährt hiemit so lange fort, bis Wirkung erfolgt. Sobald mir nun jene Zulage bewilligt worden war, fing meine Frau unzählig eine neue Art von Tischgesprächen an. Sie sei noch nie aus Mecklenburg heraus gewesen; sie habe von ihrem Leben eigentlich gar nichts; man reise jetzt so wohlfeil und bequem; Die und Die und Die habe auch mit ihrem Mann eine Vergnügungsreise gemacht, kurz: nur Neisen sei Leben und sie müsse vor ihrem seligen Ende zum wenigsten Dresden und die sächsische Schweiz sehen. Das gab mir einen gewaltigen Strich durch die Rechnung, da ich allein eine Rheinreise machen wollte; ich machte jedoch gute Miene zum bösen Spiel und änderte mir die Reise nach der sächsischen Schweiz und Dresden in eine Reise nach dem lieblichen Rügen, wo hin vor der Zeit der Eisenbahnen und Dampfschiffe die

meßlenburgischen Naturbewunderer so fleißig zu wallfahrten pflegten. Frau Gemahlin machte freilich die gewagtesten Manöver, um doch nach ihrem Dresden mit seiner Schweiz zu gelangen. Diese Reise, eiferte sie, sei das Minimum einer anständigen, redenswerthen Reise und eigentlich gehöre Prag und Karlsbad noch nothwendig zu derselben; nach Rügen ließen wohl noch in den Hundstagen ein paar Turner, aber sie wollte lieber zu Hause bleiben, als in den Thee's gestehen zu müssen, sie habe ein so unmodernes Reiseziel gehabt. Ich blieb aber diesmal fest und schrieb sofort an einen lieben alten Freund, dem Pfarrer und Alterthümler eines Rügenschen Dorfes, dem ich bei dieser Gelegenheit einen Besuch machen wollte. Meine Frau ergab sich denn auch flüglich in das Unvermeidliche und die Rügianische Familienreise ging vor sich. Vorher hatte sie alle Reisebeschreibungen und Fremdenführer, die sich nur über Rügen aufstreiben ließen, durchstudirt und auf der Reise selbst benutzte sie jeden Augenblick, wo es nichts zu sehen gab und ich in den Birthsstuben ganz gemüthlich über die Schwedenzeit und die Stralsund-Berliner Eisenbahn, über pommersche Gänse und pommersche Fräulein, über den Fürsten Putbus und seine Ritterakademie plauderte, um ihre Anschauungen und Erlebnisse gewissenhaft zu buchen. Ich ließ mir dies gern gefallen, denn eine hübsche, lebhafte Frau auch ohne mehr als landübliche Koketterie wird in einem Gasthause ihrem Ehemann nur zu oft Anlaß zu eifersüchtiger Aufregung geben. Ich Armer hatte aber die Folgen

dieses Notizen-sammelns nicht bedacht. Sobald wir nur in unserer Häuslichkeit ordentlich wieder Posto gefaßt hatten, ging die Ausarbeitung der Reisenotizen zu einer lesbaren Reisebeschreibung vor sich und dies Leiden dauert noch ununterbrochen fort, denn meine anfängliche Hoffnung, daß die Gute der Sache bald überdrüssig werden würde, ist durch ihre abscheulichen Freundinnen, welche die Reisebeschreibung „göttlich, wunderherrlich, deliciös“ finden, längst zu Wasser geworden. Wie will das noch werden, wenn erst alle unsere Eisenbahnen fertig sind! Meine einzige Hoffnung ist noch, daß man dann durch eine Ordonnanz allen fürstlichen Dienern das Reisen in Vergnügungsgeschäften bei willkürlicher Strafe verbietet.

Bei so bewandten Umständen war von der lieben Frau nichts zu hoffen und ich entschloß mich also zu dem, was ich gleich hätte thun sollen und schlankweg zu sagen: Wir kehren jetzt endlich wieder zu dem kleinen Gerold zurück. Ja, kommt nur mit zu ihm und lasst euch an dem kleinen Pracht-menschen. Der Knabe war an Geist und Körper eine so urkräfte Natura, daß ihm selbst die Affenliebe der gnädigen Mama und die Schmeicheleien der Domestiken nichts anhaben konnten. Für sein helles Kindesauge waren alle Menschen durchsichtig und er sah in leibhaftigen Gestalten alle die Männchen und Capriolen, die ihre Thorheiten und Schlechtigkeiten machten. Kinder haben oft diese Gabe und starren ihren Mann so lange unverwandt an, bis sie aus ihm flug

geworden sind oder schauen drein, als wenn die Erwachsenen eigends zu ihrem Amusement eine Komödie aufführen. Wir sehen freilich nichts Unnatürliches mehr darin, wenn sich ein paar sogenannte Freunden küssen und herzen, welche sich aus Herzens Grund hassen, oder wenn man einem verächtlichen Menschen eine devote Verbeugung macht, oder wenn eine alte Kofette ihre Gimpel exerciren lässt, — aber das Kind mit dem noch unbesleckten, reinen Sinn, mit dem noch nicht durch schmuzige Leidenschaften getrübten Blick sieht noch vollkommen die Unnatur und Lächerlichkeit unseres guten Tons, die Verschrobenheit unserer Manieren und conventionellen Formen und plagt dann mit seinen oft wie Drakel klingenden naiven Bemerkungen heraus. Man schickt sie dann als unartig und unverschämt hinweg, fühlt aber dabei recht wohl die Wahrheit des Sprichworts, daß Kinder und Narren die Wahrheit reden. Darum können Menschen, in deren Innern es schlecht aussieht, den auf sie gehefteten Kindesblick nicht ertragen. So ein Knabe war unser Gerold. Man fürchtete seine Naivitäten und doch war er mit seinem liebefunkelnden Auge der allgemeine Liebling; die gnädige Mama jedoch, die sich keine Mühe verdriessen ließ, um ihm all den Hochmuth seines Standes einzuhüpfen, verzweifelte freilich immer mehr daran, daß ein Edelmann nach ihrem Sinne aus ihm werde. Sie hatte dies selbst verschuldet. Hätte sie dem Knaben gar nicht von edler, besserer Geburt und reinem Blut und dergleichen Unbegreiflichkeiten gesprochen,

so wäre er wahrscheinlich unbewußt in die Vorurtheile seines Standes hineingewachsen, aber die crassen Abgeschmacktheiten, die sie ihm einzutrichtern suchte, mußten bei einem Knaben wie Gerold das gerade Gegentheil bewirken: er entwuchs dem Adel auf das vollständigste. Am Schlusse ihrer Vorlesungen rief dann Gerold wohl: Ach, Mama, ich hätte Dich noch mal so lieb, wenn Du keine Edelsdame wärst; denn sieh, ich mag die anderen Leute weit lieber und seitdem ich gehört habe, daß die meisten Sachsenberger sich einbilden, sie wären Könige oder Heilige oder gar unser Herr Christus selbst, obgleich sie ganz gewöhnliche Menschen sind, seitdem kommen mir die Adligen ganz sonderbar vor. Und dann lief der Knabe ins Feld und trug dem kleinen flachhaarigen Mädchen, welches dem Vater-Tagelöhner das Essen nachbringen mußte, den Henkeltopf, oder suchte sich seinen einzigen Freund, den alten Schäferknecht auf, und sie segten sich unter die Eichen des alten Hünengrabes und der Schäferknecht erzählte ihm seine prächtigen alten Mährchen und Sagen, und Gerold schauerte vor Lust zusammen und sah all die Geschichten lebhaftig hervortreten, wie auf einem alten Altargemälde auf Goldgrund. Er kehrte dann erst am späten Nachmittage mit seinem Freunde zurück; und wenn er dann durchglüht von der freien Lust des schönen Sommertags und von den Gebilden, die er mit seinem inneren Auge geschaut, sich an die Mutter schmiegte, so siegte auch in ihr das reimmenschliche Gefühl und sie konnte ihn nicht darüber

schelten, daß er schon wieder den ganzen Tag bei Johann Jochen gewesen, sondern mußte ihn herzen und küssen, bis er von Weine ermüdet, dem Schlaf in die Arme sank. Nur Tante Witha ging ihm über Johann Jochen. War sie in Lütten-Klein, so wußt der Knabe nicht von ihrer Seite, denn nur durch sie fühlte er sich ganz befriedigt und er starrte sie daher auch nie an wie ein Rätsel, da Alles, was sie that, ihm schien, als dürfe es gerade nur so und nicht anders sein; übergütlich war er aber, wenn Tante Witha mit ihm zu Johann Jochen ging und sich auch von denselben Geschichten erzählten ließ. Aber diese ehrfurchtsvolle Liebe des Knaben zu Roswithen weckte die Eifersucht der Kammerherrin und sie suchte seitdem derselben den Aufenthalt zu Lütten-Klein auf alle Weise zu verleidern.

Der Knabe war so seine sieben Jahr alt geworden und es wurde ihm nun in der Person des Candidaten Dunkelmann ein Hofmeister bestellt. Der Vater des Candidaten war ein in Rostock wohnhafter armer Weber und wie viele seines Zeichens ein arger Frömmel und Heuchler. Der schwächliche, scheue Knabe, bei dem die Mutter immer auf die Würmer los docterte, sollte nach dem Plane des Vaters studiren, d. h. einmal Pastor werden. Dieser Plan schien bei der Mittellosigkeit des Webers sehr abenteuerlich, war aber nichts desto weniger wohl durchdacht, da die Frömmel aller Orten zusammenhalten wie die Kletten und unser Weber eines ganz besonderen Ansehens unter ihnen genoss. Der

Knabe kam den Absichten des Vaters auf halbem Wege entgegen. Verhöhnt und verspottet von den anderen Knaben, wegen der ihm mangelnden körperlichen Rüstigkeit, wandte sich seine brennende Ehrsucht dem „Lernen“ zu; die Lehrer lobten bald den fleißigen, stillen, bescheidenen Schüler, aber seine Mitschüler waren auch schnell fertig mit dem Urtheile: Der Junge tauge nichts und sei durch und durch wormstichtig. Und er tauge wirklich nichts und war sich auch vollkommen dessen bewußt, daß er nichts tauge und da er zu feig war, um einen offenen Krieg gegen die Gesellschaft zu führen, so nahm er die Maske der Heuchelei vor. Den Scheinheiligen meisterhaft zu spielen, Alle, die in ihm einen sitterreinen, frommen Jüngling sahen, am Narrenseil zu haben, das war fortan sein grösster Genuss. Nicht die Bewunderung der Menschen figelte ihn so, denn er verachtete das ganze Geschlecht auf das Gründlichste, sondern dies, daß sie sich so von ihm foppen und beherrschen ließen: es war dies ein Kigel gleich dem, wie ihn die Gifftmischerin empfindet, wenn sie durch ihr zerstörendes Mittel wie ein böser Dämon die heiligsten Bände zerreißt. Es konnte ihm nicht an Göntern und Beschützern fehlen. Er studirte zuerst in Rostock, wo man schon dahin gekommen ist, daß man in öffentlichen Blättern gläubige Almen und christliche Hausknechte sucht, und darauf, an mehrere ältere Damen warm empfohlen, in Berlin. Eben von der Universität zurückgekehrt wurde er nun, von einem vielgeltenden pietistischen Geistlichen als ein

junger Gottesgelehrte von wahrhaft christlicher Frömmigkeit ausgevriesen, Hofmeister unseres Gerold.

Gerold betrachtete ihn indessen bloß als Lehrer und keinesweges als Erzieher und Dunfelmann stand auch nach einigen mißlungenen Versuchen, den Knaben zu verzichten, gänzlich von diesem Vorhaben ab, denn er fühlte, daß diese Natur weder zu verderben noch zu beherrschen war. Die Kammerherrin dagegen wurde eine große Bewunderin Dunfelmann's, wie denn pfäffische und aristokratische Tendenzen sich von je an gesucht und verstanden haben. Ihr als Lütten-Kleiner Pastor zu sehen, war von jetzt an eins ihrer Lieblingsprojekte. Der jetzige Pastor, behauptete sie, sei ein gefährlicher Mann und bei dem demokratischen Grundton seiner Predigten nehme die Ergebenheit der Leute gegen die Gutsherrschaft immer mehr ab. Neulich noch habe er, der von jeher ungehöriger Weise das Landvolk von der Kanzel herab über seine Verhältnisse zu belehren gesucht, nach Anleitung der Textworte: Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist, in einer Predigt gesagt: Dieser Bibelspruch, meine andächtigen Zuhörer, geht die meisten von Euch gar nicht, oder doch nur in so fern an, als Ihr dem Fürsten und dem Vaterlande als Soldaten dienen müßt; denn Euer näherer und beziehungsweise mächtigerer Herr ist der Gutsherr als Erheber der von Euch zu zahlenden Steuern, als Patron Eurer Kirche, als Inhaber der Polizei- und Gerichtsgewalt, unter der Ihr steht, und als Eigentümer des Grundes und

Bodens, auf welchem Ihr wohnt. Für Euch muß jener Spruch daher heißen: Gebet dem Guts herrn, was des Guts herrn ist — und hiezu ermahne ich Euch denn hiedurch, bis auch für unser Land die Zeit kommen wird, wo Ihr keinen anderen weltlichen Herrn habt als den Fürsten des Landes und wo der Besitz nicht mehr jene hochwichtigen Aemter gibt, sondern die Gemeinde die Männer wählt, welche sie bekleiden sollen. Bei diesen grundverderblichen Lehren, fuhr die Kammerherrin fort, erhob ich mich sogleich und verließ die Kirche mit möglichst vielem Geräusch, aber der Pastor hatte noch die Impertinenz, die ganze Zeit über, welche ich dazu gebrauchte, mit seinem Vortrage inne zu halten.

Aber ein Pastor ist so leicht nicht zu vertreiben und dazu sah der unsrige ganz so aus, als wenn er sich fest vorgenommen habe, vor seinem Tode noch sein Amts jubiläum, dieses große Fest der Ameienität, zu feiern. Leichteres Spiel hatte man mit dem Schulmeister, der unseren beiden Verbündeten ebenfalls nicht fromm und gläubig genug war. Dieser Mensch, ein aus Lütten Klein gebürtiger Schneidergesell, der längere Zeit in der Schweiz und in Frankreich gearbeitet und ungeachtet seines nicht geringen Schneldertaents in Folge unseres Heimathsrechts, jenes unseligen Rechtes mit dem schönen Namen, in seiner Stadt und in keinem Dorfe des Landes sich hatte niederlassen dürfen, war erst vor Kurzem von der Kammerherrin selbst, der er zu schmeicheln gewußt und der er in seiner Muth gelobt hatte, alle

ihre Intentionen mit der Dorfjugend in Ausführung zu bringen, angestellt worden. Er glaubte aber, nachdem er nun wirklich als Schulmeister eingeführt worden, ein selbstständiges Amt zu bekleiden und die Schulkinder nach seinem eigenen besten Wissen unterweisen und erziehen zu dürfen. Da kam aber das arme Dorfsschulmeisterlein schön an. Wir haben nämlich eine Verordnung vom Jahre 1821, welche das Schulwesen im Ritterchaftlichen regulirt und die, wenn sie befolgt wird, den Schulmeistern, die daneben ein bisschen schneidern und schustern, allerdings ein nothdürftiges Einkommen gewährt. Aber trotz dem, daß die Prediger regelmäßig über die Einkünfte der Schulmeister berichten sollen und der Regierungsfiscal dieserhalb gemessene Instructionen hat, geben viele Ritter ihren Schulmeistern keineswegs das vom Gesetz bestimmte Einkommen. Der Prediger und der Fiscal sind hieran nicht schuld: Der Grund liegt vielmehr ganz einfach und allein in der Bestimmung jenes Gesetzes, nach welcher der Ritter seinem Schulmeister beständig kündigen kann. Will nun der Schulmeister nicht gefündigt sein (und das darf er nicht riskiren, denn wo soll er hin bei der Abgesperrtheit unserer Communen?) so muß er sich von dem Gutsherrn Alles gefallen lassen und muß den Prediger, der verordnungsmäßig von dem zu niedrigen Einkommen Anzeige machen will, nur bitten, dies nicht zu thun, wenn er ihn nicht unglücklich machen wolle, denn wenn der Fiscal den Gutsherrn zur Erfüllung seiner Verbindlichkeiten anhalte,

so würde sicher er zum nächsten Gallen gekündigt werden. Bei solchem Gesetz, welches dem Schulmeister gar keine Garantie giebt, konnte denn freilich die Kammerherrin den ih- rigen bald los werden und einen andern von Dunkelmann empfohlenen berufen.

Man machte nun einen förmlichen Plan zur Wiederherstellung der früheren Ergebenheit des Landvolks. Die Kammerherrin ging davon aus: Die Leibeigenschaft sei zwar durch das Gesetz für aufgehoben erklärt, aber diese Aufhebung stehe nach dem Urtheile aller Sachkundigen im offenbaren Widerspruch mit dem sonstigen ungeschmälerten Be- stande der Gutsherrlichkeit und habe daher die factischen Verhältnisse der Leute namentlich auf denseligen alten Edelhöfen, die nie in den Händen von Pächtern oder bürgerlichen Gutsbesitzern gewesen, wenig verändern können, denn auf solchen Höfen hätten es die Leute bekanntlich am besten, so daß auch Kündigungen auf denselben selten vorsämen. Doch wüßten die Leute durch jenes Gesetz nun einmal, daß sie ein Kündigungrecht hätten und wenn man dazu die Wir- kung der Irrlehren des Pastors bedenke, so könne man sich nicht verhehlen, daß die gute alte Zeit auch in dieser Hin- sicht vorüber sei. Wenn also das Recht nicht mehr den Tagelöhner an den früheren Leibherrn setze, so müsse der Adel ihn jetzt um so mehr durch Dankbarkeit an sich zu fes- seln und so ein wahrhaft patriarchalischs Verhältniß her- zustellen suchen; es müsse unter dem Landvolk die Ansicht,

dass sie im Adligen und zwar im eigentlichen Adligen*) mit der meisten Rücksicht behandelt würden, immer allgemeiner werden, und dies werde der Adel bei einiger Herablassung leicht machen können, da die Leute selbst es noch immer als abnorm ansähen, wenn ihr Herr sein Edelmann sei, auch es dem sie gut haltenden bürgerlichen Gutsbesitzer um ihre Ergebenheit nicht im gleichen Maße zu thun sei, da er sie lediglich darum gut halte, damit sie ihm viel leisteten. Sie stimme also in dieser Hinsicht nicht ganz mit ihrer intimen Freundin, der regierenden Gräfin Pfau auf Schloss Hahnendorf überein. Diese energische Dame habe für die Begütierung ihres Gemahls ein Circular erlassen, nach welchem sie immer noch wirklich Leibeigene zu haben glaube und in welchem mehrfache Strafbestimmungen für die Austretenden enthalten seien. Doch sei sie, die Kammerherrin, durch die in jenem Circular enthaltene Bestimmung wegen der meissenburger Käppel auf die Idee einer allgemeinen Kleiderordnung für die Leute gekommen, zu welcher es, da der Kattun und die Wollenzeuge der Tuchmacher das kleidsame und haltbare

*) Der gemeine Manntheil mit unserem älteren staatsrechtlichen Sprachgebrauch aus der Zeit, wo noch fast alle ritterschaftlichen Güter in den Händen des Adels waren, das gesamme platte Land ein in das Fürstliche (Domanium) und in das Adlige (die ritterschaftlichen Besitzungen). Das eigentliche Adlige der Kammerherrin sind denn die zur Zeit noch adligen Besitzern zugehörigen ritterschaftlichen Güter.

sogenannte eigengemachte Zeug immer mehr verdrängten; nur noch eben Zeit sein dürfte.

Zunächst beschloß nun unser Paar, allenthalben bei Kranken und in Sterbefällen bei den Angehörigen Besuche zu machen, bei welcher Gelegenheit denn Dunkelmann durch geistlichen Zuspruch und die Kammerherrin resp. durch Kraftsuppen und durch einen Zuschuß zu den Beerdigungskosten wirken sollte; bei Kindbettierinnen sollte aber die Kammerherrin allein agiren und bei vorstehenden Hochzeiten sollten die Verlobten vor ihr erscheinen und nach Anhörung eines leitenden Artikels über den Ehestand reichlich beschenkt werden. Daß für dies Alles die Leute von Dunkelmann befähigt wurden, die Familienfeste der Herrschaft aus freien Stücken durch Gratulationen und Eichenlaub zu verherrlichen, versteht sich von selbst; für das Neujahrsfest führte er eine vom Schulmeister zu überreichende Glückwünschungsadresse ein, welche von möglichst vielen Vollblut'schen Hintersassen unterschrieben oder unterkreuzt sein mußte; dazu errichtete er eine Schillings-collecte für die Heidenmission und vertheilte Traetätschen. So gelang es beiden, der Gegenstand größter Verehrung für die Lütten-Kleiner zu werden, denn die Lütten-Kleiner sind gute Leute, aber schlechte Menschenkerner; nur Johann Jochen, der alte Schäferknecht, brummte wohl in den Bart: Dei gnädig Fru is ein ollen Pageluhn und dei Kandat is ein Schlif.

Schon wieder haben wir unsern Gerold verlassen. Aber was läßt sich auch viel sagen von einem solchen Normal-

menschen, der sich naturgemäß aus sich selbst entwickelt. Denn erzogen wurde der Knabe, der mehr Selbstständigkeit und mehr Charakter hatte als irgend Einer aus seiner ganzen Umgebung, eigentlich gar nicht und diese täppischen Versuche, die Unrisse seines Wesens zu verwischen, und aus ihm einen ganz gewöhnlichen Menschen zu machen, blieben ihm also glücklicher Weise ganz fern. —

Nehmen die Leser aber auch noch ferner Anteil an unserem Helden, so wollen wir ihn im nächsten Jahrgange in Liebe fallen und nachdem er diesen großen Entwickelungsprozeß glücklich überstanden hat, die Adelskette zerbrechen lassen.

Nachschrift des Verfassers an den Herausgeber.

Mein Herr! Ich stelle diese Fortsetzung meines Gerold nur unter der Bedingung zu Ihrer Disposition, daß Sie diesem „Machwerke“ nicht wieder eine üble Nachrede beigegeben. Da Ihre Nachschrift zum Gerold im vorigen Jahrgange einen so herben Tadel enthielt, daß Alle, welche das literarische Handwerk kennen, dieselbe für eine Selbstkritik gehalten haben, indem keiner es glaublich faud, daß Sie einen Ihrer Mitarbeiter durch eine so scharfe Kritik zurückstoßen würden, so muß ich Sie noch in unser beider Interesse ersuchen, hierunter zu erklären: wie nicht Sie, sondern ein Ihnen Unbekannter mit dem Kriegsnamen Franz Bürgerpaß der Verfasser dieses Genrebildes sei.^{*)}

^{*)} Geschieht biedurch mit ganz besonderem Vergnügen. ^{†)} Der Herausgeber.

^{†)} Man sieht hieraus, wie unzuverlässig solche Erklärungen sind.

A. d. Segers.

Die mecklenburg-schwerinschen Domänenforsten.

Der Oberlandforstmeister von Bülow zu Schwerin theilte der Doberaner Versammlung der deutschen Land- und Forstwirthe vom Jahre 1841 mehrere Notizen über den Titelgegenstand mit, welche wir hier mit dem Wunsche, „daß dieses Beispiel statistischer Aufrichtigkeit recht viele Nachfolger finden möge,“ folgen lassen und hin und wieder mit einigen Anmerkungen begleiten wollen.

Die großherzoglich mecklenburg-schwerinschen Domänenwaldungen stehen unter Direction des aus einem Präsdidenten, Director, Oberlandforstmeister, 4 Kammer- und 2 Forsträthen zusammengesetzten *) Kammer- und Forstcollegium. Verwaltet werden sie durch 22 Forstinspectionsbeamte **) mit

*) Auch der Oberbaurath Wünsch gehört jetzt mit zum Forstcollegium.

**) Es wird von Sachverständigen behauptet, daß die Mittelbehörde, welche die Forstinspectionsbeamten zwischen dem Forstcollegium und den Förstern bilden, füglich ganz fehlen könnte — erspart würde wenigstens dadurch ein Erkleckliches.

dem resp. Titel: Oberförstmeister, Förstinspector und Oberförster *), unter welchen wiederum 73 Förster, 9 Unterförster, 51 Holzwärter, 58 Holzvögte und 5 Stationsjäger stehen. Die Totalgröße der zur forstlichen Benutzung überlassenen Domänen-Waldfläche beträgt 51,795,076 Quadratruthen mecklenburgisch **) = 439,776 preuß. Morgen.

Davon ist bestanden Holzboden:

a) mit Eichen	3,635,611	Q.-R.
b) mit Buchen	9,309,594	= =
c) mit Nadelholz	22,562,330	= =
d) mit Weichholz	8,795,238	= =
Summa	44,302,773	Q.-R.

*) Die Oberförster als solche sind jetzt ausgestorben und wir haben dermalen nur Oberförstmeister, — so heißen nämlich unsere adeligen Förstinspectionsbeamte, und Förstmeister, — so heißen die bürgerlichen Förstinspectionsbeamte, welche vorher Oberförster titulirt wurden. Wenn die bürgerlichen Herren den Titel Oberförster nicht mehr aushalten konnten, so hätten sie wenigstens auf eine völlige Titelgleichheit mit den adeligen bestehen sollen, welche Titelgleichheit allerdings alle möglichen Gründe für sich hat.

**) Die mecklenburgische Rute ist größer als die rheinländische und verhält sich zu derselben wie 55 zu 68; unsere Meile hat 25,885 Fuß oder 1618 Ruten, so daß also eine mecklenburgische Quadratmeile 2.617,924 Quadratruthen enthält.

Zm. Jahrgange 1839 lieferten obige Bestände einen
Ertrag von

a) Eichenholz	984,421	Kubifüß	mecklenbg.
b) Buchenholz	3,384,049	=	=
c) Nadelholz	3,331,347	=	=
d) Weichholz	1,384,162	=	=
Summa 9,083,979 Kubifüß mecklenbg.			

und 100 Quadratruthen

Eichenbestände = 27,08 Kubifüß mecklenbg.

Buchen = 36,35 = =

Nadelholz = 14,76 = =

Weichholz = 15,74 = =

und war der Durchschnittsertrag

auf 100 Quadratruthen an Holzmasse 20,50 Kubifüß
mecklenburgisch.

I. Haupt- und Nebennutzungen, wofür keine Zahlung geleistet.

A. Hauptnutzung.

	Eichen Kubifüß	Buchen Kubifüß	Nadelholz Kubifüß	Weichholz Kubifüß
a) Bau-, Nutz-, Pfahl- u. Befriedigungsah.	209,763	10,369	1,045,185	127,087
b) Brennholz	383,668	1,835,782	1,411,568	748,563
Summa	593,431	1,846,151	2,456,753	875,650

Summa Summarum der unentgeltlich abgegebenen Holzmasse 5,771,985 Kubikfuß zum Geldwerth von 321,235 Rthlr. N.²

B. Nebennutzungen.

1) Torfabgang:

43,175 mille Soden Bagger- und Formtorf.

119,383 " " Stechtorf.

Summa 162,558 mille Soden zum Geldwerth von

53,566 Rthlr. N.²

2) Geldwerth der sonstigen Waldnebennutzungen incl. vom Wilde

3,423 "

Geldwerth aller Nebennutzungen 56,989 Rthlr. N.²

Totalsumme des Geldwerths aller unentgeltlich abgegebenen Haupt- und Nebennutzungen

378,224 Rthlr. N.²

II. Haupt- und Nebennutzungen, wofür Baarzahungen geleistet, und sonstige Einnahmen.

A. Hauptnutzungen.

a) Eichenholzabgaben incl. Lohne 435,474 Kubfß.

b) Buchen 1,757,407 "

c) Nadelholz 1,433,590 "

d) Weichholz 557,090 "

Summa 4,183,561 Kubfß.

und Geldaufkunst 110,196 Rthlr. N.²

B. Nebennutzungen und Einnahmen aus solchen.

1) für Kohle	7,895	Rthlr. N. ²
2) für verkaufte Kohlen	523	= =
3) aus Theerschwelereien	444	= =
4) für verkauften Torf und zwar für 12,163 mille Soden Bagger- und Formtorf		
19,270		Stechtorf
31,433 mille Soden	12,827	= =
5) an Forstbruchgeldern	2,547	= =
6) an Mastgeldern	655	= =
7) aus Acker, Wiesen, Weide, Rohr und Streu	20,376	= =
8) für Waldsämereien	3,864	= =
9) an Insgemein	333	= =
10) an Extraordinariis	2,454	= =
	51,918	Rthlr. N. ²

Totalsumme der Geldauflauf aus gesammten Haupt- und Nebennutzungen 162,114 Rthlr. N.²

Totalsumme des Geldverbrauchs gesammelter unentgeltlichen und baaren Nutzungen, incl. Jagden 540,338 Rthlr. N.²

III. Die baaren Ausgaben bei der Forstverwaltung betrugen im Jahrgange von 18³³:

1) an Besoldungen, Diäten, Fourage-			
geldern	63,343	Rthlr.	N. ²
2) an Bau- und Reparaturkosten der			
Forstgebäude	10,128	=	=
3) an Hau- und Sägerlohn, Köhlerei			
und Torfbereitekosten	18,128	=	=
4) für Forstculturen	22,832	=	=
5) Vergütung für abgetretene Lände-			
reien, Weide und aufgehobene			
Servituten	943	=	=
6) an Postporto und Botenlohn . .	1,354	=	=
7) an Insgemein	1,119	=	=
8) an Extraordinariis	1,185	=	=
Summa der baaren Ausgaben	119,032	Rthlr.	N. ²

Nach Abzug dieser baaren Ausgabe von der Totalsumme des Geldwerths des unentgeltlichen Abgangs und des gegen Bezahlung excl. Jagden, stellt sich der Netto-Ertrag*) auf 421,306 Rthlr. N.²

*) Zieht man aber von der Totalsumme der Geldaufkunft die Summe der baaren Ausgaben ab, so fließen oder flössen vielmehr im Jahre 1833 aus unserer Forst- und Jagdverwaltung nur 42,102 Rthlr. baar Geld in die Staatscaisse; dies ist allerdings wenig genug; da man jedoch mit den Forstculturen fleißig fortfährt, auch nach und nach alles Deputatholz der Staatsdienner und der Kammerpächter einzischen will, so ist allerdings eine allmählig steigende Einnahme aus unseren Forsten zu hoffen.

Resultate der Jagden.

Geldwerth des unentgeltlichen Abgangs an Wild	2,931 Rthlr. N. ²
Für verkauftes Wild und verpachtete Jagden kamen auf	5,531 = =
	in Summa 8,462 Rthlr. N. ²
An Jagdkosten, Fang- und Schießgeld wurden verausgabt	6,511 = =
daher Totalertrag der Jagden	1,951 Rthlr. N. ²

Der Redacteur des amtlichen Berichts über die Dobberaner Versammlung der Land- und Forstwirthe, der früher in Mecklenburg wohnhafte, jetzige Dekonomierath von Lengerke zu Braunschweig, fügt diesen Notizen Nachstehendes hinzu:

Die Domanialwaldungen nehmen ungefähr 0,7, die Waldungen der Ritterschaft, Städte, Klöster und milden Stiftungen 0,3 der gesammten Waldfläche ein. Der siebente Theil der Landesfläche mag Wald sein. Der Torf, die geringe Bevölkerung und die geringere Menge holzverzehrender Gewerbe machen die beschränkte Ausdehnung der Waldfläche weniger fühlbar; doch ist mitunter die Holznoth sehr groß und nöthigt z. B. der Holzmangel in der Gegend von Dobberan zu starker Bewachung des aufgeschichteten Holzes und zur möglichst schnellen Ablfuhr. — Mecklenburg hatte einen großen Reichthum von Eichen, theils in seinen Buchenwal-

dungen, welche sich im Uebergange von der Plänterwirthschaft zu einem schlagweisen Betriebe befinden, theils in reinen Beständen; es besitzt noch jetzt ziemliche Vorräthe schönen Schiffsbauholzes. Die Nachsicht, mit welcher der Staat die nicht seltenen Ueberhiebe auf den adeligen Gütern und selbst dort vorfallende Walddevastationen geschehen lässt, hat in der neueren Zeit diese Vorräthe in den Privatwaldungen sehr vermindert und in den letzten Jahren die Preise des Eichenstammholzes und der Eichenborke herabgedrückt.

Die Feier des Geburtstages der regierenden Frau Gräfin, wie sie am 29. und 30. Mai 1842 in der Begüterung vor sich ging.

Erster Tag.

Motto:

Lustig leben die Kosaken.

Gines schönen Morgens, es war am 29. Mai 1842, sah ich vor dem Hause eines Freundes einen Wagen halten, den dieser mein Freund mit einem andern Freunde, der uns beiden gehörte, eben besteigen wollte. Wohin? frag' ich. Nach S., ist die Antwort. Was habt ihr denn dort zu thun? — Oh, schreiet mein lebhafter Freund Fischer: Geburtstag — venetianische Regatta — Bucentaur — kleine Engel — Barrenische Fischerknachte — Kanonen — Fischerstechen — Bier und Branntwein — Volk — Gräfin X. — Bratwurst!

Daraus werde ich nicht klug, sag' ich; lieber Meier *), sage Du mir, was es eigentlich giebt. Ich bin auch nicht

*.) Die beiden Freunde heißen jedoch eigentlich mit dem ersten Buchstab nicht Meier und Fischer, sondern anders.

flug daraus geworden, sagt Meier, nur so viel weiß ich, daß ich einen Brief gelesen habe, so eine Art Programm, worin von vielen Festlichkeiten die Rede war, von denen ich bei uns zu Lande noch nimmer gehört; zuletzt aber stand in dem Briefe ein Passus, den habe ich verstanden, denn er lautete sehr populär: „An den Ufern des Sees sollen Feuer angemacht werden; an diese soll sich das Volk lagern, soll daselbst mit Bier und Branntwein, Kartoffeln und Wurst traktirt werden und soll Hurrah! rufen und soll dieses Hurrahrufens kein Ende sein!“

Das Alles war zu verlockend; ich sprang auf den Wagen und wir fuhren nach S. Das erste, was mir alda vor Augen kam, war eine schöne, laubumwundene Ehrenpforte. Oben auf der Spize derselben prangte die Grafenkrone und unter derselben der Namenszug der Gräfin A. H. Ich wollte eben die Pforte passiren, da gewahrte ich eine schwarzleibige und schwarzbeinige hagere Gestalt, in der Hand eine Papierrolle haltend, und in großer Unruhe unter der Ehrenpforte hin und her laufend. Ach Gott, dacht' ich, das ist auch wieder so ein armer Schulmeister aus der Begüterung, der eine Bitschrift anbringen will. Mit diesen mitleidigen Gefühlen schreite ich weiter; aber plötzlich hält mir der Schwarze die Papierrolle unter die Nase. Lieber Freund, sage ich, Sie irren mit Ihrer Bitschrift, ich bin keine hohe Herrschaft, ich bin Volk; und dabei schwiebte mir so ein dunkles, aber hoffnungsreiches Bild von Bier und Branntwein,

Kartoffeln und Wurst vor. — „Was Pittschrift, was Volk, sprudelte mich das Kerlchen an, ich bin der Capellmeister R. und soll darauf sehen, daß kein ungeweihter Fuß den Boden unter der Ehrenpforte betritt, bevor er nicht Die getragen, deren Strahlen bald hinter jenen Fichten aufgehen werden; Leute, wie Sie, gehen durch die kleine Pforte hier nebenan.“ Während ich mich nun zum Gehen durch die Nebenehrenpforte umwandte, erschaute ich in geringer Entfernung einige grüne Leute mit gelben Blechinstrumenten unter dem Arm, welche mich lebhaft an Spinat mit Eiern erinnerten. — „Wer sind diese?“ frag' ich. — Wenn sie roth und weiße Jacken tragen, sagt Fischer, sind sie Stallknechte; sehen sie aber grün aus, dann sind sie Capelle. — Das ist ein sonderbarer praktischer Dualismus, der hier herrscht, dachte ich; der Capellmeister ist zugleich Portier und die Stallknechte Capelle! — Doch wir zogen ein durch die enge Pforte in das Paradies hochgräflicher Lustbarkeiten.

Hinter der Ehrenpforte standen ungefähr 20—30 kleine bunte Kinder, angethan mit rothen, blauen, gelben und gestreiften Jäckchen und weißen Pumphöschen; alle aber hatten rothe Schlafmützen auf, und sahen justement aus, wie die bunten Papierschnizel, die ich als Knabe an den Schweif meines Drachen zu binden pflegte; der Capellmeister aber war der Drachen. — Ich bitte Dich lieber Fischer, sag' ich, wie kann man so kleinen Kindern schon Schlafmützen aussiezen; was sollen sie denn im Alter tragen? — Dieses sind keine

gewöhnliche Schlaflügen, sagt Fischer belehrenden Tones, sondern phrygische, wie sie zu Neapel und Ischia getragen werden; auch sind dies keine Tagelöhnerkinder aus der Be-güterung, sondern wirkliche kleine Fischerkinder aus Castellamare und Sorrent, die sich die Mühe gemacht haben, erpreß hierher zu kommen, um etwas zu singen und zwar sind's Männlein und Fräulein. — Du scherzt, sag' ich; das letztere wenigstens kann ich nicht glauben, denn Jungen sind's doch gewiß alle. — Du wirst's gleich sehen, sagt Fischer, und geht an das bunte Gewimmel hinan. „Guten Tag Kinder,” ruft er, und siehe da! ich hatte recht: die Hälfte der armen Kleinen nahm die Schlaflügen ab und die andre Hälfte machte einen tiefen Seufz, ganz ihrer Beinkleider ver-gessend.

Wir befanden uns fest in einer breiten Fichtenallee, die an den Strand des schönunserten Sees hinabführte. Schon früher war ich in S. gewesen, hatte aber nie so einen Baumgang bemerkt. Um mich zu orientiren, wandte ich mich an einen Tagelöhner, der in seinem „Sündagnahmidagschen“ und auf seinem Handstocke gestützt, das Ganze mit einem vertiefelt nachdenkenden Blicke ansah. — Mein Lieber! ist diese Allee schon immer hier gewesen? — O, wat woll's, Herr, hier stünnen füs schöne Plummemböm; dei hebbən's äwa ashau't un uns dei ollen Fichten ahn Wötteln implant; so'n Herrschaften hebbən mennigmal sönn Infäll! — Nehm er sich in Acht, sag' ich, was er da sagt ist ja Rebellion. —

Bestürzt stottert der hochgräfliche Unterthan: Ach nehmen't dei Herr nich ävel, i dacht, sei wirren fein von dei B.schen! und er schlug sich seitwärts in die Büsche.

Ich aber kann nicht unterlassen, eine Anecdote hier an den Mann zu bringen, die ich sonst wohl schwerlich los werde und die freilich auch gar nicht, oder doch nur infofern hierher gehört, als sie auch in der gräflichen Begüterung passirt ist und ebenfalls Tagelöhner die handelnden Personen in derselben sind. Es ist bekannt, daß nach dem gräflichen Haupt- und Residenzgute, genannt Schloß B., ein Prediger aus der Fremde berufen ist, wahrscheinlich, weil unter den 190 des Herrn Rector Reinhard zu Boizenburg sich kein Individuum gefunden hat, welches hinlängliche christliche Frömmigkeit oder fromme Christlichkeit besitzt, um der Beichtvater einer erlauchten Gräfin werden zu können. Da nun also dieser neue Prediger weit her ist und im ausländischen Dialect spricht, so hatte sich unter den gräflichen Hintersassen das Gerücht verbreitet: der Mann sei katholisch. — Nee! sagt der eine Tagelöhner zum andern, von den'n Mann lat ik min Kind nich döpen! — Ich of nich, sagt der andere. — Ja, wer fällt äwe denn dauhn? fragt der erste. — Nach langem Besinnen entscheidet endlich der zweite: Ja, denn mögt dei Oberinspector dauhn!

Doch wieder zur Sache. Am Ende der Allee, am Ufer des Sees, der tief blau vor uns da lag, sing ein Gerüst an, das eine ziemliche Strecke in den See hineinragte und

so eine Art von molo vorstellen sollte; das äußerste Ende desselben war durch ein Zelt gegen die Sonnenstrahlen geschützt, und dies war der Punkt, von wo aus die Noblesse das zu erwartende Schauspiel mit ansehen sollte.

Rechts und links von obbeschagtem molo aber war ein kleines Esel fuhrwerk mit einer Eosent-Tonne in den See hineingefahren, und auf dem einen derselben stand der Schweinejunge, auf dem andern der Gänsejunge, beide in Bachusse verpuppt und brüllten Mecklenburgische Dithyramben: „Hurrah, dei Fru Gräfin fall leben!“ Ihre Verpuppung war außerordentlich einfach durch ein Shirting-Hemde und einen Weinlaub-Kranz bewerkstelligt; ihr Attribut war ein hölzerner Becher, der genau so aussah, wie das Gefäß, in das die Meierinnen die Butter einzupfunden pflegen. Bei diesem Anblick ward mir wunderlich melancholisch zu Muthe und ich jammerte: Ihr armen Götterjünglinge! eure Götterschaft hat heute Nachmittag schon ausgespielt; euer Becher wird sich morgen in den Dreizack verwandelt haben, nicht in den des Neptun, nein, in den des Misthofs und eure Schultern, blendend fest durch die Unschuldsfarbe des griechischen Shirting-Gewandes, werden in allen Regenbogenfarben spielen, wenn der Wirthshafter merkt, daß ihr die göttliche Eosent-Tonne noch nicht vergessen oder daß ihr euch nach Art der alten Heiden-Götter in ein dolce far niente einwiegen wollt.

Diese trüben Betrachtungen wurden plötzlich durch ein läßlich Gewimmer von Kinderstimmen unterbrochen. Ich

weiß nicht wie es kam, es schreckte mich der Gedanke an den Kindermord von Bethlehem auf; mich umsehend gewahrte ich den schwarzen Capellmeister, wie er gleich einem Zauberer wunderbare Kreise über die kleinen bunten Kinder schwang, die sich um ihn herandrängten und aussahen, wie die herauf beschworenen Geister des Trödels.

I ch.

Was weben die dort um den schwarzen Mann?

Freund Fischaer.

Weiß nicht, was sie kochen und schaffen.

I ch.

Schweben auf, schweben ab, neigen sich, beugen sich.

Freund Fischaer.

Eine Sängerzunft.

I ch.

Sie streuen ihr Weihrauch,

Freund Fischaer.

Und singen dazu.

Ja wohl! sie sangen und was sie sangen ward uns durch herungereichte, gedruckte Zettel fund. Da ich noch so einen Zettel besitze, so will ich ihr Lied dem geneigten Leser nicht verenthalten.

E m p f a n g .

Heil Dir, Du Blüthenkranz
 Herrin im Anmuthsglanz: —
 Heil Agnes Dir!
 Fühle wie tief bewegt,
 Heut' jedes Herz sich regt:
 Wenn uns Dein Engelsbild,
 Segnend erscheint! —

Grüß Dich Gott, unser Gott!
 Segne Sie, treuer Gott!
 Väterlich-mild. —
 Die da mit frommen Sian,
 Über die Erd' weit hin!
 Freundlich den Blick uns leist:
 Treu Dein gedacht. — ic. ic.

Kaum waren die dünnen Kinderstimmen verhallt, als plötzlich eine Schaar reisiger Reiter in Form und Gestalt mecklenburgischer Gensd'armen, unter Kanonendonner und lautem Ruf auf das Volk eindrang. „Platz, Platz für die hohen Herrschaften!“ Das Volk riss aus, die Krieger behaupteten das Feld, ganz wie bei einer Pariser Emeute. Hier galt rascher Entschluß: entweder Gänsehirt oder Schweinehirt, entweder links oder rechts; ich bielt mich rechts und schwur zur Fahne des göttlichen Sauhirten. Als sich nun Alles so recht fest und mich mit einem Fuß in den See gedrängt hatte, herrschte ein stummes Schweigen der Erwartung und aus purer Devotion rief das Volk nicht ein ein-

ziges Mal Hurrah. Jetzt wäre es sonst an der Zeit gewesen, denn die Königin des Festes nahete langsamem Schritts, schwanenweis und auch so stolz, und hinter ihr die Festordner und Festordnerinnen, hier aufsinunternd winkend, dort zürnend, dann die Gäste, dann die homines minorum gentium, als da sind Kammerzofen und Lakaien und zuletzt der bunte Schweif des Drachen, die kleinen Fischerfinder, deren Aufgabe noch nicht vollständig gelöst war.

Je näher der Zug unserm Bachus kam, desto unruhiger wurde Letzterer, und als die Gefeierte des Festes ihm gegenüber stand, brach er in ein so ungeheures Freudengebrüll aus, daß wir uns davor entsegten und sogar sein eigener Esel den Versuch, ihn zu übertreffen, kopfschüttelnd unterlassen mußte. Darauf seinen Becher leerend, schwenkte er denselben um sein mit Weinlaub umkränztes Haupt und rief: „Prost Schwester!“ Leider aber hatte dieser unbesonnene junge Gott die Anfangsgründe seiner Bachusschaft schlecht studirt und eine übergroße Nagelprobe in seinem Gefäße gelassen, die nun in den Lüften einen Halbkreis beschrieb, der bei dem weißen Gewande seiner Gebieterin begann und bei meinem weißen Strohhute endigte, uns gewissermaßen durch eine Cofent-Kette in Rapport sezend. — Tausend, sagt Fischer, das war eine feine Schmeichelei! — Nun höre mal, sag' ich, wenn Du das schmeicheln nennst, wenn man Damen Cofent auf die Kleider gießt, so ist es leicht den Angenehmen zu spielen; ich bin auch schön beschmeichelt worden,

sieh' mal meinen neuen Hut an. — Ach, wer redet denn von dem Begießen, entgegnet Fischer; diesen Theil des Actus nahm die Gnädigste, wie es mir schien, auch ziemlich ungäding auf; ich meine die Worte „Prost Schwester“. — Und was findest Du anders darin als Unverschämtheit? frage ich. — Lieber Freund, antwortet er, Du scheinst in der Mythologie schlecht bewandert: der alte Jupiter gebaß, ich weiß nicht in welchem Jahre seiner Weltregierung, den Bachus aus seiner Hüfte, und ferner gebaß er aus seinem Hirnkasten die Sennigste, Klügste aller Göttinnen, die Minerva, — ergo! — Nun, ergo? — Ergo, wenn Bachus sagt: Prost Schwester, so heißtt dies für den Kenner: Prost Göttin Minerva!

Ein hoher Adel hatte sich derweil in das für ihn bestimmte Zelt begeben, und ein verehrungswürdiges Publicum stand gaffend und drängend am Ufer des Sees, als wiederholter Kanonendonner vom Land auf den See und vom See auf das Land uns das Zeichen gab, daß die Spiele ihren Anfang nähmen. Mitten auf dem See lag die Flotte von bunt bewimpelten und bunt benannten Fahrzeugen und in ihrer Mitte das Admirals- oder Orlogsschiff. Freilich Alles in Miniatur, aber doch recht nett, denn die Flotte bestand aus Kähnen, das Admiralschiff aus einem großen Holzkahn, Prahm genannt, seine Karonaden waren gepumpte Königschuh-Böller und der Admiral ein Fischermeister. Die Mann-

schafft war mit respective blauen oder rothen Jacken und weissen weiten Beinkleidern bekleidet; auch fehlten die phrygischen Schafmützen nicht. Sie waren in zwei feindliche Parteien getheilt, von denen die Blauen die Farben der Gräfin verfochten, die Rothen die des Grafen. Mit dem ersten Kanonenschusse begann der Kampf; paarweise ruberten die Kämpfer in edlem Wetteifer dem Ziele zu, dem Zelte nämlich, und wie einst auf dem Hippodrom zu Constantinopel der Kampf der Grünen und Blauen Hof und Volk in ängstlicher Spannung erhielt, so harrete hier Hof und Volk ängstlich der Entscheidung zwischen den Rothen und Blauen. Endlich war das letzte Paar ans Ziel gelangt und nun erhob sich ein fragendes Gemurmel unter dem Volk: Wer hett gewinnen? Dei Graf hett gewinnen, war die Antwort. — Und wirklich, in diesem Kampf hatte der Graf gewonnen. Wennahme wäre dies Veranlassung zum ersten Hurrahruß geworden, — doch

Der Respect und die Polizei,
Die schreckten den Bauer zurück aufs Neu';
Und Alles noch summ' blickt, wie zuvor.
Da erhob der Capellmeister sich nebst Cher:
Sie sangen von Herz und von Liebe,
Bon feliger, goldener Zeit,
Bon Treue, von Frauenwürde,
Bon Stolz und von Mütterlichkeit;
Sie sangen von allem Schönen,
Was Menschen-Aug' gesiehn;

Sie sangen von allem Hohen;
 Wir konnten's nur nicht versteh'n.
 Es war uns zu hoch und zu wunderlich,
 Wir konnten es nicht begreifen,
 Und die Gefühl', die da regten sich,
 Sie thäten an's Lachen freisen.

Sie sangen nach der Melodie der Barcarole aus der Stummen von Portici folgenden Sang:

Oh fühl's! wie frahlend reicher Segen,
 Heut hier uns naht; Geburtstag tag!
 Besingt den Tag, der Gottes Wegen,
 Den frohen Dank, aus Herzen sag't.
 Doch fühl'st es tief, zu Gottes Preise!
 Gefühl! rege Dich! —
 Wie mütterlich, gut, klug und weise —
 Gefühl! rege Dich! — ic. ic. *)

Ich mache hier darauf aufmerksam, daß die beiden angeführten Festlieder wörtlich von mir copirt sind, und daß ich auch in der Interpunktion nichts geändert habe, die in solchen erachteten, gleichsam überirdischen Formen sich wohl einen großen Lurnus von Zeichen, namentlich von Gedankenstrichen und Ausrufungszeichen erlauben darf. Jean Paul's

*) Der Herausgeber dieses Buches hat es nicht über sich vermocht, dies und das obige mit „Empfang“ überschriebene Gedicht dem Leser in seiner ganzen Länge aufzutischen. Wer als Curiositätenrämer Gefallen findet an solch einem Lied, das Stein erweichen, Menschen rasend machen kann, dem stehen beide in wortgetreuer Abschrift zu Befehl.

Regel für die Interpunction: Wenn der Sinn halb aus ist, machst du ein Komma, wenn der Sinn ganz aus ist, machst du ein Punctum, und, wenn du etwas geschrieben hast, worin gar kein Sinn ist, kannst du Komma und Punctum setzen, wo du willst; diese Regel, sage ich, leidet hier durchaus keine Anwendung.

Zetzt, mein liebes Vaterland, mein liebes Meklenburg, muß ich dich apostrophiren! Wir haben zwar manche poetische Producte in die Welt gesetzt; aber diese undankbare Welt, die wir durch selbige zu beglücken meinten, ist der Ansicht, wir producirten bei weitem nicht so schöne Gedichte, wie Weizen.

Doch ich kann dich, mein liebes, poetisches Meklenburg trösten mit der Versicherung, daß du obige beiden Gedichte nicht vor dem Richtersthule der gesunden Vernunft und des guten Geschmacks zu vertreten nötig hast; sie gehören der Uckermark an, und die mag sich denn auch darüber verantworten, — wir können uns nur daran ergözen. Die Gerechtigkeit gegen die Uckermark verlangt jedoch, daß ich auch einen unserer Dichter, der Vergleichung wegen, anfübre, wenn auch mein Dichter freilich nicht den Vorzug einer hohen Geburt in Anspruch nehmen kann. Also: Hört! Hört!

„Gedichte eines Bauernjungen.“

An seinen Schulmeister.

Sowie die Sonn' am Firmament
Den Bauern auf die Pelze brennt,
So bist Du liebes Schulmeisterlein,
Ein allerliebstes Männlein.

Ein poetischer Vergleich, der vielleicht noch vieles zu wünschen, aber nichts zu hoffen übrig lässt.

Der Jäger und sein Hund.

Eine Fabel.

Ein Jäger und sein Hund
Verfolgten einen Hasen, und
Wollten ihn greifen, aber
Der Has' lief in den Haber.

Nun vergleicht und wählt ihr Kunstrichter; doch fürchte ich, die Ufermark siegt, wenn anders der Ausspruch wahr ist, daß gerade die schönsten Melodien und Lieder Gemeingut des Volkes werden. Ich habe nämlich das Gedicht „Gefühl rege Dich“ auf den Straßen einer kleinen Stadt singen hören, freilich mit der Version:

Gefühl rege Dich, um holl di jo nich, jo nich up!

Das Wettrudern war zu Ende; die Preise waren vertheilt; der Gesang verstummt, da begann der zweite Theil des actus, das Fischerstechen (des joutes sur l'eau, wie es auf dem Gebrauchs-Zettel heißt). Dieser Theil des Festes war für mich von minderem Interesse; desto größern Jubel

aber erregte er bei denselben aus dem Volke, denen die Mitspieler persönlich bekannt waren, und die nicht unterließen, ihre Bekannten laut zur Tapferkeit anzufeuern. „Johann Krischahn! schlah tau! Johann Jochen! wehr Di!“ so erscholl es laut um mich her und wenn einer der Kämpfer in das Wasser gestossen wurde, war Freude und Gelächter gross.

Dest begann nun der dritte und letzte Act, das Wettschwimmen; er wurde ebenfalls mit Kanonenendonner introducirt. Ein übelgesinnter Spatzvogel neben mir meinte, dies ewige Kanoniren komme ihm vor wie der Titel des Shakespear'schen Dramas „Viel Lärm um Nichts.“ Dem sei nun, wie ihm wolle, unsere Aufmerksamkeit wurde von Neuem auf den See gelenkt und zwar zunächst auf ein Gerüst, welches genau so aussah, wie ein Galgen, dann aber auf fünf arme Sünder, angethan mit weißen Sterbekleidern und höchst widerstreitend die Hinrichtungs-Maschine bestiegen. „Was Teufel! fragte ich, sind das Todes Candidaten?“ „Oh ne! bitt' um Entschuldigung, dieses weniger, antwortete ein wohlauftretender und wie ein Bürgermann gekleideter Mensch; der eine ist ein Drechsler, der zweite ein Schornsteinfeger und die drei kleinen sind Strafenjungen von ordentlichen Eltern aus unserer ehr samen Stadt M.; alle sind begierig, den ausgezogenen Preis von zwölf Thaler preußisch Courant zu gewinnen!“

Hier wurde seine Rede durch die Geschüze unterbrochen und Plumps, Patsch! purzelte Einer nach dem Andern von

dem Gerüste in den See. „Ah wie schön!“ sagte hier eine junge, blaßgesichtige Dame, die sich vielleicht etwas in Belletristik übernommen hatte, so stürzte sich einst im weichen Gewande Sappho vom Leucadischen Fels.“ „Ja, rief Fischer boshaft, oder so springen zwei Neufoundländer und drei Pudel ins Wasser, um sich einander einen hineingeworfenen Knochen streitig zu machen.“

Der eine der Schwimmer zog es vor, alsbald dem nächsten Ufer zuzurudern, wo er sich hinter einen Busch barg und aus dem Shakespear'schen Sommernachtstraum aufführte: „Diese Weißdornhecke soll mein Ankleidezimmer sein“; drei andere erreichten das Ziel nicht, oder doch zu spät und mußten zum Theil von Räubern aufgefischt werden, um sie vor den Umarmungen der Wassernixe zu bewahren. Nur der Drechsler erreichte das Ziel und ward Sieger.

Und sieh aus dem finster fluthenden Schoß

Da hebt es sich schwanenweis,

Und ein Arm und der glänzende Shirting wird blos

Und er rudert mit Aemsigkeit, rudert mit Fleiß;

Hat gelegen! und hoch an den Schranken

Schwingt er sich auf mit Siegesgedanken.

Und er athmete lang und er athmete tief

Und begrüßte die himmlische Frau;

Mit Frohsinnen es Einer dem Andern rief:

„Er ist da! doch vor Kälte ganz blau;

Für das Geld und auf der Herrin Besohle

Hat der Brav gewaget Leben und Seele.“

Und laut begrüßt ihn die jubelnde Schaar,
 Zu der Herrin füßen er sinkt,
 Die Hände streckt er ihr kneidend dar;
 Und die Gräfin der lieblichen Schwester winkt,
 Die füllt ihm die Hände mit preuß'schem Courante,
 Und der Drechsler sich also zur Gräfin wandte:

„Lang lebe Frau Gräfin! Es freuet mich,
 Daß ich atmē im rosigen Licht,
 Denn das Wasser ist kalt, gar furchterlich,
 Für den Preis versuchen's die Götter nicht!
 Belieben Frau Gräfin mich anzuschauen,
 Wie blau ich geworden vor Frost und vor Grauen!

Und vor dem ganzen Dienertross
 Die Gräfin ihn erhob,
 Aus ihrem schönen Munde floß
 Sein ungehemmtes Lob,
 Sie hielt ihn nicht als ihren Knecht,
 Denn er hatt' ja das Bürgerrecht;
 Ihr klares Auge mit Vergnügen,
 Hing an den wohlgestalt'n Zügen.
 Und gütig, wie sie nie gethan,
 Nahm sie ihn bei der Hand,
 Und führt ihn zu dem Grafen hin,
 Der nichts davon verstand.

Wenn übrigens unter den Anwesenden sich Jünger
 oder Jüngerinnen der bildenden Künste befunden hätten, so
 hätten sie hier die beste Gelegenheit gehabt, die Lehre von
 den nassen Gewändern zu studiren; wunderbar genau und

durchsichtig schmiegte sich der nasse Shirting an den Körper des Siegers. „Er sieht aus, sagte Fischer, wie eine männliche Tochter der Niobe aus dem Berliner Museum.“

Die Festspiele zu S. waren geschlossen; etwas Kanonen-donner, etwas Wagengerassel und Alles war vorbei. Da erhob das Volk seine Stimme, nicht um Hurrah zu rufen, nein! „nach B.“ scholl es; „nach B.!“ scholl es wieder aus tausend Kehlen; so mögen die ersten Kreuzfahrer auf den Gefilden von Clermont gerufen haben, „nach Jerusalem, nach Jerusalem!“

Fischer, Meier und X. (notabene ich bin hier X., die dritte unbekannte Größe) bestiegen ebenfalls ihr bescheidenes Gefährt und fuhren gen B. — Da wären wir nun; aber wie unter Dach und Fach kommen? Das Gasthaus war voll zum Ersticken: „das weite Haus faßt nicht die Zahl der Gäste, die wallend kamen zu dem Völkerfeste.“ Endlich durch List, durch Überredung, vorzüglich aber durch Schulterblätter gelang es uns Posto zu fassen in den Räumen des Hotels. Raum waren wir drinnen, so wünschten wir uns auch schon wieder aus diesem Dunstbade hinaus; aber dies war unmöglich; das Haus glich der Unterwelt der Alten, hinein konnte man wohl, hinaus konnte keiner, außer Orpheus und Theseus; der eine war aber ein Sänger, der andere ein Held, und wir waren keine Sänger und eben auch keine Helden; deshalb mußten wir uns denn gebüldig pressen lassen, welches eine ganz freie Presse wurde, die einzige, glaubte

ich, die in Mecklenburg erlaubt ist. Endlich war ich so glücklich, ein Fenster zu erobern; aus diesem lehnte ich mich, theils um frische Luft zu schöpfen, theils auch, um durch die weichen Theile meines Körpers die Stöße meiner Opponenten zu paralyziren. Wer die Rissen an dem hintern Theile der Waggons auf den Eisenbahnen gesehen hat, wird dieses mein Verfahren als richtig und in der Mechanik begründet anerkennen. So lag ich lange anderthalb Stunden, wurde dann aber herrlich für meine ausgestandenen Stoß- und Drangsale belohnt.

Zuerst bligte ein Licht durch das dunkle Laub der Bäume, darauf zwei, drei, bis endlich tausende von Flammen das schöne Dorf beleuchteten, welches dalag von strahlender Helle übergossen, und doch wieder, gleichsam schüchtern, sich hinter das Laub der Bäume verkriechend, wie ein schönes Landmädchen, welches, zum erstenmale im ungewohnten Schmucke, nicht weiß, ob es sich dem freunden Auge zeigen, oder sich verbergen soll. — Wir eilten hinaus und mischten uns unter die auf und abvogende Menge, die wie Mücken um die Lichter schwärzte und schwirzte. Es war ein zauberischer Abend und rein zum Sentimentalwerden. Ich spürte schon gewaltige Lust dazu und wäre auch wohl dazu gekommen, wenn mich nicht die Neugierde nach dem schön erleuchteten Schloß hingezogen hätte.

Da wurde mir aber das Sentimentalwerden gründlich ausgetrieben durch einen neckischen Kobold, der sich hinter

transparente Inschriften am Schlosse verborgen hatte, und mir die Thräne unauslöschlichen Gelächters auf die Wangen trieb.

Die Inschriften waren alle höchst einfach durch lateinische Initial-Buchstaben ausgedrückt (und ich möchte wohl fragen, ob es eine edlere, sinnigere Einfachheit giebt, als diese starren, gradlinigen, dicken und dünnen Pfähle und Pallisaden); in der Farbe war ihnen jedoch wieder die größte Mannigfaltigkeit beigebracht; sie brannten grün und blau, roth und gelb, wie die Flicken einer Hanswurstjacke.

Das erste Transparent lautete:

Grab' G... diesen Tag in Erz und Marmor ein,
Auf daß er Kindes sind soll unvergänglich sein.

Das zweite war specieller auf die Verhältnisse der Transparentausstellerin zu der Königin des Festes berechnet, hatte aber bei aller Klarheit der dahinter gestellten Tafellichter doch manche dunkle Stelle. Es hieß:

Heil Dir oh' Herrin aller Kräfte
Zu weihen im Berufsgeschäfte
Mit treuem Fleiß und treuem Sinn
Nimm gnädigst dies Gelöbnis hin
Des Schlosses treu ergeben
unterthänigste Dienerin.

Da hier jede Interpunction fehlte, so wage ich auch nicht die fehlenden Zeichen hineinzusezen und überlasse dies einer Akademie der Inschriften.

Weiter waren wir zu dem hellerleuchteten Speisesaale gelangt und machten, da es dem Volke erlaubt war, sich von Ferne an den Speisen und Getränken der Tafel zu erquicken, von dieser Erlaubniß sehr ungenirt Gebrauch; ich, für mein Theil, mit grossem Nutzen, zwar nicht für meinen Magen, denn der schrie Zeter über die Praerogative der vornehmern Mägen und deklamirte:

Ohne Wahl verheilt die Gaben,
Ohne Willigkeit das Glück!

sondern dadurch, daß sich mir eine Betrachtung über öffentliche Tafeln aufdrängte, die ich dem Leser nicht vorenthalten will.

In den ältesten Zeiten, in den Zeiten der babylonischen, assyrischen, chaldäischen, ägyptischen u. s. w. Könige, der Prototypen des Absolutismus, gab es keine öffentlichen Tafeln und außer von Nebukadnezar habe ich von keinem Regenten jener Zeit gelesen, der öffentlich gespeiset hätte; Nebukadnezar aber fraß Gras, wie ein Ochse, auf einer gut bestandenen Kleeweide vermutlich, also wohl öffentlich. Die griechischen Kaiser, jedenfalls die würdigsten Vertreter des Absolutismus in einer späteren Zeit, hüteten sich wohl ihrer Gottähnlichkeit durch öffentliche Besiedigung ihrer Bedürfnisse Abbruch zu thun. Die Beherrscher der Orientalen haben heut zu Tage gewiß durch Ohrenabschneiden und Bastonaden den richtigsten Takt in dem Absolutismus erlangt, und sind in dieser Art wirklich bewundernswürdig, vielleicht auch

für einige Liebhaber beneidenswürdig; aber, frage ich, würde wohl Abdul-Mesgid öffentlich seinen safrangewürzten Pillau mit höchsteigenen Fingern in seinen höchsteigenen Mund stopfen? oder würde der Dalai Lama, dieser Repräsentant des geistlichen und weltlichen Despotismus, wohl eine seiner berühmten wohlriechenden Büchsen verkaufen können, wenn Zedermann sähe, welche Ingredienzen er zu der Bereitung ihres Inhaltes verbrauchte, und wenn etwa ein Thibetanischer Chemiker auf dem Wege der Analyse zeigte, daß ein Jeder diesen Inhalt der Büchse selbst machen könne? — — So weit war ich in meinen Betrachtungen gekommen, da rauschte plötzlich aus der einen Ecke des Saales hinter Laub und Blumengewinden ein Etwas hervor, welches alsbald einstimmig von den Zuschauern für einen Engel erklärt wurde, da es mit Flügeln versehen sei, und nebenbei für einen wirklichen Engel, da es lebte; aber wie unglücklich sah dies kleine, himmlische Wesen aus, wie unglücklich-ängstlich schwebte es an der Zimmerdecke hin an den Stricken eines Glaschenzuges, wie tiefes Mitleiden mit diesem Himmelsbürger fühlte unsere Menschenbrust! Wenn alle Engel so aussiehen und sich so vor dem Falle fürchten, dacht ich, so muß das Engelthum nur ein schlechtes Metier sein. Der Engel ließ sich vor der Gebieterin (es ist dies der sejige Modeausdruck in der Begüterung) nieder und überreichte ihr ein Marzipan-Herz, groß und breit, ein gleichsam vierhöriges Herz und draußen bei uns vor dem Fenster hob ein vierstimmiger Sang

an, dessen Worte ich so glücklich bin, meinen Lesern mittheilen zu können:

Dich grüßt ein Englein schön, grüßt
Euno's Herz, ja Herz, ein Herz bringe
Euno's Herz, ach wenn Dein Euno naht,
fühlt Dein Herz so wohl, so fühlt ja Dein
Herz, Dein Herz so wohl! *re. re. 2.)*

(Altermärkisches Produkt)

„Na,“ sagte die breite Stimme eines breiten vollwichtigen Mannes, dies geht mich doch über Kreid' und Rothstein; derentwegen sich einen eign'n Meschantifus aus Berlin kommen zu lassen! dieses is noch doller, als die Pferde in'n Kutschwagen zu fahren! davon bitt' ich mir auch 'n jungen Ableger aus, aber von't Herz, nich von den Engel, denn son'ne Ableger hab' ich selber genug zu Hause.“

„Oh!“ sagte ein anderer Jemand, der Spaß ist noch nicht zu Ende, nun kommt noch ein Fackelzug“

Den wollten wir aber nicht mehr abwarten, wir trollten uns davon und waren bald auf dem Wagen und auf dem Wege nach Hause. Ich saß vorne beim Fuhrmann, Fischer und Meier auf der hintern Bank und beide wetteiferten bald in melodischen Nasentönen, welche der kleine Fischer im Falsett, der vollblütige (im vlebjessischen Sinne das Wort genommen) Meier im Grund-Baß schnarchte. Vor uns stand

Auch dies Gedicht hat einen so starken haft gout, daß es uns nicht als mittheilbar erschien.

Der Herausg.

der Mond, klar und voll und schante so vornehm-indifferent auf uns herab, als ob ihn nichts bei uns interessire; ich war aber ein alter Intimus von ihm und hatte ihn zur Zeit meines ersten Verliebtheins vielfach cultivirt, ja sogar mit sentimentalen Gedichten incommodirt, ward aber später durch Verhältnisse von ihm getrennt und suchte nun heute wieder eine Liaison mit ihm anzuknüpfen. Zuerst als ich ihn mit dem alltäglichen Gruße „Guter Mond, du gehst so stille“ begrüßte, schien er mich noch nicht kennen zu wollen, als ich aber zu ihm sprach

„Füllest wieder Berg und Thal
Still mit Nebelglanz,
Füllest endlich auch einmal
Mir die Seele ganz.“

da konnte er sich nicht länger halten, denn dies war immer das Stichwort gewesen, wodurch ich seine Aufmerksamkeit auf mich gelenkt hatte, und er lächelte nun so freundlich mir zu mit seinem breiten, wohlwollendem Gesicht, daß mir Anfangs war, als sei ich 15 Jahre jünger geworden. Doch plauderten wir keinen Liebeswahn, sondern ganz vernünftig zuerst über Tagespolitik, dann speciell über die des so eben abgewichenen Tages, wobei er frech genug behauptete, er sei eigentlich die *causa movens* der ganzen Fest-Geschichte gewesen; durch sein Licht übe er nämlich, wie männlich bekannt, eine gewaltige Macht aus auf das Gehirn einzelner Menschen und diese wolle er denn fürder auch nach besten

Kräften anwenden, um nur nicht ganz aus der Mode zu kommen, dieweil er wohl gemerkt habe, daß sein früherer süßer Cultus bei der jessigen Generation wegen Eisenbahnen und Repräsentativ-Berfassung im Abnehmen begriffen sei, wie er selber zuveilen. Endlich sprach er über seinen Einfluss auf die organische Materie im Allgemeinen, gab mir eine kurze Kritik von Liebig's organischer Chemie, die ihm nicht ganz gefiel; aber aus dem lächerlichen Grunde, weil sein Einfluss darin nicht genügend hervorgehoben sei. Dann sprach er viel über den Segen, den er der Landwirthschaft brächte; er sei es, behauptete er unter Anderm, der es verhindere, daß die Erd Höhe die jungen Erbsen ausfrähen und doch hielten die dummen Menschen, seine Persönlichkeit leugnend, ihn dermalen nur für eine bloße Himmelslaterne. Kurz aus dem sanftesten, mitfühlenden Freund und Vertrauten meiner Jugendjahre und Jugendträume aus dem kindlichen „Stirnbarga Mänin“, war ein alter, von Hypochondrie geplagter, gelehrter Haselhans geworden; eben wollte er durch Aufstellung einiger himmelskörperlicher Paradioren der Sache die Krone aufsezzen, als er urplötzlich anfing, Gesichter zu schneiden, als wenn unser Einem Tabaksruch in die Augen geblasen wird. „Was fehlt Dir Kuno, frage ich, wird Dir unwohl?“ „Ach! entgegnete er, sieh Dich nur einmal um.“ Als ich dies that, sah ich einen dicken gerötheten Dualm aufsteigen und: „schwarz röhrete sich der Himmel“, wie der Verfasser von „Kuno, der schöne Jägerbursche“ sagt. „Das

ist der Fackelzug", sprach ich. „Ja, sagte der Mond, das ist der Fackelzug, durch den die Menschen mein sanftes, reines Licht verhöhnen und die alte Sonne, die Du alleweil nicht siehst, sitzt jetzt da unten bei Deinen Antipoden und lacht mich aus und spottet meiner; aber warte! dir wird es morgen nicht besser ergehen*). O, über diese Menschen! und für solche Menschen muß ich scheinen!" So rief schluchzend der Mond, griff nach einer Wolke, wischte sich die Augen damit, wie mit einem Taschentuche und verzog sich kummervoll hinter die Couissen des Himmelsgewölbes. Ich aber dachte darüber nach, was er wohl mit seiner Macht über das Gehirn der Menschen gemeint haben möchte, und ob er wohl sich selbst an Hochgeborene Gehirne wagen dürfe. Da dies zwei Fragen waren, die Vieles pro et contra hatten und solche Fragen mich regelmäßig in eine unauflösliche Verwirrung und demnächst in einen Halbschlummer stürzen, so geschah dies auch heute. Das Schnarchen meiner Gefährten, das jenseitige Einnielen des Fuhrmannes, der träge Schritt der müden Alfergäule, das Mahlen der Räder im Sande, das ewig in gleicher Melodie und bei jeder Umdrehung um seine Axe sich wiederholende Gefreisch des einen saueren Rades, dem meine Phantasie die Worte „Gefühl,

* Am folgenden Tage, den 30. Mai, ward nämlich zu J., einem andern Orte der Begüterung, eine Illumination bei Sonnenschein gesehen.

A. d. S.

rege dich" als Text gab, alles dies vereinigte sich, um mich vollständig in den Schlaf zu bringen. Es war das erstemal in meinem Leben, daß ich auf einem Wagen in Schlaf kam; aber, lieber Leser, denke Dir auch nur die Worte „Gefühl rege dich“ einige tausendmal von einem saueren Rade vor- gesungen und Du wirst mir zugeben, daß man davon zuerst in ein heftiges Kopfweh und dann in einen betäubenden Schlummer verfallen muß.

Plötzlich, durch einen Ruck und ein nachfolgendes Ge- trach und Geprassel erwachte ich; erschrocken blickte ich nach hinten und sah zu meinem größten Erstaunen da, wo früher meine beiden Gefährten harmlos der Ruhe gepflegt hatten, zwei paar Beine in die Luft starren, die alsbald auf die abenteuerlichste Weise zu manövriren anfingen. „Halt, Kutscher, Halt!“ quiekte Fischer. „Halt, Kutscher, Halt!“ brüllte Meier. Die hinteren Nieren ihrer Bank waren ge- rissen, beide waren dem Geseze der Schwere gefolgt und lagen nun da, wie ein paar mediatisirte Fürsten auf dem Wiener Congreß, jeder sich auf Kosten des Andern auf die Beine zu bringen suchend. Fischer suchte und fand einen Stützpunkt an Meier's Glaskopfe, den er in dieser Zeit der Noth nicht mehr respectierte, als eine alte Kegelkugel; Meier legte aber seine breite, butterweiche Hand quer über das scharfe, schneidende Profil von Fischer, als wolle er einen Abklatsch davon machen. Beide wollten sich nun auf Kosten ihres gegenseitigen Stützpunktes heben, — eine nach allen

Regeln der Statik und Dynamik unmögliche Aufgabe; dabei spielten die Beine ihre Rolle als Balancestangen unermüdlich fort und gaben einen richtigen Thermometer der Kraftanstrengung und Barometer des gegenseitigen Drucks ab. Unten sochtet die Arme und Hände ihre Sache aus, oben ganz unabhängig davon, scharmützelten die Beine; bald siegten die leichten Truppen von Fischer's weißen Pantalons, bald wurden sie aus dem Felde geschlagen von den Meier'schen Stolpenstiefeln, als schwerer Cavallerie. Schlachtrufe, Seufzer und Gestöhn ließen sich hören. Seine Behendigkeit half dem kleinen Fischer hier nichts: bleiern, wie ein Alp, lagerten auf ihm Meier's Fleischmassen. Nichts half dem Meier seine Wucht: er konnte sie nicht in die Lage bringen, in welcher sie die Bank wieder nach vorn hätte überkippen müssen, — ob er auch gleich schnaubte wie ein Nordkaper. Der Fuhrmann und ich waren ein paar ganz unparteiische Zuschauer. „Herr, sagte jener und wollte sich eine frische Pfeife stopfen, warum uns drein mengeliren, lassen Sie die beiden allein ihre Sache ausmachen.“ Doch ging dies nicht länger; das Meier'sche Wollblut drohete mit einem Schlagflusse und das Fischer'sche Profil ging seiner allmählichen Auflösung entgegen. Der Fuhrmann musste denn nun die Stolpenstiefeln arretiren und ich fing die weißen Pantalons ein, worauf denn die Beine zuvörderst für sich einen Separat-Frieden abschlossen, dem bald die Arme und Hände nach-

folgten. Wir hoben und schoben so lange, bis das Gleichgewicht hergestellt war; es war ein schwer Stück Arbeit und hat mir einen ungefähren Begriff davon gegeben, wie schwer es sein mag, ein gestörtes politisches Gleichgewicht wieder herzustellen.

Dies letzte Malheur hatte den armen Meier so atta-
quiert, daß er auf meine Frage, ob er am folgenden Tage
mit nach F. wolle, um auch die dort arrangirten Festlichkei-
ten mit anzusehen, sich hoch und theuer verschworen, lieber ei-
nen ganzen Tag nichts zu essen, sondern auf Erbsen zu
kneien, als noch einmal solchen Tollheiten beizuwöhnen, wie
er sich auszudrücken beliebte. Der kleine Fischer aber sagte
„Allermal Dersjenige, welcher!“ Wir trennten uns nach die-
ser Verabredung und ich schlief bald darauf ein mit dersjeni-
gen Frage an die Zukunft, die der Landmann unverdrossen
jeden Abend ihr vorlegt: „Was es wohl morgen für Wetter
sein wird?“

(Der zweite Tag folgt im nächsten Jahrgange.)

Bier neue schöne Lieder aus
diesem Jahr.

Das erste Lied.

GEs giebt einen Baum im Mecklenburger Lande, der im Heiligschein einer hohen, schönen Zeit steht und Angesichts dessen der Mecklenburger alle seine Engherzigkeit schwinden fühlt und seines Deutschthums wieder einmal inne wird. Das ist Körner's Eiche bei Wöbbelin.

Als Lügnow's wilde verwegene Jagd, „die Träger der Idee“ in jener Zeit, wie Jean Paul sie genannt hat, in dem Gefechte bei Rosenberg, zwischen Schwerin und Gadebusch, am 26. August 1813 ihren Tyrtäus, den hochgemutheten Theodor Körner verlor, da begruben sie ihn unter diese Eiche und diese Eiche ist seitdem das Heilighum der schwarzen Schaar. Und ihrer vier von den Schwarzen hatten in einer Weihstunde sich gelobt, das Schwert dessen, der von ihnen ein Opfer fiele dem Schlachtengott, an des gefeierten Sängers Eiche zu hängen. Und von diesen vier traf einen Landsmann von uns, als er einen sich zurückziehenden französischen Adler heftig verfolgte, die feindliche Kugel, wie solches die Gedächtnistafel unter dem Schwerte besagt:

Dies Schwert, von Eisen stark und gut,
 Führte mit eisenfestem Muth
 Gottlieb Schnelle aus Mecklenburger Land,
 Dass Name mit Ehren wird genannt.
 Drei Feldzüge hatt' er wohl vollbracht,
 Da fiel er in einer Helden Schlacht.
 Die geschlagen wurde zur guten Stunde
 Und genannt ist die Schlacht zum schönen Bunde.

Es muß ein ganzer Mann gewesen sein, der Gottlieb Schnelle. Niemann, der Pastor zu Friedland, sagt von ihm, daß er „seinen Freunden unvergesslich durch ungemeine Geistes- und Willenskraft, durch Kühnheit, Umsicht und sittlichen Ernst; wo er waltete, da gehörten ihm bald alle Herzen und freudig folgten ihm alle als dem Mächtigeren.“ Und ein anderer Waffengefährte, Nagel, gestorben 1817 als Gymnasialdirector zu Celle: „Dem Vaterlande ist in ihm ein schöner Stern untergegangen, der einst herrlich geleuchtet hätte. Mit solchen Adlergeistern wuchert die Natur nicht.“

Aber das Schwert war vor einiger Zeit verschwunden — wahrscheinlich zu einem abergläubischen Zwecke entwandt. Dem wiedergefundenen unter angemessener Feier seinen alten Ehrenplatz wieder zu geben, war der Wunsch des Bruders des Verewigten, des Doctors Schnelle auf Buchholz, und der übrigen Familie. Mehrere ehemalige Lützower folgten der Einladung zur Beisitzung dieser Todtenfeier, die am 16. Juni dieses Jahres 1845 in würdiger, einfacher Weise vor sich ging; viele derselben aber waren behindert, dem

Feste beizuwöhnen und unter ihnen auch der als Dichter und Schriftsteller zu Berlin lebende Friedrich Förster. Aber wenn einer von den Entfernten im Geiste gegenwärtig war, so war er es *): er hatte sich würdig vertreten lassen durch den nachstehenden

Nundgesang
der alten Lützower Jäger unter Körner's Eiche bei
Wöbbelin, den 16. Juni 1845.

Noch einmal zog die wilde Jagd zusammen,

Bereit bei Schwert und Lied,

Erwärm't vom Hauch der jugendlichen Flammen,

Die einst das Herz durchglüht.

Wir sammeln heut' uns an geweihter Stelle,

Hier, wo der Sänger ruht;

Hier braus'te seines Lieds empörte Welle,

Hier strömte hin sein Blut.

Und wie wir traulich uns die Hände reichen

An unsers Körner's Grab

Schau'n 32 Jahr' von hohen Eichen

Auf unser Thun herab.

Sagt an, ihr Jäger: wo ist eure Beute?

Und wer von euch hält Wacht?

In unsren Gauen tobt umher bis heute

Reissend Gerhier mit Macht.

*) Er ist auch der Dichter der oben angeführten Inschrift der Gedächtnisplatte.

In großer Galla sitzt mit den Vasallen
 Nobel, der König, da;
 Er spielt und speist die Kleinen nach Gefallen,
 Und spricht: l'état c'est moi.
 Scheinheilig weiß dort Reineke zu schränzen,
 Liegt eifrig im Gebet;
 Und nach des Esels Laute müßt ihr tanzen,
 So lang der Hahn nicht kräht.
 Der Geier weht den Schnabel und die Klauen
 Am Censor-Dintensfaß;
 Das Lamm würgt Isegrimm auf grünen Auen;
 Dann fragt er nach dem Paß.
 Schlimm sieht es aus im heil'gen röm'schen Reiche;
 Ja, das sei Gott gesagt!
 Wir aber, unter Körner's heil'ger Eiche,
 Sind froh und unverzagt.
 Und mögen Papst und Kaiser: Rückwärts! rufen,
 Vorwärts! ist unser Wort;
 Erstiegen sind des Balles erste Stufen
 Und weiter geht es fort.
 So lasst uns freudig Schwert und Becher heben;
 Verzagt, ihr Treuen, nicht!
 Nur Der verdient die Freiheit, wie das Leben,
 Der täglich sie erschafft.

Das zweite Lied.

Die Lügenzeitung meldet aus guter Quelle, daß unsere
 Hof- und sonstigen Räthe in ihrer letzten Conferenz, in wel-
 cher auch die von dem Geiste so gebieterisch geforderten

allgemeinen Jahresversammlungen der deutschen Titularmensen zuerst in Anregung gebracht worden sind, einstimmig beschlossen haben, gehörigen Orts wegen einer auf verfassungsmäßigerem Wege zu erlassenden erneuerten und vervollständigten Rangordnung behufige Anträge zu machen. Es lässt sich nämlich nicht leugnen, dass das Rang- und Titelwesen in unserem so erleuchteten und wohlbestellten Mecklenburg sehr im Argen liegt; nicht etwa aus Mangel an Titeln und Rangklassen, nein! lediglich aus Mangel an tüchtigen quellenmäßigen Forschungen über die Art, wie sich die einzelnen Titel und Rangstufen geschichtlich gebildet und entwickelt haben. Der Mangel an solchen historischen Arbeiten ist der Grund, dass eine unsägliche Verwirrung in unseren Titulaturen und Rangklassen und in Allem, was damit in näherer oder entfernterer Beziehung steht, herrschend geworden ist. Flache Liberale werden uns freilich auslachen, wenn wir behaupten, dass die Stufe, auf welcher das Rang- und Titelwesen in einem Staate steht, den sichersten Maßstab dafür abgibt, wie weit derselbe seine Aufgabe gelöst habe. Aber geht nur hin nach China, da findet Ihr die vollkommenste Ruhe und Ordnung; denn warum? weil China das Rang- und Titelwesen so weit vervollkommen hat, als dies bei der Unvollkommenheit aller menschlichen Dinge nur menschenmöglich ist. Natürlich! Denn was wollen die strebsamen unter den gutgesinnten Untertanen auch weiter als Rang und Titel?! Dennoch können wir uns mit dem erwähnten Antrage, wegen einer er-

neuerten und vervollständigten mecklenburgischen Rangordnung, keinesweges befreunden. Wir gehen auch in dieser Sache aus von der deutschen Einheit: a Jove principium. Wir verstehen darunter aber keine materielle Einheit, wollen also nicht aus Deutschland Einen Staat machen, nein! diese Einheit meinen wir nicht und Deutschlands Landkarte mag nach wie vor aussiehen wie eine Flickendecke; wir verstehen vielmehr darunter eine ideale Einheit. Das höchste Ideal aller guten Deutschen ist aber bekanntlich 1) das Amtsjubiläum und 2) ein möglichst hoher Rang und Titel. Für die gehörige Berücksichtigung der Amtsjubiläen ist schon durch die allen Deutschen angeborne Pietät für das Alte gesorgt und es entwischte ihrer Aufmerksamkeit wohl nur selten ein Jubilar und der dessfallsigen Feier fehlen auch nie die obligaten Allerhöchsten Handschreiben, Ehrenbecher, gestickte Lehnsföhle u. s. w. Was nun zweitens Rang und Titel betrifft, so weiß freilich Tacitus nur von unserem biderben Wesen und von unserer Liebe zum Trunk und Spiel; wahrscheinlich hat aber seine Germania im Staube und Moder der Bibliotheken auch einige Haare lassen müssen, eben so wie man der wirklichen ihr Hoch- und Niederland und den Elsaß vom Leibe gerissen hat und jetzt dabei ist, ihre dermalige Nordmark, Holstein, in das Königreich Dänemark zu entführen, so daß ihr noch am Ende das Herz im Leibe frieren wird. Also wahrscheinlich werden einige Blätter aus Tacitus verloren gegangen sein, denn sonst würden wir schon in ihm von

unserer Titelsucht oder mit anderen Worten von unserer Anlage, die in einem Titel ausgesprochene Anerkennung des Staats vollkommen zu würdigen, und von unserer Sehnsucht nach solchen Anerkennungen lesen. Dieser unserer Titelsucht entspricht sehr schön die Freigebigkeit der deutschen Regierungen hinsichtlich der Titel. Auch die Mannigfaltigkeit unserer Titel ist groß und ich habe mal in den Miscellen eines Journals gelesen, daß wir allein über 100 verschiedenartige Nähe haben. Es fehlt uns in dieser Hinsicht also nichts weiter als Einheit: in Schwaben gilt vielleicht ein Commissions- oder Domainenrath sehr wenig, in Hinterpommern vielleicht ist dieser Titel sehr selten und in hohem Ansehen; das ist ein großer, von allen Gutgestimten längst gefühlter Nebelstand. Diesem Nebelstande läßt sich aber nicht auf dem Wege der Particulargesetzgebung abholzen, vielmehr wird er selbstverständlich durch die Thätigkeit derselben immer größer. Soll es also auch in dieser Hinsicht besser werden, so müssen die deutschen Ständeversammlungen dahin wirken, daß die Landesregierungen durch die deutsche Bundesversammlung eine allgemeine deutsche Rang- und Titelordnung herausgeben lassen. Das ist meine unmaßgebliche und unvorgreifliche Meinung über die Sache.

Doch brauchen darum die einzelnen deutschen Lande in der Rang- und Titelfrage nicht unthätig zu sein, vielmehr kann eine wissenschaftliche Thätigkeit in dieser Hinsicht nur die erspriehlichsten Folgen für die deutschgründliche und all-

seitige Erwägung derselben haben und uns allein festen geschichtlichen Boden für dieselbe gewinnen lassen. Man sege also in jedem deutschen Lande und resp. Ländchen Commissionen nieder mit dem Auftrag: auf historisch-kritischem Wege die einschlägigen Begriffe: hofffähig — wirklicher — geheimer — charakterirter — hoch-, wohl-, edel- &c. &c. &c. geboren — taselfähig u. s. w. zu eruiren. Dieser Commission müßte auch das Recht zustehen, neue Titel in Vorschlag zu bringen. Um anzudeuten, wie viel auch selbst hinsichtlich der Ergänzung unseres Titelwesens noch zu thun ist, will ich hier nur daran erinnern, daß wir in Deutschland noch immer keinen Censur-, Presz-, Missions-, Ausweisungs-, Cabinetsjustiz- &c. Rath haben, obgleich uns diese sehr der Berathung bedürfenden Sachen doch keinesweges abgehen.

So die Sache aufgefaßt, wird ihre endliche Regulirung die würdigste deutsche Nationalarbeit.

Doch ich habe mich schon von meiner Vorliebe für ein nationales deutsches Titelwesen hier zu weit führen lassen. Veranlassung zu dieser Expectoration gab die nachstehende, in der Hamburger Neuen Zeitung vom 18. März 1845 mitgetheilte

Hundegeschichte.

Und endlich kommt der Landtag
Zu einem festen Besluß,
Dass man auch Wege bauen
Und im Stande halten muß.

Der Herzog sendet den Pudel
Mit fürstlichem Rang und Siz,
Die Ritterschaft sendet den Bulldogg,
Die Landschaft ihren Spiz.

Die sollen als Wegcommissäre
Sich Alles genau befehn,
Die Dämme, die Gräben und Brücken,
Landstrassen und Chausseen.

Sie kommen zu Fuß zusammen
Bei einer Frohnerei,
Der Pudel und der Bulldogg,
Der Spiz ist auch dabei.

Doch weil das Wetter so schlecht ist,
Weil's stürmet und regnet zur Zeit,
Da nehmen sie eine Carosse
Zu grösserer Bequemlichkeit.

Der Kutscher hat vorgefahren,
Der Pudel steigt ein,
Und von den andern beiden
Will keiner der Letzte sein.

Der Pudel sitzt gemächlich
Wol auf dem Bordersitz,
Und neben ihn setzt sich zur Seite
Gar eilig der kleine Spiz.

Da bellct grimmig der Bulldogg;
„O Spiz, was macheft Du?
Der nächste Siz nach dem Pudel,
Der kommt ja mir nur zu.“

Der Spiß bleibt ruhig sitzen
Und sieht ihn an und lacht:
„Wo steht denn das geschrieben?
Das ist noch nicht ausgemacht.“
Das kränkt zu sehr den Bulldogg
In seinem rothen Rock,
Er springt voll Wuth aus dem Wagen
Und setzt sich auf den Rock.

Der Bulldogg führet Beschwerde
Und thut es dem Landtag kund:
Er sei von Geburt was Bessres
Als jeder andre Hund.

Ein Landtag wird gehalten:
Da streitet man Tag und Nacht,
Doch ist nach so mancher Sitzung
Noch immer nicht ausgemacht:

Wer haben soll von beiden,
Der Bulldogg oder der Spiß —
Für alle und ewige Zeiten
Im Wagen den Borderspit?

Das dritte Lied.

An dem nun folgenden Gedichte gefällt mir die Ueberschrift nicht. Ich will aber damit gar nicht leugnen, daß der mecklenburgische Bauer noch dem bei weitem größten Theile nach ganz so ist, wie er hier geschildert wird, sondern damit nur sagen, daß man ihn deshalb nicht schelten darf. Jahrhunderte lang dinglich und persönlich unfrei, bloßer

Wirth seines Gutes und seines Leibes nicht mächtig, also ganz der Willkür seines Grund- und Leibherrn hingegeben, — ist es da ein Wunder, wenn er auch bei seinem jetzigen theilweise besseren Zustande mit seinem geistigen Blick noch immer an der Scholle fleht? Und was hättet Ihr sonst noch an unserem Bauer zu tadeln? Ihr sollt mir lange suchen nach einem Menschenschlag von solcher soliden Verständigkeit und solcher gründlichen Gutmuthigkeit. „Aber sein über großes Misstrauen!“ Nun, was das betrifft, so ist der Bauer vernünftiger Weise in der ganzen Christenheit nur das, was er kennt; und dann bedenkt doch, daß man ihn von je an und in allen Dingen übers Ohr gehauen hat: fürwahr er mußte wohl misstrauisch werden, denn das unbedingte Abweisen aller Neuerungen in seinen bestehenden Verhältnissen war sein einziges Rettungsmittel. Aber dies sein Misstrauen schwindet von Tage zu Tage, seitdem man angefangen hat nicht mehr bloß von „Legung“, sondern vielmehr von Hebung der Bauern zu sprechen: der Unterdrückte ist allenthalben misstrauisch, der, an dessen Hebung man arbeitet, allenhalben vertrauend und hingebend. Oder hat der Bauer sich etwa gegen die Bauernversammlungen und gegen die Erbpacht seiner Huſe irgendwo gesträubt?! Wenn also unser Bauer noch nicht das ist, was er sein sollte, so schmähet ihn deshalb nicht, denn er trägt nicht die Schuld davon, sondern seine Grundherren und unter diesen vorzüglich unser Adel. Da sprechen sie, die Herren vom Adel, von ihrem

alten hochberühmten Geschlecht und von den Grossihatten ihrer Vorfahren für Fürst und Vaterland — und doch ist es Gott und aller Welt wissend, wie die Herren Vorfahren nie ein anderes Gesetz anerkannt haben als ihren Willen und ihr Geüst, wie sie das Gaustricht geübt, wie sie immer den Fürsten zu schaffen gemacht, wie sie den Bürger, der mit seinen Kaufmannswaaren friedlich des Weges zog, niedergeworfen und die Bauern „gelegt“ haben; ja gelegt haben sie ihn, wie man den Hengst legt, und ihn seiner männlichen Kraft beraubt, denn sie haben ihre Bauern nicht bloß meist ausgerottet, sondern auch in den übrig gebliebenen das Bewusstsein ihres alten guten Rechts zerstört und ihnen Kraft und Muth gebrochen. Das ist eine alte Schuld unseres Adels und wenn derselbe wirklich Sinn hätte für historisches Recht, so richtete er zur Sühne wiederum Bauern auf; doch was thut unser Adel? Er bespöttelt und verdächtigt die Bauernversammlungen, er lässt seine Landschulen, nicht aus Geiz, nein principiäsig in ihrem schlechten Zustande, kurz: er will den Bauer gerade so, wie er nachstehend geschildert wird.

Dei meklenbörger Buu ut dei olle gaudē Tiet.

Ict bün ein meklenbörger Buu
 En bätten liekau von Nauua,
 Ict lat mi nix verdrreten;
 Ict hew mien Dhaun mit Pierd un Plaug
 Un't leue Beih, daamit genaug!
 Mich brukt ich nich tau waiaten.

Dei Welt, dei hefft sicc umgekehrt,
Und dat is nich den Düwel wieht,
Dat kümmt von't väle Schriewen.
Dat junge Volk watt alstaufbauk
Un siekt tauväл dei Näs' int Baul,
Dat scholl et latein bliewen.

Wer'n lütten Kätechismus weit
Un dat wat in't Gesangbaul sieht,
Hätt nauig geliehrt vör' Läven.
Dei weit Bescheid mit Hül und Hott,
Läwt süss un fredlich, ahn Verdrott,
Un kümmt ock in den Häwen.

Ru schall dei Jung un ock bei Diern
Noch in dei Schaul dat Schriewen liehren;
Wat sünd mi dat vör' Saken?
Dat makt dat Volk man upsternatsch
Will nix miehr dhaun un ward tau staatsch
Un röögts nich miehr bei Knaken.

Wat kümmtet mi politche Kraam,
Datau dei ganze Tiedingsblaam,
Doavan man väl hürt größen?
Wenn buten sicc dei halwe Welt
Mitunner up den Kopp ot stellt
Dat schall mi nir verschöalen.

Laat's jümmer warden wat et wadd!
Frät' icc mi man recht dicc un fatt
Denn bün icc heil taufreden.
Ic gäw mien Stüür as't sicc gehüürt,
Den Papen dat wat em gebührt;
Wat helpt dat väle Reden?

Snacht mi man nir von Dutschheit vor;
 Dat weit jo ein halbwissen Göör
 Kein Dutschland is tau finnen.
 Ok siene Frieheit kenn ik nich
 Dei sitt villicht äm innerlich,
 Ik will's äm nich aßwinnen.

Ik weit nich wat dei Tietgeist is;
 Doch glöw ic't säka un gewis
 Hei is en quatschen Bengel.
 Uns Kösta meint: Dei lät mir stahn,
 Dei hadd' uns bröcht dei Isenbahn
 Un nieje Pumpenschwengel.

Dei gauke Tiet, dat ging' noch mit,
 As wi sacht kunnen Schritt vor Schritt
 Dörch unsre Modder füuren;
 Wi schleken eben dörch den Slamp
 Un läten uns von Rook un Damp
 In unsen Sloap nich stüuren.

Nu geiht dat lustig fuurt: Zuchhe!
 Hals äwer Kopp up dei Schaffee;
 Man kann sic kaum erhalen.
 Ball, glöw ic, sün wi dörch dei Lust
 Grar in den Maan, dat' man so pust.
 Dat schall dei Düwel halen!

Ik sägg juch: lat' dei junge Welt
 As' är beleivt un är geföllt
 Uns ar tum „Fuurtschrift“ driewen.
 Ik denk', wi warden vör dei Hand, —
 Gahn wi man nich in'n Tollverband —
 Noch woll dei Ollen bliewen!

J. J. Bahrdt.

Das vierte Lied.

Und nun geben wir noch ein schönes neues Lied aus des Pastors Seidel zu Berlin Zeitgedichten: Aus der Kirche. Es ist dies eine sehr ergötzliche Schilderung eines alten „Gottswort vom Lande.“ Freilich haben wir noch viele Exemplare von dieser Sorte, aber über ein Kurzes werdet ihr sie nicht mehr sehen, denn der junge Nachwuchs ist keinesweges indolent, sondern strebt mit aller Kraft nach geistlicher Herrschaft und möchte gern den Laien das Seil wieder über die Hörner ziehen. Unsere Landeskirche bietet überhaupt jetzt einen ganz eigenhümlichen Anblick. Durch unbekannte tellurische und siderische Einfüsse ist nun schon seit geraumer Zeit statt des Nöhr'schen und Wegscheider'schen Christenthums die unbedingte Gläubigkeit à la Tholuck und Hengstenberg wieder herrschend geworden, denn die jetzigen Reformbestrebungen der Kötthenschen Lichtfreunde sind noch nicht nach unserer ultima Thule gedrungen oder doch nur von Einzelnen aufgenommen, namentlich vom Pastor Runge zu Woldegk, der aber dieserwegen einem Gerüchte nach gleich ein Colloquium mit dem Strelitzer Consistorium hat bestehen müssen. Die herrschende unbedingte Gläubigkeit hat nun den alten billig denkenden Nationalismus, der fünf gerade sein ließ und unter dessen Krummstab ganz gut wohnen war, total außer Cours gebracht und wer jetzt nicht unbedingt gläubig sein will, dem bleibt nichts anders übrig als unter die Ungläubigen zu gehen, während ein solcher früher auch mit einem

sehr radicalen Nationalismus nichts zu befahren hatte. So haben sich die Gegensätze auf dem religiösen Gebiete jetzt weit schärfer herausgestellt und es giebt nur noch wenige Indifferente, während der früher gäng und gebe Nationalismus eigentlich überhaupt nichts weiter war als Indifferentismus, denn nicht der Ungläubige ist indifferent, sondern der Nationalist, der fünf gerade sein lässt. Dem geistlichen Stande sagt dieser Zustand der scharfen Gegensätze vollkommen zu. Mit ihm haben sie erst wieder einen festen Boden unter den Füßen und ein bestimmtes Ziel: die Priesterherrschaft mit Excommunication und Kirchenbüßen aller Art; Pietismus und Fanatismus finden sich daneben von selbst ein. Man hält schon Kirchenversammlungen unter dem bescheidenen Namen von Predigerconferenzen und der esprit de corps findet sich bereits wieder ein und unsere Geistlichen, die sonst nur am Bäffchen als solche zu erkennen waren und an einem schmalen seidenen Hähnchen und die eben so wie die Staatsdiener in denjenigen Ländern, in welchen die Bureaucratie noch nicht übermächtig ist, sich gewissermaßen geniert fühlten in ihrer Uniform, sie haben jetzt alle wieder sich in den Chorrock gehüllt und das Barett aufgesetzt. So stirbt das alte „Gottswort“ immer mehr aus. Es zerfiel aber dies alte Gottswort in 1) Ackerpastoren; diese betrachteten ihren Acker als die Hauptsache und das Predigtamt als ein auf demselben ruhendes Onus; 2) proceßlustige Pastoren; sie fanden den höchsten Genuss in Rechtsstreitigkeiten mit ihrem Patron, wenn dieselben auch nur Eier und Würste be-

trafen; 3) gelehrte Pastoren, welche für die alten löscha-piernen allgemeinen Literaturzeitungen arbeiteten; 4) die Epifuräer unter den Pastoren; ein solcher nun ist unser

Pfarrer von Grünau.

1. Timoth. 3, 1. *So jemand ein Bischofsamt
begehrst, der begehrst ein kostliches Werk.*

Im Schatten der duftigen Linde

Der Pfarrer von Grünau saß,

Und gebratene junge Hühner

Mit grünen Erbsen aß.

Schön glänzte der damastine Schlafrock,

Und die Mütze, so weiß und fein,

Gab ihm, sah man ihn von Ferne,

Eine Art von Heiligenchein.

Er aß, und sprach bei'm Essen

Gelehrtes so mancherlei.

Der junge beschiedene Walter

Kopfnieigend saß dabei.

Gegen Dunkelmänner und Mystik

Und all' die neue Lehr,

Auch gegen der Weisen Sophistik

Der Alte polterte sehr.

Und als sie satt gegessen,

Kam Kaffee, Taback und Licht;

Da hielt, wie Zeus, aus der Wolke

Der Alte ein strenges Gericht.

Und sprach von schäbigten Bauern,

Von Messkorn und Maßen zu klein,

Von unbezahlten Gebühren

Und Würsten, so hart wie ein Stein.

Und als er genug gesprochen,
Da nahm man Journale zur Hand;
Der Alte die Allgemeine,
Und Walter von Röhr einen Band.

Allmählig sank die Sonne,
Die Glocke hallte durch's Thal;
Es kehrten heim von der Arbeit
Die Schnitter in großer Zahl.

Und als sie genug gelesen,
Da machte Mütterchen Thee;
Sie gingen hinein in die Stube,
Er saß auf dem Kauapee.

Und die Schnitter nebst Weibern und Kindern,
Die gingen allmählig zur Ruh' —
Wohl tausend unsterbliche Seelen —
Und schlossen die Augen zu.

Doch der edle Hirte von Grünau,
Der wachte noch treu für sie,
Mit dem Amtmann, der eben gekommen,
Spielt' er eine kleine Partie.

Und als der Amtmann gegangen,
Da sprach er: „Zu ruhen ist's Zeit;“
Und legt' sich, und las noch im Bette
Homeros, den Troster im Leib.

Und als er sich reichlich erbauet,
Da legt' er sich auf das Ohr,
Und pries den gütigen Schöpfer,
Der ihn zum Pfarrer esfor.

Erasmus Alberus.

Bon Hoffmann von Fallersleben.

Er war in der Wetterau geboren. In seiner kurzen Beschreibung der Wetterau sagt er selbst: „Dies habe ich geschrieben, der Wetterau meinem Vaterlande zu Ehren.“ Er studierte zu Wittenberg und war anfangs ein Anhänger Carlstadt's, um 1520. Als er Luther's Lehre näher kennen lernte, wendete er sich ganz derselben zu, wie er es selbst in seinem Buche „wider die Lehre der Carlstadter“ (1552, 53. geschrieben) berichtet: „Ich war erstlich auch der Meinung, durch den Carlstadt verführt, man müßte kein Bild, auch nicht ein Crucifix haben, bis ich sahe was Dr. Martinus von Bildern schriebe. Da dankte ich Gott um den klaren und rechten Bericht. Denn ich trachtete stets mit Ernst darnach, daß ich rechten Verstand der Religion möcht überkommen. Da mir nun die Wahrheit aus Dr. Martini Büchern so hell ins Herz leuchtet, ließ ich die Carlstadtsche Schwärmerei und Lügen fahren.“ Ferner ebendaselbst: „Ich habe droben gemeldet, daß Carlstadt mich als einen jungen Studiosum der heil. Schrift schier verführt hätte, da er lehret, man solle nur mit einer und nicht mit vier Stam-

men singen, denn gleichwie nur ein Gott wäre, sollte nur eine Stimme sein u. s. w., bis ich merkte, daß er toll und thöricht war. Desgleichen fiel ich auch seiner Schwärmerei von Bildern zu, bis ich Dr. Martini Bücher las, da kommt und wollt ich nicht dem heil. Geist und der öffentlichen Wahrheit widersprechen. Denn irren ist menschlich; aber der erkannten Wahrheit widersprechen, ist teufelisch."

Um's Jahr 1524 war er Schulmeister zu Ursel in der Wetterau. Bald darauf verbreitete er zuerst die evangelische Lehre in dem Ländchen Dreieichen zwischen Hanau und Frankfurt. Er war elf Jahre Pastor zu Sprendlingen und danach noch einige Zeit zu Gözenhain.

Wahrscheinlich begannen um diese Zeit bereits die Verfolgungen, denen seine religiöse Überzeugung und sein Freimuth so oft ausgesetzt waren. Darauf deutet eine Stelle in seiner Schrift „wider die Carlsstadter“: „So böse Buben waren die Schwärmer, daß sie mir, als ich Pastor zu Sprendlingen war, für meine Wohnung ließen und spotteten mein mit meinem Luther, weil ich nicht mit ihnen rafen und toben, die heiligen Sacramente schänden und gute Ordnung verachten wollte.“

Danach ward er vom Churfürsten Joachim II. von Brandenburg zum Hofprediger nach Berlin berufen, bald aber wieder verabschiedet, wahrscheinlich weil er den Hofton nicht zu treffen wußte, denn er mochte wohl beobachten, was ihm Luther riet, als dieser von ihm befragt wurde, wie

er vor dem Fürsten predigen solle. „Alle Deine Predigten, antwortete Luther (Tischreden 1567, Bl. 236 a.), sollen aufs einfältigste sein, und — siehe nicht auf den Fürsten, sondern auf die einfältigen, albern, groben und ungelehrten Leute, welches Tuchs auch der Fürst sein wird.“

Bewundernswert ist, daß Alberus bei solchen Erlebnissen und beinahe immer ohne festen Wohnsitz noch Zeit gewann zu literarischen Arbeiten. So gab er im Jahr 1540 ein deutsches Reimlexikon heraus, das aber zugleich als deutsch-lateinisches Wörterbuch dienen sollte. Es ist dies der erste Versuch, die Reimwörter des deutschen Sprachschatzes zusammenzustellen *).

Da berief ihn der Rath der Neustadt Alt-Brandenburg 1541 zum Pfarrherrn. In diesem neuen Amte ward er nebst einem andern Geistlichen vom Rath der Altstadt beauftragt, eine Kirchenvision vorzunehmen. So untersuchten sie denn auch das dortige Barfüßer-Kloster. Berlin war nämlich damals noch nicht die „Hauptstadt der Intelligenz“ und in der Mark gab es noch Mönche. Alberus war von dem, was er sah und erfahren mußte, dermaßen überrascht, daß er dadurch zu einem eigenen Buche veranlaßt wurde, worin er die noch vorhandenen Gräuel der Möncherei auf-

*) Novum dictionarii genus, in quo ultimis seu terminalibus germanicarum vocum syllabis observatis latina vocabula sese offerunt. Francofurti, Egenolphus 1540. 4. Auf den Bibliotheken in Dresden und in Wolfenbüttel.

deckte. Das Buch erschien schon im folgenden Jahre bei Hans Lust in Wittenberg mit einer Vorrede Luther's, unter dem Titel: „Der Barfüßer Mönche Eulenspiegel und Alcoran.“

In der Ansprache an den christlichen Leser spricht er sich näher darüber aus: „Wir fanden auch Bücher in ihrem Resectorio (es war da keine Bibel), darinnen solche erschreckliche Gotteslästerungen stehen, dergleichen unser keiner nie zuvor gehöret, hatte auch nicht gedacht, daß jemand solch toll, unsinnig und leichtfertig Ding erdenken noch glauben soll. Ich habe aber aus vielen Legenden mehr denn 500 aufgezeichnet und verteuicht, und das meiste Theil gezogen aus einem Buch, welches sie nennen: Librum conformitatum, und ist der Barfüßer Alcoran, schier so dick als eine halbe Bibel, auf das man sehe, was für ein Regiment der Satan unter den Mönchen geführet, und die Klöster nichts denn Mordgruben und Hinnomthale sind.“

Noch in demselben Jahre, als dies Buch erschien, ward Alberus wieder verabschiedet. Der Grund dazu mag wol diesmal hauptsächlich gewesen sein, was Luther in seinen Tischreden (Bl. 386 b.) erzählt: „Es hat neulich ein großer Fürst dem Erasmo Albero Urlaub gegeben, nur darum, daß er hat geschrieben an ihn, es sei nicht recht, daß die armen Pfarrer sollen Schatzung und Steuer geben von ihrem Solde, so sie sonst kein Gewerbe noch Zugänge hätten denn ihren Sold, davon sie nährlich das treuge Brot haben möchten zu

essen, und diesen Sold sollten sie noch verschaffen; aber er mußte darum das Land räumen, und haben ihm die Bürger, da er gewesen, dazu ein Paar Schuhe an die Thür gebunden, und darüber geschrieben: Surge ei ambula (steh auf und wandele)! Hat also mit Schanden müssen davon ziehen als ein Aufrührer. Wollen wir also anfangen a Domo Dei, so sei es Gott geflagt."

Gleich darauf ward er Prediger in seiner Heimath zu Baden unweit Friedberg und erhielt das Jahr danach (1543) unter Luther's Vorsige die theologische Doctorwürde.

Als Kaiser Karl V. um diese Zeit die unter dem Namen Interim bekannte Verordnung gegeben hatte, wie es im deutschen Reiche mit den streitigen Punkten in der Religion gehalten werden soll, protestierten viele Theologen dawider; einer der heftigsten Gegner war unser Alberus. Neberall verfolgt, wendete er sich nach Magdeburg; dort fand er, wie andere gleichgesinnte Geistliche (Amstorf, Gal-
lus, Flacius Illyricus), eine sichere Freistätte. Er hielt sich dort schon seit dem Sommer 1549 auf, oder wol noch früher, und blieb daselbst während der Belagerung, welche die in Acht erklärte Stadt vom Churfürsten Moritz von Sachsen auf kaiserlichen Befehl auszustehen hatte vom 16. September 1550 bis zum 9. November 1551. Unterdessen zog der Churfürst Joachim von Brandenburg die Güter ein, welche „dem Erasmo Albero, welcher sich den Rebellen und Echtern von Magdeburg zugethan und noch alda ist, wegen seines

Weibes Eltern, so in unser neuen Stadt Brandenburg gewohnet, zugefallen.“ *)

Nachdem sich Magdeburg endlich durch Capitulation übergeben hatte, erging es dem Alberus besser als ihm seine Feinde wünschten: der Churfürst Moriz vergaß Alles was Alberus ihm angethan hatte. So meldet der Stadtschreiber Merkell in seinem Bericht von der alten Stadt Magdeburg Belagerung: „Die Aussöhnung der Prädicanten ist auch ohne einige Unmuthung gewilliget und ist keinem kein Leid widerfahren, und obwol Ihr Churfürstl. Gnaden von Dr. Erasmo Albero in öffentlichen und heimlichen Schriften, mit Reimen und Gemälden gröblich angegriffen, so haben doch Ihr Churfürstl. Gnaden deshalb mir Heinrich Merkeln diesen Bescheid selbst im Felde gegeben, wie ich auf Befehl eines ehrbaren Raths für gedachten Dr. intercediret, daß Seine Churfürstl. Gnaden sein Blut nicht begehrten, man sollte ihn aber hinweg schaffen, hätte es zu grob gemacht, daß es billig kein Bauer leiden sollte u. s. w.“

Während seines Magdeburger Aufenthalts gab er 49 Fabeln heraus, die im Jahre 1550 zu Frankfurt erschienen unter dem Titel: „Das Buch von der Tugend und Weisheit.“

Alberus lebte dann einige Zeit in Hamburg und wendete sich darauf nach Lübeck. Hier gerieth er in Streitigkeit

*) Nach Archiv-Nachrichten, mitgetheilt vom Herrn Archivar Lisch in Schwerin.

mit dem Hospitalprediger Morzke. Dieser Geistliche war, wie es scheint, sehr anmaßend, händelsüchtig und unwissend. Er hatte den Alberus auf öffentlicher Kanzel angegriffen, auch noch außerdem gegen ihn geschrieben. Alberus fertigte ihn ab in einem groben Briefe, worin er ihn einen Eselskopf nennet, der nicht einmal declinieren und conjugieren könne (Morzke hatte nämlich exulorum statt exulum geschrieben) u. s. w. Der Rath legte sich ins Mittel, entschied sich für Morzke und wies den Alberus zum Thore hinaus.

Zu Anfangs Octobers 1552 empfahl ihn der Rostocker Professor Pegel dem Herzoge Johann Albrecht dem I. von Mecklenburg zu einer erledigten Pfarrre in Wismar. Am 19. October berief ihn der Herzog zum Prediger in Neu-Brandenburg und Superintendenten des Landes Stargard. Aber auch hier fand er keine Ruhe. Der Rath widersegte sich der Besitznahme der Pfarrre, da ihm seine Lehre verdächtig schien, entzog ihm die Einkünfte der Pfarrre, ja verbot allen Verkehr mit ihm, so daß Alberus nur mit Mühe das Nothdürftigste kaufen konnte und in großer Armut lebte. Hier schrieb er sein letztes Buch, das oft erwähnte: „Wider die Lehre der Carlstadter.“

Am 5. Mai 1553, Morgens 9 Uhr, starb er plötzlich, jedoch mit vollem Bewußtsein, wahrscheinlich in Folge ungewöhnlicher geistiger Anstrengung. Er war am Abend vorher noch völlig wohl gewesen, jedoch um Mitternacht aufgestanden und in den Garten gegangen, wo er „unter dem

Himmel mit gefaltenen Händen auf seinen Knieen bei einer Stunden so heftig den lieben Gott gebeten, daß er ihn aus dieser Verfolgung und Verachtung erlösen wollte, und so bitterlich geweint, als ein Kind, daß man mit Rüthen stäupt.“ *)

Seine Frau brachte ihn zwar wieder zu Bette, er stand aber bald wieder auf, fühlte „speciem apoplexiae“ und sein nahes Ende, und redete und betete viel. Wenige Minuten vor seinem Ende stand er noch vom Stuhl auf, kniete nieder, empfahl „mit hellem Seufzen seinen Geist dem himmlischen Vater“ und gleich darauf verschied er. Am 6. Mai zur Vesperzeit ward er in der Pfarrkirche vor dem Hochaltar begraben. Er hinterließ eine Wittwe und vier Kinder.

Alberus war, wie sein Verwandter Mieralius erzählt, siebenmal seines Amtes entsezt worden, aber es kann ihm nur zur Ehre gereichen, daß er überall furchtlos und ohne Rücksicht die Wahrheit verkündete und lieber ein sicheres Amt und ein sicheres Auskommen aufgab als seiner Überzeugung untreu zu werden sich je entschloß. Er war ein Mann von ganz entschiedener politischer und religiöser Gesinnung und blieb bis an seinen Tod ein treuer und leidenschaftlicher Anhänger der neuen Lehre. In einer Zeit, wo nothwendig Partei ergriffen werden mußte, verachtete er mit Zug und Recht alle Lauen, Flauen, Halben, Parteilosen. Dabei war

D) Dies und das Folgende nach Archiv-Nachrichten, mitgetheilt vom Herrn Archivar Lisch.

er sehr gelehrt und wizig und ward eben dadurch ein sehr gefährlicher Feind des Papst- und Pfaffenthums.

Möge seine Fabel vom Löwen, Bären, Wolf und Fuchse auch heutiges Tages, weil es sehr Noth thut, Beherrzigung finden, auf daß der Fuchse immer weniger und der Bären immer mehr werden!

Holdorf bei Brüsel, 5. Juni 1845.

Hoffmann von Fallersleben.

Die 36. Fabel des Erasmus Alberus.

Von einem Löwen, Bären, Wolf und Fuchs.

Der Löw ein Schloß hatt, das war sterk
Und ward genannt Tyrannenberg.
Das Schloß ward ihm darnach verbrennt,
Dab man die Stätt kaum jeynd kennt,
Doch sind die Funken mächtig fern
Geflogen unter ander Herrn.
Als nun der Löw das Regiment
Noch inn hatt, hat er ausgesendt
Sein Botschaft in das Land umher,
Und unter andern war der Bär
Aus seinem Schloß, hieß Greifenthal,
Berufen in des Löwen Sal.

Der Wolf mit ihm zog also bald,
Der saß nit fern von ihm im Wald;
Dasselbst war er ein reicher Graf,
Hatt mehr denn siebentausend Schaf,
Bierhundert Geiß, und Gäns ohn Zahl,
Sein Schloß das hieß man Würgenthal.

Das Fuchslein macht sich auch herbei,
Dass ihr zu Hauf waren eben drei.
Der Fuchs auch einer vom Adel war
Und hat mit weniger all Jahr
Dann sechthalbhundert Hühner fassin,
Die mussten täglich zu ihm walln
Mit herrlicher Procession.

Der Fuchs empfing die Hühner schon¹⁾
Und zog mit ihn²⁾ in sein Gemach,
Das hieß mit Namen Greifenbach;
Er hatt auch Gäns und Enten genug
Und man ihm täglich mehr zutrug.

Der Bär ein reicher Herzog war,
Dem musst man liefern alle Jahr
Auf Martini des Morgens früh
Neuhundert Esel, tausend Küh
Und darzu viel tausend Schwein,
Dass sie kaum all zu zählen sein.

So wollen wir nun zeigen an,
Was sie beim Löwen han³⁾ gethan.
Sie kamen für des Löwen Haus,
Da schick der Löw einen Knecht hinaus,
Dass er dem Bären sollt sagen an,
Er sollt hinein zum König gahn⁴⁾.

Als er zum Löwen kommt hinein,
Da heißt der Löw ihn willkommen sein,
Und musst mit ihm spazieren der Bär
Allenthalben im Sal umher.

¹⁾ schon, schön. ²⁾ ihn, ihnen. ³⁾ han, haben. ⁴⁾ gahn, gehen.

Da sprach der Löw: mein Bär, sag mir
Dein Meinung, wie gefällt es Dir?

Er sprach: wollt ihr dann wissen wie?

Es sinkt so trefflich übel hic,

In der Spelunken möcht ich nicht

Haushalten, das ist ausgericht⁵⁾.

Da sprach der Löw: wie sagstu, Tropf?

Und nahm ihn flur bei seinem Kopf

Und riß ihn nieder zu der Erden,

Ein heiliger Märtyrer⁶⁾ muß er werden,

Solchs macht den Wolf und Fuchs verzagt.

Bald ward dem Wolf auch angesagt,

Er soll zum Löwen gehn hinein,

Er dacht, das will der Teufel sein!

Als er hinein zum Löwen kam,

Der Löw den Wolf bald mit sich nahm

Und führt ihn im Palast umher.

Der Wolf sah, wie der arme Bär

Dort lag und ander Aas darzu;

Da lag ein Schwein, dort lag ein Kuh,

Hie lag ein Kopf von einem Gaul,

Dort lag ein rauhes Ochsenmaul,

Da lag ein Schwanz, dort lag ein Horn,

Hie lagen lange Eselsohren,

Da lagen Bein, dort lagen Füß —

Der Wolf gedacht: hab dir die Drüs!⁷⁾

Zulezt, da er ihn hatt nun lang

Umhergeführt, da ward ihm bang;

⁵⁾ ausgericht, ausgemacht. ⁶⁾ Märtyrer, Märtyrer. ⁷⁾ hab
dir die Drüs, krieg du die Pestilenz!

Er dacht: was willst⁹⁾ zu ihm sagen,
 Wann er dich wird um Antwort fragen?
 Der Löw fragt ihn, wie's ihm gefiel?
 Dem Wolf gefiel nit wohl das Spiel.
 Er dacht: ich will ihm dennoch geben
 Solch Antwort, daß ich bleib bei Leben.
 Er sprach zu ihm: auf meine Treu
 Sag ich, es ist ein schön Gebäu,
 Und reucht dazu so mächtig wol,
 Das billig ein Löw hie wohnen soll;
 Das sag ich auf das Sterben mein,
 Es geht ein süßes Lüftlin rein
 Vom grünen Wald, o Gott wie gut!
 Das einem sanft⁹⁾ im Herzen thut.

Der Löw gedacht: es hilft dich nicht.
 Er sprach: o feiger Bösewicht!
 Wie kann der Wolf so weidlich¹⁰⁾ lügen,
 Das sich davon die Ballen biegen!
 Drum ich Dich wahrlich strafen muß:
 Wolan, ich leg Dir auf die Bus.
 Da nahm er ihn beim Hals behend
 Und hals ihm zu seins Lebens End.

Der Wolf hat nun auch sein Bescheid.
 Dem armen Fuchs war draufsen leid,
 Doch fand er bald ein seinen Rant,¹¹⁾
 Wie er sich gegen dem Gestank
 Wollt halten und trass dennoch eben,¹²⁾
 Also daß er behielt sein Leben;

9) willst, willst Du. 9) sanft, wohl. 10) weidlich, trefflich.
 11) Rant, List. 12) eben, recht.

Denn als er war beruft hinein
 Und sagen sollst die Meinung sein,
 Da hielt er zu die Nas und sagt:
 Ich werd vom Schnupfen wol geplagt
 Nun länger dann vierzehn Tag,
 Es ist wahrlich ein häßlich Plag,
 Die macht daß ich nichts riechen kann,
 Ich wollt sonst gerne zeigen an
 Mein Meinung, wann der schändlich Schnopf
 Nit so verwüst hätt meinen Kopf.
 Dem Fuchs half also seine List,
 Daß er beim Leben blieben ist.

M o r a l e.

Der Leut findet man jehunder viel,
 Die listig sind und schweigen will
 Und nehmen sich des Schnupfens an,
 Wie dieses Füchslin hat gehan,
 Als ob der Weg der sicher sei,
 Daß man sich häng an kein Partei;
 Denn entweder sie bleibn stumm,
 Oder sprechen: mumm, mumm, mumm, mumm.
 Das sind die Weisen in der Welt,
 Kein Frommer aber von ihn hält.
 Der Bär wird für gerecht erkennt,
 Der hat weiß weiß, schwarz schwarz gemeint.
 Ein frommer Mann die Wahrheit soll
 Verleugnen nimmer, ob er wol
 Darum muß wagen Leib und Leben.

Neinhardiana.

Subscriptionseinladung.

An alle gläubige Seelen dieser Stadt ergeht hiermit die Einladung, sich in meinem neu decorirten Locale zu einem großen Missionszweckessen zu versammeln.

Die Theilnehmer dürfen sich einen reellen Genuss versprechen, namentlich von einer großen Hammelkeule à la Krumm-Macher, mit der bekannten Leo-Tholuck'schen Senfsauce. Beigegeben werden zwei riesenhafte Schüsseln mit langem Kohl, der in Basel gezogen ist.

Vor dem Braten wird ein Lied angestimmt, dessen Text auf den Servietten gedruckt zu finden ist.

Die Teller sind mit den wohlgetroffenen Portraits vieler gänzlich unbekannter Heidenbekehrer geziert.

Auch wird sehr gebeten, einer neuen Sorte von Blätterteig ein christliches Augenmerk zu schenken. Die Blätter dieses Teiges sind mit erbaulichen Stellen aus Tractälein bedruckt.

Die ausgebrachten Gesundheiten werden mit geistlichen Böller-schüssen begleitet, d. h. es werden Kraftstellen aus der Hengstenbergischen Kirchenzeitung verlesen.

Nach dem Braten werden Beiträge eingesammelt. Name des Gebers und Größe der Gabe werden späterhin durch den Druck veröffentlicht werden. Die Seelen mögen indes nicht vergessen, daß wir den Gulden nur zu 31 Schill. nehmen können.

Die übrig gebliebenen Knochen sollen den hiesigen Stadtarmen vorgeworfen werden, und denselben unverwehrt bleiben, sich davon eine Rumford'sche Suppe zu kochen. — —

Nach Tisch große pantomimische Vorstellungen:

- 1) Wie der Heidenbekhrunggeist in einen Schleifischen Leineweber- gesellen hineinfährt, und wie selbiger davon ganz aufgeblasen wird.
- 2) Wie zwei betehrte Hundsrückenindianerjünglinge sich die Augsburg'sche Confuson verhören.
- 3) Die Schäferstunde. Ein Gespräch zwischen der Seele und ihrem Bräutigam, durch einen erweckten Bauchredner aufgeführt.
- 4) Der zum Durchbruch gekommene Robbenfänger. Man achte besonders auf das Minenspiel, wie der Darsteller mit einem Auge unverwandt nach einer Stelle blickt, wo ein Seehund emportau- chen soll, und wie er mit dem andern Auge in den aufgeschla- genen Luther'schen Katechismus hineinsicht, um sich die große Wasserfrage einzustudiren.
- 5) Einige Stücke aus dem Exercier-Reglement für junge Heiden- bekehrer. Das Kreuzschlagen in drei Tempos. Die halbe und ganze Drehung der Augen. Der fromme Hühnerblick. Sentung des Mundwinkels.
- 6) Die Wundermühle. Eine Kinderwindmühle wird hingestellt. Sobald ein Missionsbericht in die Nähe gehalten wird, fangen die Flügel an zu gehn.

Der Unterzeichnete.

Aphorismen zum Lobe der Stutzer.

Gleichwie die Natur am größten ist im Kleinen, und das Mikroskop uns eine ganze Welt von Wundern ausschließt; also ist auch der Stutzer eine Welt voll Kleinigkeiten. Da ist nirgends blinder Zufall, sondern Alles nach Absicht und Plan geordnet: Lücken, Vatermörder,

Handmanschetten, Alles muß den großen Zwecken ihres Schöpfers dienen.

Und gleichwie die Griechen in ihrer herrlichen Sprache für Schmuck und Ordnung und Welt ein Wort haben, das alle drei Begriffe zugleich bedeutet; so sind auch dem Stutzer diese drei Begriffe eins; und sein Huz ist zugleich seine Welt, und er hält sich erst dann für einen ordentlichen Menschen, wenn er Toilette gemacht hat.

Der Stutzer ist aber nicht bloß im Allgemeinen ein Griech und ein von Salben duftender Mann von Athen, sondern im Besondern auch ein Spartaner. Wenn die alten Spartaner sich bemühten, mit wenig Worten viel zu sagen, so gelingt dem Stutzer die weit schwierigere Aufgabe, daß er mit allen Worten gar Nichts sagt. Solchergestalt wird er Philosoph und Denker, und arbeitet sich unverdrossen hin bis zu jenem Puncte, von dem alle wahre Speculation ausgehn muß, nämlich vom Nichts. Er ist ein Socrates mit Handmanschetten und spricht: ich weiß, daß ich nichts weiß. Er ist Hegelianer, und sein ganzes Sein ist äqual Nichtsein. —

Wer mit geringen Mitteln Großes leistet, der verdient unsre Bewunderung. Was dem Grönländer sein Seehund, dem Araber sein Kamel, das ist dem Stutzer sein Spiegel. Der Spiegel ist ihm Alles; sein Rathgeber, sein Freund, sein Vertrauter, sein Beichtvater, seine Justiz-Canzelei, sein Oberappellationsgericht.

In der Sorge für seinen Bart gleicht der Stutzer dem Morgenländer, der da glaubt, daß jedes Haar dieses Männer schmucks von einem Engel bewacht werde. So auch glaubt der Stutzer, daß seine Geliebte, ein wahrer Engel, auf jedes Haar in seinem Bart ihr zärtliches Angenmerk lenke. Weit entfernt aber, in orientalische Weichlichkeit zu versinken, ist und bleibt der Stutzer eine wahre Heldenseele, und weiß die Bähne selbst da, wo's gar nicht nöthig wäre. Das ist nicht Mut, nein das ist verwegene Kühn- und kühne Verwegenheit,

wie wir sie an dem schwedischen zwölften Karl mit Erstaunen und mit Grauen wahrnehmen.

Doch erst wo das Spröde mit dem Zarten, wo Starkes sich und Weiches paarten, da giebt es einen guten Klang. Der heroische Mund des Stuwers, der so gern auf Kriegsfuß lebt, ist zugleich süß und milde wie ein Toß mit Honig.

Seine Rede aber ist noch tiefer als der Ocean, alldieweil gar kein Grund in ihr zu finden ist. Sein Witz ist kein Engländer, der alles Fremde beachselzucht, sondern ein Deutscher, der nach der frommen Weise der Väter nur das Fremde achtet, lieb und werth hält und sich aneignet. Der Witz des Stuwers ist aber nicht blos ein Deutscher, sondern auch kein Füstern, sondern leuchtet mit einem sanften, planetarischen Lichte. Zugleich ist derselbe permanentes Mitglied des Mäßigkeitvereins.

Über den Tabak denkt er wie der Kaiser von China, der ein geschworer Feind dieses infamen Stinkkrauts rothköpfiger Barbaren ist; — und wie Goethe, der Kaiser der neuen Literatur, — und wie Napoleon, der die Raucher für Schweine erklärte.

Wenn besagter Goethe alles Ernstes darauf dringt, daß ein freudender Kopf nicht ins Unendliche und Maahlose schweifen, sondern überall sich weise beschränken solle; so übt der Stuwer dieses Gebot, ohne es zu kennen, und bewahrt sich lebenslänglich jene herrliche Unschuld, die wir die kindliche nennen, und über deren Verlust Paulus nicht genug klagen kann.

Zugleich aber ist der Stuwer auch ein Mann des Fortschritts und der Bewegung, weil er jeder neuen Mode folgt, und weil bekanntlich kein Ding auf Erden mehr ein perpetuum mobile ist, als die Mode. Das Praktische und Reale gilt dem Stuwer mehr als Alles. Die Weisheit gilt ihm mehr als die Weisheit; eine einzige Sophie hat er lieber als sämmtliche Philosophien von Aristoteles bis Hegel; eine

neue Oper setzt er über sämmtliche opera omnia scriptorum; in das Anshaun seiner eignen schönen Hand vertieft er sich mit mehr Andacht, als in Goethe's Faust.

Glücklicher Mensch der Stutzer! Was andern armen Erdensöhnen erst nach jahrelangem Fleiss und mühevolem Streben gelingt, daß er nämlich Freude empfinden lernt an sich selbst; das gelingt dem Stutzer schon beim Beginn seiner Studien und ohne sonderliche Mühe. Wenn aber dies Letztere nicht ein besonderes Kennzeichen im Signalement eines Genies ist, so weiß ich's nicht, und erbitte mir darüber portofreie Aufklärung.

R e d e,

gehalten bei Eröffnung des Dämel-Clubs zu Alten-Karin.

Denn warum?

Wer wagt es zu behaupten, daß die Europäische Menschheit bis an den Wendekreis des Krebses gekommen? daß einem Geheimen Cabinetsrescript zufolge die nächste Generation im Zeichen der Kruste geboren werden soll? Wer getraut sich, den Indicierenbeweis zu führen, daß man damit umgehe, den Meridian des neunzehnten Jahrhunderts über Peking zu legen? — Wer wagt das? — Der trete hervor aus dem Gliede und schweige.

O ihr thörichten Jungfrauen, ihr werdet schwerlich die Zeit erleben, daß der Rostocker Petriturm seinem Collegen in Hamburg einen Besuch abstattet, daß ein Hofsstaat ohne Büdlinke leben und der deutsche Michel nicht mehr spinnen mag. Grämst euch deshalb nicht darüber, was die Uhr sein möge. Und gesetzt auch, es hätte ein Minister der Volksaufklärung sich in einen Nachtwächter verpuppt, und ein Katteler wäre heimlich auf den Thurm geschlichen und hätte den

Stundenweiser auf die große V gestellt und den Verpenditel angehalten. Vergebliches Bemühen! Zuvor müßt ihr den Haushaltungs-Calender von 1788 wieder eingeführt und die Parole des Decenniums vertauscht haben, die eiserne Parole: Kätmeyer, wehr di!

Bei Licht besehen, ist es jedoch keineswegs nötig, majorenné Freiheitsgedanken in Flanell einzupacken; und die Censur ist auf einem argen Holzwege, wenn sie den unsterblichen Genius für einen Ziegenbock ansieht, den sie tündern müsse. Obgleich es auf der andern Seite auch viel Nährendes hat, wenn man alten Knasterbärten beim Schreiben die Hand führt und ihrem inwendigen Hunger doppelte Nationen giebt von jener lieblich sanftem Speise, welche man Möschchen nennt. Auf diese Weise hat ein Hober Rath dafür gesorgt, daß das Volk ewig jung bleibe; denn Jedermann fürchtet die Fussangeln, die rings um den Baum des Erkenntnisses gelegt sind. Und unter den Schwarzköcken sterben so leicht die Leute nicht aus, die in Bückeburg geboren sind und für den Despotismus in Accord arbeiten. Deshalb findet es die literarische Zeitung so sehr in der Ordnung, daß die Censur qua solche jedem geborenen Pappländer ein Freibillet zur ersten Rangloge schenke. O süßer Traum der Knabenjahre! O sehr hoch zu verehrendes Pupillen-Collegium! — Wollt ihr indeß meinen väterlichen Rath hören, so sprech' von dergleichen Dingen nicht an table d'hôte. Man könnte sich leicht gemüßigt finden, euer Amenblement mit schwedischen Gardinen zu complettieren. Denn es ist unter allen Ignoranten eine ausgemachte Sache, daß schon König Pharaos ein Berichtigungs-Bureau gegründet, und daß das Censor-Amt ein Fideicomiss der kaste gewesen. Warum dürfen indeß die Censoren kein Hausratgeschäft treiben? — Warum ist eine uneingeschränkte Censurfreiheit in Deutschland vorhanden für Bistiken-Karten? — Warum hat Basse in Quedlinburg nicht längst ein Buch herausgegeben, betitelt: Der vollständige Rathgeber für Alle, welche sich zu vier Subscriptionsbällen

unterschreiben wollen? — He? — Warum verordnet man nicht Geldstrafen für die, welche den Dativ und Accusativ schlecht behandeln und mit der Regel auszukommen wöhnen, daß man in Monaten, die kein R haben, Mich sagen müsse. Fragt nicht, wie ein Wismarscher Krabbenwagen die steile Höhe habe hinaufkommen können; fragt lieber, seit wann die Dummmheit aufgehört habe, Jürgen zu heißen.

„Meine Herren, es ist angerichtet!“ —

Wenn Dr. David Friedrich Strauß seinen kritischen Schärffinn gegen andre Dinge, als die moderne Theologie gerichtet, z. B. gegen die Idee einer Volksvertretung, gegen die Julirevolution: o ihr Götter! was würden wir erlebt haben! Regierungsräthe würden ihn zum Thee gebeten, Consistorialräthe ihre hochwürdigen Kiefern ihm zum Kuss dargeboten haben. Die Evangelisch-Katholische Kirchenzeitung würde ihr großes Weihrauchfaß geschwungen und sich den Arm aus dem Gelenk gesetzt haben.

Vor Zeiten war die Theologie die gnädige Frau und die Philosophie war die Magd; und die Magd mußte der gnädigen Frau die Strümpfe anziehn, ihr das Haar machen, ihr das Gesicht mit Schön-pflasterchen belegen und die häßlichen Runzeln übermalen. Es geschah aber, daß die Philosophie ein heimliches Einverständniß anknüpfte mit einem jungen Schwertfegergesellen, Nameys Zeitgeist. Weil nun dem jungen Schwertfeger die Concession zur Niederlassung lange Zeit allergnädigst vorenthalten ward, so vermählte er sich heimlich mit seiner Braut und arbeitete eine Reihe von Jahren als Bönhase und erwarb sich viele Kunden, und kaufte sich das Meisterrecht. Nun declarirte er sein Bündniß öffentlich, und nahm auch die Söhne seiner Liebe, die

hellaugigen Knaben, zu sich. — Kürzer gesagt: die Philosophie heißt Katharina, weiland Dienstmagd bei einem protestantischen Pfaffen, und nachher Kaiserin aller Deutschen. —

Abendgebet des Oberstallmeisters Johannes
von Quast.

O Herr, sei gnädig deinem Knecht,
Dem Herrn Oberstallmeister von Quast,
Erbherrn auf Barkow, Bütow und Below!
Thu Du, o Gott, das Deine;
Ich thu das Meine;
Denn ich bin prompt und ordentlich. Amen! —

Meklenburg-Strelitz von 1840—45.

Nur eine gedrängte Uebersicht der wichtigsten zeitgeschichtlichen Ereignisse in unserm Vaterlande vermögen wir für diesmal den Lesern des „meklenburgischen Volksbuches“ mitzuteilen. Wir wollen dieselbe mit dem Schlusse des Jahres 1840 beginnen und bis zur Mitte des Jahres 1845 fortführen.

Ein freudiges Ereigniß, welches zunächst unser hochverehrtes Fürstenhaus betraf, brachte uns vor letzter Monat des Jahres 1840; es war die feierliche Verlobung des Kronprinzen von Dänemark, Friedrich Karl Christian, mit der jüngsten Prinzessin des Hauses, der Herzogin Caroline Charlotte Marie. Eine herzlichere Theilnahme des Volks an dem Geschick seiner Herrscherfamilie haben wir seit der Geburt unsers Erbgroßherzogs nicht gesehen, wie die, welche sich an dem Abend des 4ten Decembers in der Residenz äußerte. Raum hatte sich die gewisse Kunde der Verlobung verbreitet, so war im Nu die ganze Stadt freiwillig erleuchtet und in den Straßen wogte eine froh bewegte Menschenmenge, die sich überall zeigende Herrscherfamilie enthusiastisch umschelnd. Da hörte man keine Bivats auf

Commando der Hohen Polizei, es war der ächte ungekünstelte Ausdruck der Liebe eines sich — in diesem Augenblüte — frei und glücklich fühlenden Volkes! — Wie schön muß es sein, sich als Fürst von seinem Volke geliebt zu wissen und wie leicht ist es, durch eine milde, freundliche Annäherung die Liebe und das Vertrauen des Mecklenburgers zu erwerben!

1841.

Am 4ten Februar erschien eine Publications-Verordnung, betreffend den Beschlüß der deutschen Bundesversammlung vom 3ten December 1840, wegen Abstellung der unter den deutschen Handwerksgesellen statt findenden unerlaubten Bindungen und Missbräuche; und am 8ten März eine Verordnung, betreffend Wilddieberei und Jagdfrevel.

Den 13ten Mai kehrte der Erbgroßherzog Friedrich Wilhelm von einer Reise durch Deutschland und Italien zu dem Kreise seiner Familie wieder heim.

Den 10ten Juni wurde die Vermählung der Herzogin Caroline mit dem Kronprinzen von Dänemark vollzogen. Der König und der Prinz von Preußen, der Großherzog und die Großherzogin von Mecklenburg-Schwerin waren nebst mehreren anderen fürstlichen Personen bei der Feier gegenwärtig. An großartigen Hoffesten, welche in den öffentlichen Blättern in dem bekannten officiösen Style umständlich genug beschrieben wurden, war kein Mangel. Ein allgemeines Volksfest, im eigentlichen Sinne des Wortes, kam aber nicht

zu Stande^{*)}). Wahre Volksfeste gedeihen nur dort, wo sich ein Volk in seiner Gesamtheit als solches fühlt und dazu haben es die lieben Mecklenburger noch immer nicht bringen können!

Den 19ten Juni verließ das neuvermählte Paar die Residenz Neustrelitz, begleitet von den Glückwünschen ihrer Bewohner, welche die liebenswürdige, anspruchslose Prinzessin so recht von Herzen liebten.

Der 12te August vereinte in diesem Jahre mit der Geburtstagsfeier des Landesvaters noch eine andere, ernste Feierlichkeit, die Einweihung der restaurirten Marienkirche in Neubrandenburg. Durch Jahrhunderte hatte dieser ehrwürdige Bau dem Seitensturme, wie den Flammen, welche Tyllis fanatische Horden über Neubrandenburg verbreiteten, Trost geboten; vom Zahn der Zeit arg benagt sah er endlich seinem gänzlichen Verfalls entgegen. Da rettete der würdige Protector jeder Wissenschaft und Kunst, der Großherzog Georg, durch fürstliche Freigebigkeit dies schöne Denkmal deutscher Baukunst vor dem ihm drohenden Untergange. Unter der Leitung des Bauraths Buttel in Neu-

^{*)} Ein Volksfest aus Anlaß der Vermählung einer beliebten Prinzessin ist auch wohl überhaupt nicht denkbar, denn jedes Volksfest findet seinen Anlaß tief im Volksleben selbst und nicht in einer zufälligen Alterhöchsten Vermählung.

(Diese und alle folgenden Anmerkungen zu obliegendem Aufsage fallen dem Herausgeber zur Last.)

strelitz gelang nicht nur die Herstellung des innern Baues vollkommen, sondern es wurde auch ein neuer Thurm, eine Zierde der Stadt, hinzugefügt *). Die Einweihung geschah in Gegenwart des erhabenen Restaurators durch Predigt, Musik und Gesang. Eine von Nah und Fern herbeigeströmte Volksmenge bekundete ihre rege Theilnahme an diesem denkwürdigen Ereignisse.

Den 28ten September trat die Frau Grossherzogin Marie in Begleitung ihrer ältesten Tochter, der Herzogin Louise, eine Reise nach Italien an. Auf Anrathen der Aerzte sollte die schon seit längerer Zeit fräkelnde Prinzessin unter Italiens mildem Himmel Genesung finden; — aber ein Anderes war im Buche des Schicksals verzeichnet.

Den 6ten November feierte der Grossherzog Georg von Mecklenburg-Strelitz den wichtigen Tag an welchem er vor 25 Jahren den Fürstenthron als Nachfolger seines unvergesslichen Vaters, des Grossherzogs Karl, bestieg. Viel des Guten ist in diesem Zeitraume unter seiner Regierung aufgeblüht, und wir dürfen hoffen, daß der Geist des Fortschritts der jetzt so mächtig die Welt bewegt und sich — wenn auch etwas langsam — zur Zeit selbst in Mecklenburg zu regen beginnt, noch Mehreres zur Gestaltung und Reife bringen werde. — Möge der Lebensabend unseres humanen

*) Warum hat denn aber die Stadt Fürstenberg von 1807 bis heut und diesen Tag, also länger als ein Menschenalter, eines eignen Gotteshauses entbehren müssen?!

Fürsten, der die schönen Künste mit jugendlichem Enthusiasmus liebt und fördert, immer heiter sein!

1842.

Tiefe Trauer verbreitete der Anfang dieses verhängnisvollen Jahres über die mecklenburgischen Lande und seine beiden Fürstenhäuser. Am 1sten Februar endete die Herzogin Louise ihr stilles, schönes Leben, fern von der Heimath, in der verwitterten Weltstadt Rom. Sie starb in den Armen ihrer tiefgebeugten Mutter. Am 7ten März nahm das fürstliche Grabgewölbe in Mirow ihre entseelte Hülle auf. In den nachstehenden Worten huldigte der vaterländische Dichter Bahrdt zu Neustrelitz den Manen der holden Verklärten.

Die Maienblume Mecklenburgs.

Blume des Maïen im nordischen Hain,
Blume des Maïen im leuchtenden Schein,
War Dir das Leben zu eisig und kalt?
Liebliche Blume, Du wilstest so bald!

Herrliche Blüthe, Du freundliches Bild,
Strahltest bieneden, voll Anmut, so mild!
Liebliche Blume, vom Himmel gesäet,
Dich bat die Eichel des Todes gemäßt!

Jenseit der Alpen erbleichte Dein Stern
Ach, von der traulichen Heimath so fern
Draf Dich des Todes zerstörende Hand,
Drug Dich hinauf in ein besseres Land.

Dort, wo ein ewiger Frühling Dir läch't,
Ewiger Lichglanz verscheucht die Nacht.
Dort, wo die Rosen des Himmels erglüh'n
Wirst Du als prangende Lilie blüh'n.

Blume des Maien, der Erde entrückt,
Blume, die oft unsre Herzen entzückt,
Theure, Verklärte im himmlischen Hain,
Immer mit Thränen, gedenken wir Dein!

Auch für unsre Schweriner Landsleute ist der 7te März ein Tag der trübsten Erinnerung geworden. Schied doch an diesem Tage ihr allgemein geliebter Paul Friedrich aus einem blühenden Leben von seinem Volke, dessen treuen Sinn er mit voller Liebe zu würdigen wußte.

Am 19ten Mai erschien eine landesherrliche Verordnung, die Besserung und Unterhaltung der Communicationswege betreffend. Die pünktlichste Ausführung derselben wäre unsren lieben Landsleuten wohl recht eindringlich zu empfehlen. Es gab eine Zeit, wo eine Reise durch das Innere Mecklenburgs für ein halsbrechendes Unternehmen gelten konnte, und zwar besonders in den regnichten Spätherbst- und Frühlings-tagen; eine Zeit, in welcher Mecklenburg den Reisenden unwillkürlich an die classischen Moräste des Teutoburger Waldes erinnerte, in welchen Varus mit seinen Legionen stecken blieb. Die Landplage jener bösen Zeit ist vermittelst der Chausseen freilich schon minder fühlbar geworden. Aber unsre

Communicationswege sind hier und da noch in grauslichem Zustande und bedürfen gar sehr einer gründlichen allgemeinen Besserung.

Am 27sten October erschien die Bekanntmachung der Verlobung des Erbgroßherzogs Friedrich Wilhelm mit der Prinzessin Auguste von Großbritannien, ältesten Tochter des Herzogs von Cambridge; und am 21sten December ward von Seiten der Ritter- und Landschaft durch eine Deputation den Allerhöchsten Herrschaften der feierliche Glückwunsch zu diesem frohen Ereignisse abgestattet.

1843.

Den 3ten Mai verließ der Herzog Georg das Vaterhaus, um auf der Universität in Bonn seine Studien zu beginnen.

Den 16ten Mai erschien eine landesherrliche Verordnung, betreffend die Publication der Bundestagsbeschlüsse vom 9ten November 1837 und 22sten April 1841 wegen der zum Schutze der Schriftsteller, Componisten und Künstler gegen den Nachdruck und die unbefugte Aufführung oder Nachbildung ihrer Werke anzuwendenden Grundsätze. Lange genug hat der gesetzlose Zustand gewährt, unter welchem die armen Schöpfer deutscher Geisteswerke seufzten und statt die Früchte ihres Fleisches nach Verdienst zu erndten, sich dieselben diebischer Weise durch die schmugeligen Hände der Hab-

sucht entrissen seien müssten^{*)}). — Möchte nur uns auch bald der Tag erscheinen, wo der Ruf aller wahren deutschen Vaterlandsfreunde nach Freiheit der Presse bei der Bundesversammlung ein geneigtes^{**) Gehör findet. Sie ist die sicherste Schirmerin der Throne; nur sie vermag verjährt Missbräuche aufzudecken, Weisheit und Lüge zu entlarven und die finstere Nacht des Wahns zu erhellen.}

Der 28ste Juni war der Tag der Vermählung des Erbgroßherzogs Friedrich Wilhelm mit der Prinzessin Auguste von Großbritannien.

^{*)} Welche Exclamationen, mein Gutester! So lange die Welt steht, ist keinem Mecklenburg-Strelitzer je etwas nachgedruckt, auch hat wohl nie ein Mecklenburg-Strelitzer Schriftfehlerei oder Nachdruck getrieben. Dessenungeachtet hätte die Strelitzsche Regierung die gedachten Verordnungen wohl etwas eher publiciren können, denn es ist gegen allen regiminel- len Aufstand, mit solchen läblichen Bundesgesetzen lange hinterm Berge zu halten, aber die Bücherverbote des Bundes so bald als möglich zu veröffentlichen.

^{**) Geneigt wird der Bundestag in seiner jetzigen Zusammensetzung der Pressefreiheit wohl nie werden, und wenn er sie einmal decretiren sollte, so wird dies aus ganz anderen Gründen geschehen als aus Neigung. Wenn aber Mecklenburg uns in Sachen der Presse zunächst nur so viel Spielraum ließe, als es bundesverfassungsmäßig darf; doch das thut weder Schwerin noch Strelitz, denn auch aus letzterem habe ich über unerträglichen Preszwang klagen hören. Das Großherzogthum Mecklenburg-Strelitz ist sehr klein und es geht in diesem sehr kleinen Staate höchst patriarchalisch zu — mithin ist die Freiheit der Presse daselbst nicht wohl möglich.}

Den 20sten Juli erfolgte der feierliche Einzug der Neuvermählten in Neustrelitz unter dem Jubel und Hurrah der von allen Seiten zusammengeströmten Volksmenge. Die ganze Landstraße von Fürstenberg bis zur Residenz war an jedem nur irgend passenden Orte mit Ehrenbogen und Blumengewinden geschmückt, selbst die Schlagbäume der Chausseen trugen überall festliche Gewänder. Die sonst etwas schmückige Altstadt hatte sich mit Leibreiz überladen; auch die dort zahlreiche Jüdenschaft hatte — versteht sich separatim — einen stattlichen Ehrenbogen aufgeführt. Bewillkommungsreden, Gedichte, Hofeconcerne, Bälle, Theater, Land- und Wasserfeuerwerk, kurz es fehlte keins von allen Erfordernissen bei solchen hohen Festen.

Den 8ten November ward in diesem Jahre der Landtag in Sternberg eröffnet und am 8ten December geschlossen. Die Propositionen enthielten, außer der gewöhnlichen Landes-Contribution, den Beiträgen des Landes zur Unterhaltung des Bundes-Contigents u. s. w., die Uebertragung zu den Kosten der Bundesfestungen *), auch die fernere Berathung über eine angemessene Gesetzgebung zur Aufhülfе des städtischen Ackerbaues, vermittlest Separation der städtischen Län-

*) Die strelitzischen Stände haben in dieser Beziehung nachgegeben und eine Abfindungssumme aus den Säcken der, wie sie sagen, von ihnen Vertretenen bewilligt. Die schwerinschen haben sich aber zu nichts verstanden, finden vielmehr diese Bewilligung der strelitzischen Stände unionswidrig.

dereien und Feldmarken *). Die Stände äußerten dagegen das Bedenken: Es mögte die Separation, abgesehen von den Ackerbesitzern, zu deren Vortheil dieselbe unbezweifelt gereichen würde, für andere Classen von Stadtbewohnern und somit für die Commune überhaupt überwiegende Nachtheile herbeiführen; worauf die Fortsetzung der Verhandlungen über diese wichtige Angelegenheit bis zu einer weiteren Prüfung ausgesetzt werden müsste.

1844.

Wir erwähnen bei der Geburtstagsfeier der hochverehrten Frau Grossherzogin Marie, den 21sten Januar, dankbar der großen Wohlthat, welche Sie durch die Begründung einer Kleinkinder-Bewahr-Anstalt, nach dem Vorschlage des Superintendenz Kämpfer, unter der Benennung „Louisenstiftung“ der Residenz gewährte. Die Einrichtung derselben ist musterhaft und erleichtert der armen, arbeitenden Volksklasse die oft schwere Sorge für die Aufsicht und Wartung

*) Scheiterte lediglich an dem Starrsinn unserer Stabilen. „Nützlich“, sagten sie, „sei die Separation wohl, aber durch dieselbe werde eine Änderung von Verhältnissen bezweckt, deren jetziger Bestand in den Anfängen des städtischen Besens wurzeln und deren Umgestaltung zu Zuständen führen könne, die außer aller Berechnung lägen.“ Das ist eine classische Stelle für den sogenannten historischen Sinn unserer Stabilen. Diese Leutchen scheinen unter Bevollkommnung eine allmäßige Versteinerung zu verstehen. Das alte: es bleibt halter Alles beim Alten, wäre ihre passendste Devise.

ihrer Kleinen, deren Verkümmерung und Verwilderung durch diese Unstalt kräftig entgegengearbeitet wird *).

Den 3ten April erschien eine Verordnung, die Bedachung neuer städtischer Scheunen betreffend. Bei den in den letzten Jahren öfter vorgekommenen Scheunenbränden, ist dieser Punct der Gesetzgebung gewiß als ein wichtiger zu betrachten. Wir bemerken bei dieser Gelegenheit, daß der Töpfermeister und Ofenfabrikant Lange in Neustrelitz, — der Erfinder eines luftdichten Ofenverschlusses, den Versuch angestellt hat, eine möglichst wohlfeile und dauernde Bedachung herzustellen **). Es wäre zu wünschen, daß dieser Versuch von Sachverständigen einer Beachtung zur gründlichen Prüfung desselben werth gehalten würde.

Den 6ten Mai trafen der Kronprinz und die Kronprinzessin von Dänemark zum Besuch bei dem hiesigen Hofe ein. Nach einigen Tagen reiste der Kronprinz wieder ab. Die Kronprinzessin aber blieb in Neustrelitz, um später in Begleitung Ihrer Mutter die Bäder in Pyrmont zu besuchen.

Den 26ten Juni verließen der Erbgroßherzog und die Erbgroßherzogin die Residenz, um eine Reise auf längere Zeit nach England zu machen.

Den 14ten November ward der Landtag in Malchim durch den Landtags-Commissarius, Regierungsrath v. Bern-

* Auch in Friedland besteht unter Direction der Gräfin Philippine von Schwerin eine Kleinkinderschule.

**) Eine neue Abart von der Dorn'schen? Oder wie sonst?

storff, eröffnet; und es kamen folgende landesherrliche Vorschläge zur Berathung:

I. Die gewöhnliche Landescontribution vom 1sten Juli 1844.

II. Die Beiträge des Landes zur Unterhaltung des Bundes-Contingents.

III. Die weiteren Beschlüsse in Betreff der Bewilligung von Landeshülfen für Chaussee-Bauten betreffend,

so haben die letzteren durch die bisher zu deren Förderung ergriffenen Maßregeln einen so raschen Fortgang gehabt, daß die 100 Chaussee-Meilen, für welche die Landeshülfe bis jetzt überhaupt nur bewilligt ist, sehr bald vollendet sein werden. Durch solche schnelle Vermehrung der Chausseen und die dadurch innerhalb weniger Jahre vernochwendigte Auszahlung der für jene 100 Chausseemeilen bewilligten Landeshülfen, sind indessen die zu solchen Zwecken in dem hiesigen Herzogthume bestimmten Mittel in solchem Maße in Anspruch genommen, daß S. K. H. der Großherzog sich, zu Ihrem Bedauern, nicht im Stande sehen, Ihren getreuen Ständen eine fernere gemeinschaftliche Uebertragung der etwa weiter zu bewilligenden Landeshülfen zum Chausseebau von Seiten beider Landesantheile vorzuschlagen, indem die Rücksicht auf den Stand der zur Gewährung solcher Landeshülfen bestimmten Central-Steuer-Kasse ein lang-

sames Vorschreiten mit etwaigen ferneren Bewilligungen und Auszahlungen solcher Landeshilfe gebietet, während grade jetzt die Chaussee-Bauten im Mecklenburg-Schwerinschen Landesantheile großen Aufschwung nehmen und sich jedenfalls binnen wenig Jahren ansehnlich vermehren werden. Da aber, wenn auch die meisten Hauptstraßen im diesseitigen Landesantheile bereits chaussirt sind, noch mehrere Straßen übrig bleiben, deren Chauffirung theils schon jetzt wünschenswerth erscheint, theils sich in der Folge als wünschenswerth herausstellen kann, so zweifeln S. R. H. nicht, daß Ihre treuen Stände bereit sein werden, nach Vollendung der erwähnten 100 Chausseemeilen noch fernerhin Unterstützung von gemeinnützigen Chaussee-Bauten aus Landesmitteln einzutreten zu lassen, und schlagen zu dem Ende vor, daß dafür keine bestimmte Meilenzahl festgesetzt und bestimmte Strafenzüge für jetzt nicht bezeichnet werden, sondern für jeden einzelnen vorkommenden Fall nach vorgängiger desfallsiger Verhandlung und Prüfung eine angemessene Bewilligung aus der Central-Steuer-Casse gemacht werde *).

*) Von den hundert Meilen, welche für beide Landestheile bewilligt waren, hatte Mecklenburg-Strelitz so viele für sich zu gewinnen gewußt, daß es von einer Fortsetzung der Chausseumon allerdings wenig Vortheil gehabt haben würde. Mecklenburg-Strelitz braucht nämlich einstweilen nur noch Chausseen von Neubrandenburg nach Penzlin, von Neustrelitz nach Waren, von Strelitz über Wesenberg nach Mirow und von Mirow eine Chaussee über den Bipperow'schen Erddamm nach Röbel und eine andere nach Wittstock und endlich im Fürstenthum

IV. Die Erlassung eines Expropriationsgesetzes in Bezug auf Eisenbahnanslagen.

Es haben S. K. H. durch die Seitens mehrerer in den königl. preuß. Staaten zusammengetretener Vereine beabsichtigte Zustandekommen einer Eisenbahn von Berlin nach Stralsund, wobei von einer Seite die Richtung über Neustrelitz und Neubrandenburg, von der andern Seite dagegen mit Umgebung des diesseitigen Landesgebiets eine Verbindung mit der Berlin-Stettiner Eisenbahn gewünscht wird. Sich veranlaßt gefunden, zur thunlichsten Beseitigung der Hindernisse, welche der Wahl der dem diesseitigen Interesse offenbar mehr entsprechenden ersten Alternative entgegen stehen möchten, vorläufig auf die Feststellung gesetzlicher Bestimmungen über die im Falle des Zustandekommens jener Eisenbahn erforderlich werdenden Expropriationen Bedacht zu nehmen, zu welchem Ende den getreuen Ständen ein darauf gerichteter Gesetzentwurf zur Abgabe ihrer Erklärung vorgelegt werden wird *).

Nazeburg eine Chaussee von Schönberg nach Grevesmühlen. Die Länge aller dieser Chausseelinien, so weit sie auf freilichem Territorium laufen, beträgt aber im Ganzen nur höchstens sechs Meilen. Es möchte aber auch bald eine Neu-Strelitz-Prenzlauer Chaussee nöthig werden.

*) Der Herr Verf. dieses Artikels würde uns sehr verpflichtet haben, wenn er hier etwas Näheres über den jetzigen Stand des Stralsund-Strelitz-Berliner Eisenbahuprojects beigebracht hätte. Das kleine Mecklenburg-Strelitz wird die Sache wohl eben nicht mit Geld zwingen können; wenn es aber, trotz der Union mit Mecklenburg-Schwerin, in

Der Schluß des Landtags-Abschiedes vom 13ten Decbr. 1844 lautet folgendermaßen:

Ad Caput III. Die weiteren Beschlüsse in Bezug auf die Bewilligung von Landeshülfen für Chausseebauten betreffend, so haben S. R. H. mit Befriedigung aus der Erklärung der getreuen Stände ihr Einverständniß mit Allerhöchst Ihrer Proposition ersehen, in Folge dessen Sie Sich vorbehalten, wenn demnächst ein Bedürfniß zu gemeinnützigen Chausseebauten sich herausstellt, wegen Unterstützung solcher Anlagen aus Landesmitteln besondere Verhandlungen einzuleiten zu lassen.

Ad Caput IV. Die Erlassung eines Expropriationsgesetzes in Bezug auf Eisenbahnanlagen betreffend, so haben S. R. H. die von den getreuen Ständen in Vorschlag gebrachten Modificationen des Ihnen vorgelegten Gesetzentwurfs zweckmäßig gefunden und werden solche bei der demnächstigen Publication dieses Gesetzes berücksichtigen lassen.

1845.

Der erste Monat d. J. brachte der Großherzoglichen Familie wie dem Lande eine herbe Trauerbotschaft. Die den Zollverein trate, so möchte Preußen leicht der streitischen Linie der Stralsund-Berliner Eisenbahn den Vorzug geben, und eine Eisenbahn von Güstrow über Waren nach Neustrelitz würde dann auch so lange nicht auf sich warten lassen, so wie wir Schwerinschen dann auch wohl bald in den Zollverein nachfolgen würden.

Frau Erbgroßherzogin Auguste ward in London von einem Prinzen entbunden, der aber wenige Stunden nach seiner Geburt schon wieder sein irdisches Dasein endete. Seine Hülle ruht in der fürstlichen Familiengruft in Mirow.

Den 16ten Mai, am Freitag nach Pfingsten, wurde in Verbindung mit dem alljährigen Gesangfeste der mek. strel. Volkschullehrer ein Fest gefeiert, dessen Ursprung und Bedeutung recht eigentlich in das innerste Leben des Volks eingreift; es war das 25jährige Jubiläum des Schullehrexeminars in Mirow. Die Gründung dieses segenbringenden Instituts, aus dessen Mitte seit einem Vierteljahrhundert so manche wackre Bildner der Volksjugend hervorgegangen sind, verdankt das Land dem Großherzog Georg, wie dessen treuen Berather, dem verewigten Staatsminister von Derzen, der sich ganz besonders eine gründliche Verbesserung des Schulwesens und der Jugendbildung — als Urquelle des Volkswohls — zur Lebensaufgabe mache. Beide haben sich durch diese ihre Schöpfung ein Denkmal geschaffen, was zu den kommenden Geschlechtern dauernder und lebendiger als Erz und Marmor sprechen wird. Die eigentliche Feier war kurz und würdig. Sie wurde durch einen Choralgesang eingeleitet, welchem die gehaltreichen Reden des Superintendenten Kämpfer und des Seminar-Vorstehers Prof. Gerling folgten. Die Aufführung eines von einem früheren Zöglinge des Seminars der hohen Bedeutung des Tages gewidmeten Gedichts, in Musik gesetzt von dem

jetzigen Musiklehrer der Anstalt, Mießner, beschloß die erhebende Feier, welche gewiß noch lange in der Erinnerung aller Theilnehmenden fortleben wird.

In gedrängter Kürze sei hier der ersten Entstehung des meistens strel. Schullehrer-Gesangvereins gedacht. — Dieser Verein — klein in seinem Entstehen, kräftig erstaikt in der Folgezeit — ging ursprünglich hervor durch den freien Entschluß derjenigen Landschullehrer, welche in dem Seminar zu Mirow vorbereitet waren. Der als Küster nach Rödlin versetzte Seminarzögling H. Niesthahl — gegenwärtig Lehrer an der Mädchen Schule in Neustrelitz — unternahm Ostern 1834 aus reiner Liebe zur guten Sache und im Vertrauen auf die Theilnahme seiner früheren Mitschüler, das schwierige Werk der Bildung eines Vereins, welchem er als Director bis zum 22ten Mai 1839 mit regem Eifer vorstand. Die drei ersten Versammlungen waren in Rödlin, die vierte in Hohenzieritz, wo ein Gesetzentwurf des Schullehrers Schulz in Broda von den Vereinsmitgliedern die Bestätigung erhielt. Die späteren Gesangfeste fanden bis zur Reform des Vereins in Strelitz und Stargard statt. Im Jahre 1839 schien jedoch derselbe wegen Mangel an Theilnahme und an pecuniären Mitteln seiner Auflösung nahe zu sein, denn es hatten sich zu der Versammlung in Stargard nur noch 25 Mitglieder eingefunden.

Unter diesen trüben Aussichten in die Zukunft eines so gemeinnützigen Instituts, übernahm der Kammerherr C. von

Derken die Direction desselben und veranlaßte durch seinen Antrag das Landes-Conistorium, sich unmittelbar an den Großherzog zu wenden, dessen bekannte Huld dem Vereine die hinreichende Unterstützung gewährte zur Herbeischaffung der nothwendigsten Musikalien und Gesangwerke, wie zur Sicherung seiner ferneren Fortdauer. Durch diesen Akt einer wahrhaft landesväterlichen Fürsorge wurde das sinkende Institut gestützt und erweitert. Im Jahre 1842 erschienen die neuen Statuten des Vereins, durch welche alle Domianial-Landschullehrer nebst den in Großherzoglichen Diensten stehenden städtischen Elementarlehrern, den noch nicht angestellten Seminaristen und den Zöglingen des Mirower Seminars zum Beitritt verpflichtet sind. Auch haben dieselben eine jährliche General-Versammlung der wirklichen und Ehrenmitglieder um Pfingsten, so wie die Geschäftsführung und Eintheilung des Vereins in acht Uebungszirkel angeordnet.

Aus vollem Herzen sei hier noch der Wunsch ausgesprochen, daß dieser Gesangverein, welcher von Seiten eines edlen Fürsten und der hohen Landesbehörden so großmuthige Unterstützung findet, durch ein reges Fortstreben sich dieser Unterstützung immer würdiger machen werde*).

Für die Verbesserung des Schulwesens ist überhaupt in Mecklenburg-Strelitz im Laufe der Zeit Vieles geschehen.

*) Wir wollen hiermit auch für Mecklenburg-Schwerin solche obligate Schul Lehrer-Gesangvereine empfohlen haben. Dieselben würden nach mehreren Seiten hin außerordentlich wohlthätig wirken.

Besonders hat man sich von dem großen Nutzen der Realschulen und dem mächtigen Einfluß derselben auf das Volksleben hinreichend überzeugt. Aus dieser Ueberzeugung ist denn auch der Beschuß der Landesregierung hervorgegangen, das Gymnasium in Rostburg aufzuheben und statt dessen eine Realschule in Schönberg zu errichten. Aus der Neustrelitzer Realschule sind schon tüchtige Jöblinge hervorgegangen und die öffentlichen naturwissenschaftlichen Vorträge des bei derselben angestellten kenntnissreichen Lehrers der Physik und Chemie, Noloff, finden unter allen Ständen rege und eifrige Theilnehmer. — Auch die Errichtung von Gewerbe- und Sonntagschulen für Handwerkslehrlinge, in den Städten Neustrelitz, Stargard und Wesenberg, befördert ebenfalls eine höhere Ausbildung unter der gewerbetreibenden Volksclasse und ist ganz dazu geeignet, mit der Zeit, den Geist des alten Schleidrians aus unsren Werkstätten zu verbannen und ein allgemeines industrielles Vorwärtsstreben hervorzurufen.

Im Laufe des Juni d. J. kehrten der Erbgroßherzog und die Erbgroßherzogin, nach einer fast jährigen Abwesenheit, von London wieder zur Residenz zurück.

Zur Beförderung der Kirchlichkeit, besonders unter den Dienstboten, erschien eine Verordnung, welche in der Stadtkirche zu Neustrelitz die Wiederherstellung des Nachmittags-Gottesdienstes bestimmt; zugleich wurde auch das

sonst nicht übliche Schließen der Kaufläden zur selben Zeit
polizeilich angeordnet.

* * *

Werfen wir nun noch einen Blick auf die industriellen Fortschritte, welche die neueste Zeit in Mecklenburg-Strelitz hervorbrachte, so müssen wir es uns aufrichtig gestehen, daß — mit etwaiger Ausnahme des Ackerbaues — uns in dieser Hinsicht noch gar Vieles zu wünschen übrig bleibt. Sollte, was wir hoffen, die projectirte Berlin-Schweriner Eisenbahn unser Land berührend zu Stande kommen, so würden die nächsten Früchte derselben — Leben und Bewegung — gewiß auch bei uns sichtbar werden. Unser Binnenhandel leidet theils durch die lästigen Zölle im Lande *), theils durch die ungeheure Konkurrenz, welche von den Schaaren der reisenden, fremden Kaufleute in allen Handelszweigen hervorgerufen wird. Die Getreideausfuhr hat durch die Wasserverbindung der Havel mit der Elde einen neuen Weg

*) Von der landesvergleichsmäßigen gemeinschädlichen Handelsfiscer leidet Mecklenburg-Strelitz weniger, da dieselbe daselbst meistens nicht unmittelbar, sondern als Fiesteuer wahrgenommen wird, wie dies in einigen Fällen auch in Mecklenburg-Schwerin (z. B. bei allen Sortimentsbuchhändlern) geschieht. Trog dem gehört auch in Mecklenburg-Strelitz das Steuer- und Zollwesen in seinem jetzigen Zustande zu den allseitig als solchen anerkannten Landescalamitäten. Man scheint aber jetzt endlich ernstlich an eine Reform unseres Steuer- und Zollwesens gehen zu wollen, und die für dieselbe ernannten ständischen Deputirten werden wohl nächstens endlich einberufen werden.

gefunden und wird gegenwärtig vom Zierker See bei Neustrelitz aus, mit Fahrzeugen von 18—20 Lasten Ladung, recht lebhaft betrieben. Das diessjährige Ausfuhrquantum beträgt nach unbestimmten Angaben circa 6—800 Last. Überdies ist noch der Transport von Holz, Brettern, Steinen u. s. w. und die Einfuhr von Colonial-Waaren, Weinen u. s. w. auf diesem Wege nicht ganz unbedeutend. Durch den Neubau einer Stau-Schleuse in der sogenannten Haulen Havel soll der Wasserstand des Canals erhöhet und die Kahnfahrt erleichtert werden. Die im Entstehen begriffene Steinkalkbrennerei bei Zierke, so wie der beabsichtigte Bau einer Dampf-Mahlmühle in Neustrelitz sind längst gewünschte Gegenstände, welche ganz geeignet sind, dem Handel nach außen einen grösseren Wirkungskreis zu verschaffen.

Es ist eine Zeit der aufgeregtesten Bewegung im kirchlichen *), wissenschaftlichen **), politischen ***), kommer-

*) Ja wohl! Hat man doch den Pastor Runge zu Woldegk als Köthen'schen Lichfreund vor das Neustrelitzer Consistorium geladen und neuerdings fleissig im Missionswesen gearbeitet.

**) Wie können Sie nur so boshafst sticheln auf die wissenschaftliche Sturm- und Drangperiode unserer Landesuniversität!

***) Ah, versteh'e! Das soll auf die Allerhöchsten Orts abbestellte Neubrandenburger Adresse an Hecker und Ilystein gehen. Oder meinen Sie etwa die stargardischen Ritter ohne Furcht und Tadel? Ja, gegen Die gehalten, soll unser schwärischer eingeborner Adel ausschauen wie das farbloseste juste milieu.

ziellen *) und gewerblichen **) Leben hereingebrochen, deren Einfluß sich auch unser liebes Mecklenburg nicht entziehen kann und wird. Möge diese hochwichtige Zeit unser Volk thatkräftig und gerüstet finden, um ihre Segnungen auszubeuten und verständig genug um das Licht der Finsterniß vorzuziehen, damit es sich gegen jeden Vorwurf eines trägen Stillstandes und einer geistigen Schlafsucht bewahre! — Mit diesem redlich gemeinten Wunsche schließen wir unsern diesjährigen Aufsatz für Mecklenburgs „Volksbuch“.

*) Mecklenburg-Strelitzer Handels- und Schifffahrtsvertrag mit England!

**) Die Strelitzer Fashionables lassen nur in Berlin arbeiten.

Anecdote.

Wir soll der Teufel holen, wenn's nicht wahr ist, — sagte der sehr wohlhabende Schustermeister L. in Schwerin zu seinem Jugendgespielen, dem Herrn H. Aber, alter Freund, entgegnete dieser, er holt Euch wahhaftig nicht, wenn Ihr so sprecht, sündemal der Teufel hoffentlich richtig deutsch spricht und Euch also nicht verstehen wird. Ach, das ist all ein Thun; wenn man man Credit hat, so verstehen Einen alle Leute. Par exemple: wenn Sie unserem Rothschild schreiben: Schicken Sie mir mal 100 Stück Louis'd'or — so schreibt der Jude Sie wieder: Bedauere sehr, aber habe augenblicklich nicht so viel in Cassa; und wenn ich denselben Augenblick zu ihm gehe und sage: Geben Sie mich mal 100 Pfistetten, so sagt er: Wollen Sie auch mehr haben, Herr L. —

Bauernregel.

Der Landdrost von X., erster Beamter zu Z., hatte von der grossherzoglichen Kammer den Auftrag bekommen, bei gewissen Zahlungen, welche die Bauern an das Amt zu leisten hatten, auf gütlichem Wege eine andere Zahlungsart einzuführen. Der Herr Landdrost haranguirte nun seine Bauern und setzte ihnen klar und bündig auseinander, daß sie bei der neuen Zahlungsart nur gewinnen könnten. Die Bauern ließen sich auch auf eine Widerlegung seiner schönen

Gründe gar nicht ein, sondern wiederholten nur immer ihre Bitte, daß man es doch lieber beim Alten belassen möge. Da sagte der erschöpfte Landdrost ganz wehmüthig: Aber, lieben Leute, Ihr wißt ja doch, daß das Amt nur Euer Bestes will. Ach ja, Herr Landdrost, ja; äwe sehn's, wir wolln uns' häten Best giern fulben behollen. —

Der Sohn eines schlichten Landmüllers war bei einem Böttcher Krämer in der Stadt in die Lehre gegeben. Der Junge cultivirte sich und der schöne Traum seiner Lehrjahre war endlich in Erfüllung gegangen: er hatte sich durch sein glattes Gesicht und durch seine famose Snade zum Handlungsspielenden emporgeschwungen. Er reiste für Hinz, Kunz et Comp. in Nürnberg und machte in Nippes oder Nippeschen, welches Spielzeug, beiläufig gesagt, den besten Beweis giebt für den kindlichen Sinn unserer Damen und eine Emancipation derselben eben nicht wahrscheinlich macht. Sein Geschäft führte unsern Helden auch in das heimathliche Mecklenburg und eine Ebbe in seiner Privateasse in das väterliche Haus. Die alten Leute wirthschafteten im Garten und fuhren, nachdem sie den vornehmen Herrn Sohn und seinen massenhaften Siegelring und seine schöne Sammetweste und was er sonst noch von Nippeschen an sich trug, geziemend bewundert hatten, in ihren Beschäftigungen fort. Die Mutter bat ihn, ihr die neben ihm liegende Harke zu reichen, aber er kannte angeblich diesen für Rechen gebrauchten Ausdruck nicht mehr, trat jedoch unglücklicher Weise selbigen Augenblicks so auf dieselbe, daß ihm ihr Stiel die Nase breit und blutig schlug. Da brach das mecklenburgische Idiom wieder durch und er schrie heulend: Dei verfluchte Haar!, dei!

Der Rittergutsbesitzer N. N. auf N. N. in der Gegend von Rostock ist ein sehr eifriges und wohlredendes Mitglied der inneren und äusseren Mission und spielt überhaupt mit vielem Anstand und vielem Behagen den Trommen. Dieser ehrenwerthe Herr hat auf seinem Gute auch eine Branntweinbrennerei, deren Vächter daneben Krugwirthschaft treibt. Diesem seinen Krüger hat der Ritter es nun contractlich zur Pflicht gemacht, eine für seinen Betrieb unverhältnismässig große Quantität Branntwein aus seiner Brennerei zu entnehmen. Der Krüger wendet nun natürlich alle Arten von Mitteln an, um seinen Branntwein wieder an den Mann zu bringen, und der Gutsherr, der einem glaubwürdigen Gerüchte nach nächstens den Titel eines Geheimen Missionsraths erhalten wird, hat so das Vergnügen, seine getreuen Hintersassen alle Tage selig zu sehen.

Friedrich Franz I. malte freilich fleissig Wappen und legte auch zu Zeiten seine Orden an, gab aber bei Anderen und im Allgemeinen wenig auf solche Kreuze und Sterne und ließ sich selbst bei Gelegenheit seines Regierungssubläums, die nach Ansicht aller Ordenslustigen in jeder Hinsicht dazu sehr passend war, nicht zur Stiftung eines Hausordens bewegen, obgleich man ihm vielfach vorstellte, daß durch einen solchen bedeutende Ersparungen gemacht werden könnten, sinnemal ein Orden wohlfeiler als goldene Dosen u. dergl. Friedrich Franz äußerte diese seine Ansicht von den Orden einmal auf eine sehr entschiedene Weise, als er den außerordentlichen Gesandten einer großen Macht an seiner Tafel hatte, der, obgleich man von ihm wußte, daß er der deutschen Sprache vollkommen mächtig, dennoch versicherte, nur Französisch parliren zu können. Die Conversation wurde demgemäß Französisch gepflogen; aber der Grossherzog warf denn

zuweisen, zu den übrigen gewendet, deutsche Brocken dazwischen, die dem Herrn Ambassadeur aber so wenig mundeten, daß er schon nach dem ersten Gange den Grossherzog bitten mußte, ihm wegen unzähllichen Unwohlseins das Verlassen der Tafel zu gestatten. Diese Brocken mußten aber auch allerdings für den Betroffenen, der über und über mit Orden bedeckt war, unverdaulich sein. Da hieß es: Aber habt Ihr se einen Kerl so beblecht gesehen, wie unsern Herrn Kannitverstahn? Ihr glaubt doch nicht, daß unser Mann da alle diese Verdienstorden verdient hat? Nein, nun stift' ich mein Lebstag' keinen Orden! u. s. w. u. s. w. —

Ein Landpfarrer zeigt einem trunksüchtigen Bauer das Saufen im Lichte des Evangeliums und der Bauer, scheinbar gerührt, sagt am Ende: Herr Pastor, ich kann't daun' un ich kann't of laten. Unser Pastor, höchst erfreut darüber, daß der Bauer noch das Gefühl hat, sich in dieser Hinsicht beherrschen zu können, hofft das Beste, hört aber bald, daß der Bauer jetzt stärker sauge denn je. Der Pastor macht ihm Vorwürfe darüber, daß er sich dem schändlichen Gesöff, welches er doch nach seiner eignen Behauptung sehr wohl lassen könne, wieder ergeben habe. Ja, sagt der Bauer, Sri hebb' mi man nich recht vestahn. Ich kann't daun', dat soll heißen: ich kann't betalen, und ich kann't laten: ich hew en tüchtigen Bus, worin ic laten kann. —

In einigen Gegenden unseres Landes legt der Prediger beim sogenannten Kindereramen auch wohl den erwachsenen Gemeindegliedern Fragen vor. So fragt ein Pastor einen alten Mann: Wie heißt das siebente Gebot? Da der Harthörige nicht antwortet, so ruunt dem hierüber verwunderten Fragesteller der Küster ins Ohr: Herr Pastor, he is kein Mölla miea.

Der selige Präpositus Berg aus Bießtow bei Rostock ließ sich durch einen eingeborenen Bauer knecht seiner Gemeinde nach Warnemünde fahren, um ein auf der dortigen Rhede liegendes Kriegsschiff in Augenschein zu nehmen. Unterwegs erzählt der Präpositus dem Knecht von dem großen Schiff, welches sie sehen würden. O, sagt der Knecht, sönn Schipp bew ist all oft sehn. Wo willst Du denn Kriegsschiffe gesehen haben, fragt der Präpositus. O, tau Portsmaut, as dat Regiment, wua ich bi was, utchippt wurr. Präp.: Wie kamst Du aber dorthin? Knecht: Dat was, as wi van Duebeck kamen; doa in Canada hew ich lang stahn; da wiern val Indis; dei legen doa so upp dei Strat brüm; dat was oll bedreigsch Volk; sei harren of goa nich so'n Klüa as vi. Präp.: Aber, mein Gott, wie kamst Du denn dorthin? Knecht: Von Gibraltar, wo dat so häßlich heit is; nicks as Stein und Felsen; stöben dehr dat doa gruglich un Alpen wieren doa of. Präp.: Na, und wie kamst Du nach Gibraltar? Knecht: Dat was gliest na dei Schlacht bi Waterloo, doa stunn ic unna dei Braunschweiga, bi dei gefömi dat äwe nich un doa ging ic na den Engelsmann. Präp.: Wie bist Du aber unter die Braunschweiger gerathen? Knecht (kratzt sich hinter den Ohren und greint): Ich sleep hiea weg: ic woll kein Soldat waren. —

Als unser mecklenburgisches Contingent unter Napoleon's Scharen mit nach Russland zog, sollten sie eines Tages auch vom Kaiser gemustert werden. Der Commandirende, General Fallois, rüst in Verzweiflung aus: Kreuz-Bomben-Dommerwetter, wie wird das morgen werden, wenn die Leute vive l'empereur schreien sollen. Da half ihm der Lieutenant, jetzige Major Tarnow, aus der Noth. Künne, sagt er, gi kennt doch en oll Wief? „Ja, Herr Lieutenant.“ Unn'n oll Lamp? „Ja woll.“ Unn'n oll Pipen-Rüa? „Ja.“ Na,

denn raupt mal: Wief-Lamp-Rüa! Dies geschah und die Sache ging herrlich, und wie die Soldaten vor dem Kaiser aus vollem Halse ihr Wief-Lamp-Rüa riefen, berührte derselbe sein weltbekanntes Hütchen und sagte: salu, salu! Wat fähr hei? flüsterte ein Soldat seinem Nebenmann zu: "O, hei wummet sic!, dat wi französch künnen, hei sehr jo: hü, hü!"

Bei einer Reparatur an der Doberaner Kirche findet man in einer Kapelle hinter dem Getäfel ein Ei. Der alte Cantor bewundert mit den Arbeitern die Leichtigkeit des Eis und zeigt es dem Großherzog Friedrich Franz I., der gerade in der Kirche anwesend ist. Der Großherzog betrachtet das Ei sehr genau und lange und rath am Ende dem Cantor, dies Ei zu seinen übrigen Reliquien zu legen, denn dies sei das richtige Ei, welches von dem Hahn gelegt sei, welcher gefräht habe, als Petrus unsern Herrn verleugnet.

Baron N. N., ein angehender rationeller Landwirth, der eben von Liebig's Agriculturchemie aufgestanden ist, geht ins Freie und trifft auf seinen Feldnachbar, einen anerkannt tüchtigen, aber rein empirischen Landwirth. Der Baron spricht mit ihm von der Wissenschaft der Landwirtschaft und fragt, was er von den Fortschritten in derselben halte. Der alte Practicus erwiedert ihm: Herr Baron, mien ganz Wissenschaft bestieht in zwei Würen. "Nun, wie heißt denn diese Zauberformel, wenn man fragen darf?" Schiet un fliet. —

Meklenburgische Sprüchwörter:

Dat geiht nich annes, segt dei Jung, un fiedelt uppen Stock.
Hei bimm't den Lüning (Sperling) an. (Er mault.)

Ga henn un giw dei Katt en bätten Heu — sagt der Bauer, wenn er einen lästigen Dritten entfernen will. —

Des Adels Kleiderordnung*).

(Von G. W.)

Noth und Schwarz, die beiden Farben,
 Haben Unglück viel gebracht,
 Und am grün bezogenen Tische
 Manchen Menschen arm gemacht;
 Auch gar manchen Demagogen
 Brachten sie in Kerkerhaft; —
 Jetzt im Mecklenburger Lande,
 Kämpft für sie die Ritterschaft.
 Roth, wie hart gefott'ne Krebsen,
 Ist das Kleid des Adels hier;
 Mit dem schwarzen sammten Kragen
 Bildet seine Landsstands-Zier.
 Dieses Kleid zu conserviren
 Trog des Fortschritts Theorie,
 Es für sich zu reserviren
 Kämpft die Aristocratie. —
 Läßt die stolzen Edlen denken,
 Das zum Manne macht das Kleid:
 Läßt sich doch nicht rückwärts lenken
 Der erwachte Geist der Zeit!
 Diesen Geist recht zu verstehen,
 Ihn bei uns zu führen ein,
 Möge dies das siele Streben
 Der nicht rothen Landständer sein! —

*) Dieses ist freilich keine Anekdote, sondern ein unpolitisches Lied. Aber wo in aller Welt sollt ich anders mit demselben hin, da die vier schönen neuen Lieder aus diesem Jahr bei seinem Eingange schon gedruckt waren.

D. H.

Unsre Verfassung.

Gott regiert die Welt unbeschränkt, denn sie ist seine Schöpfung; aber ein Volk darf sich nicht von einem unumschränkten Fürsten beherrschen lassen, denn das Fürstenthum ist eine Schöpfung des Volks und der Fürst selbst ist seines gleichen, ist ein Mensch wie jeder Volksgenosse auch, und gäbe sich das Volk ihm unbedingt zu eigen — : es hätte mit seiner Freiheit seine Ehre verloren, gleich dem Sklaven. Das ist die sittliche Nothwendigkeit der Verfassung. Der Fürst darf also nicht die Allgewalt des Selbstherrschers aller Reus sen oder des türkischen Sultans haben, denn das verdächtigt Fürst und Volk; das Volk verliert seine Selbstachtung und der kräftige Fürst wird wie Friedrich der Große zuletzt voll tiefern Ekels ausrufen: ich bin es müde über Sklaven zu herrschen. Die Form nun, durch welche sich der Einzelwille des Fürsten und der Gesammtwille des Volks ausgleichen und zusammen das Allerhöchste im Staat, das Gesetz hervorbringen, ist die Verfassung.

Bevor wir nun insbesondere unsere mecklenburgische Verfassung näher betrachten, müssen wir uns zunächst die Frage beantworten, ob wir auch eine Verfassung haben? Diese

Frage wird Vielen sehr überflüssig vorkommen, da jeder Mecklenburger doch wenigstens weiß, daß wir allherbstlich einen Landtag haben, da ferner auch alle allgemeine Landesgesetze es durch die Formeln: „nach verfassungsmäßiger Berathung mit Unseren getreuen Ständen,“ oder „auf Antrag Unserer getreuen Stände,“ oder „im Einverständnisse mit Unserer getreuen Ritter- und Landschaft“ bestimmt aussprechen und anerkennen, daß die Machtvollkommenheit unserer Fürsten eine beschränkte ist. Und doch kann man mit eben demselben Rechte sagen: Mecklenburg hat keine Verfassung, denn die eine Hälfte von Mecklenburg hat in der That durchaus keine solche Schutzwehr gegen die Willkür des Herrschers, da nur allein die Inhaber der ritterschaftlichen Güter und die landtagsfähigen Städte sich landständischer Rechte erfreuen.

So sehen wir denn das ganze Domanium beider Großherzogthümer mit den Fürstenthümer Schwerin und Ratzeburg, so wie alle in den Städten wohnenden der Stadtjurisdiction nicht unterworfenen sogenannten Ermitteln ohne alle Vertretung und ohne alle Theilnahme an der Gesetzgebung und in Beziehung auf sie ist Mecklenburg also keine beschränkte, sondern eine unumschränkte Monarchie, denn für sie werden die Gesetze lediglich und allein vom Fürsten gegeben und zwar „bester Gelegenheit und Willkür nach“, wie es im Landesvergleich ausdrücklich heißt.

Die Domainen werden nämlich so angesehen als ein gutsherrliches, privatrechtliches Besitzthum an Land und

Leuten, zu welcher Landesherrlichkeit über den eigentlichen Patrimonialstaat dann erst noch die Landeshoheit über die nicht im Besitz des Regenten befindlichen freien Städte und Güter erworben ist. Nun heißt es weiter: ja, auf seinem Grund und Boden, also in seinen Domainen, kann der Regent nicht beschränkt sein; auch mag er überhaupt machen, was er will, aber will er etwas anordnen für uns, die freien Städte und die Ritterschaft und für unsere Grundherrschaften und Hintersassen, so muß er uns fragen. Dies ist die alte landständische Verfassung, wie sie sich nach Unterdrückung der gemeinen Freiheit gebildet hat und die sich in ihrer ungeschwächten Kraft und Reinheit nur noch in Mecklenburg erhalten hat; nach ihr übt der Fürst eine volle Gewalt nur über seine eigenen Hintersassen aus und alle Macht über die sonstigen Theile des Staatsgebiets überkommt er nur durch einzelne Verträge mit den Landständen.

Wenn nun auch keinesweges gelehnt werden soll, daß die domaniale Hälfte des mecklenburger Landes (von seinen 280 D.-Meilen nehmen die landesherrlichen Domainen 130 ein) durchaus nicht despottisch und tyrannisch, sondern milde und gerecht behandelt wird, so wird sie doch eben immer nur behandelt, aber handelt und spricht nicht selbst mit bei' den Beschlüssen, die über ihr Wohl und Weh gefasst werden, da ihnen die politische Handlungsfähigkeit fehlt, welche allein der Bürger des Verfassungsstaats haben kann. Will also die Landesherrschaft in den Domainen, z. B., ein neues

Steueredict, wie sie noch neulich gethan hat, einführen oder den Preis des Regiesalzes erhöhen, oder beliebt sie eine neue Sporteltare — so ist dies Alles sofort vollgültiges Gesetz, weil eben in den Domainen zu einem Gesetz nichts weiter als der ausgesprochene Wille der Landesherrschaft erforderlich ist. So herrscht also in halb Mecklenburg die absolute Regierungsform und wenn wir auf der einen Seite anerkannt haben, daß sie nicht gemisbraucht wird, so dürfen wir es auf der andern Seite auch wohl herzlich bedauern, daß nur die eine Hälfte aller Mecklenburger des „Segens“ unserer Verfassung, die ja Fürst und Stände bei jeder Gelegenheit als das „schönste Kleinod“ Mecklenburgs preisen, theilhaftig wird. Von selbst versteht es sich jedoch dabei, daß der Fürst auch hier seine contractlichen Rechte und Verpflichtungen anerkennen muß und keine Ordonnanz erlassen kann, nach welcher ihm z. B. alle seine Pächter fortan 20% mehr zahlen müßten — vielmehr muß der Fürst allen seinen Unterthanen und also auch den Domaniaseingesessenen jeder Zeit zu Recht stehen*).

*) Freilich muß der Landesherr sich erst einen Procurator bestellt haben, da vor solcher Bestellung die Gerichte nichts in der Sache erlassen dürfen. Durch diese Bedingung wird das Klagerrecht gegen den Landesherrn aber durchaus illusorisch. Denn erfolgt die Bestimmung des Procurators auf wiederholtes desfallsiges bitten nicht, so bleibt nichts Anderes übrig als die Landstände und endschließlich den Bundestag um seine Intervention zu bitten. Auf diesem langen Wege kann man leicht ermüden. Unsere Stände, welche sich immer so viel darauf

Wie ist nun aber die Verfassung der anderen Hälfte, des beschränkt monarchischen Mecklenburgs beschaffen? Sie hat alle die Mängel und Fehler der alten landständischen Verfassungen, welche kurz darin bestehen, daß hier nicht wie in Staaten mit repräsentativer Verfassung gewählte Vertreter des gesammten Volks das Gesetzgebungsrecht nach seinem ganzen Umfange mit dem Landesherrn theilen, sondern daß ein bestimmter Besitz oder ein bestimmtes Amt jemand zum die Interessen seiner Corporation vertretenden Landstand machen, diese Landstände aber bei der Gesetzgebung im Allgemeinen nur eine berathende und nur da, wo ihre besonderen Privilegien zur Frage stehen, eine entscheidende Stimme haben. Bei einer solchen Verfassung giebt es also kein Volk als politisches Ganze, sondern nur einzelne, sich um einander nicht bekümmерnde Corporationen, mit denen der Fürst, so gut es gehen will, Verträge zu schließen sucht, die man denn Gesetze zu nennen beliebt.

Außer diesen Unzulänglichkeiten jeder landständischen Verfassung stoßen wir aber noch bei der unsrigen gleich auf einen Uebelstand, der sich zwar bei dieser Art von Verfassung allenthalben findet, aber doch nirgends in einem so hohen zu Gute thun, daß sie kräftigst für gleiche Handhabung der Justiz sorgen, sollten also doch in dieser Beziehung wenigstens Das zu erreichen suchen, daß die Gerichte die Klage gegen den Landesherrn annehmen müßten, wenn bescheinigt würde, daß bereits um Bestellung eines Procurators gebeten sei.

Grade wie bei uns. Dieser Nebestand liegt in dem Mißverhältniß der politischen Macht beider Stände, der Ritterschaft und der Städte oder der Landschaft. Die Städte, die Hauptstätte der Bildung und des Gewerbelebens, müßten ihrer Bedeutsamkeit nach den ersten und hauptsächlichsten Stand bilden, aber sowohl in Mecklenburg als in allen Staaten, in welchen die Verfassung noch lediglich auf dem Feudalwesen ruht, stehen dieselben, d. h. die Landstädte, also mit Ausnahme der Seestädte (oder vielmehr da Wismar noch immer nicht wieder im Besitz seiner Landstandshaft ist, mit Ausnahme von Rostock) machtlos im Hintergrunde und die Ritterschaft bildet dem Namen und der That nach den ersten Stand. Zahlen beweisen am besten: wir haben in Mecklenburg - Schwerin nur 37 landtagsfähige Städte, aber weit über 500 landtagsfähige Gutsbesitzer. Da nun die Stimme jedes Rittergutsbesitzers, und hätte er auch nur eine Huße Landes, gerade so viel wiegt wie die Stimme einer ganzen Stadt, so ist es handgreiflich, daß bei der jetzigen Zusammensetzung unserer Ständeversammlung, da in ihr auf jede städtische Stimme ungefähr vierzehn ritterschaftliche kommen, von einer verhältnismäßigen Vertretung der Städte gar nicht die Rede sein kann, vielmehr die ganze ständische Macht in den Händen der Ritterschaft liegt.

Mecklenburg hat so von je an an der Aristokratie seiner großen Grundbesitzer stark gelegen. Die Ritterschaft war immer bei uns obenauf und ihre stets siegreckrönten Kämpfe

mit der Landesherrschaft einer- und mit den Städten anderseits bilden den rothen Faden in dem Gewebe unserer Geschichte. Früher siegte sie in ihren Fehden durch die Faust, später in ihren Prozessen durch Geld und gleichgesinnte Freunde und jetzt ist schon das Herkommen mächtig genug, ihre beanspruchten Vorrechte zu schützen. Aus der Ritterschaft werden die Landräthe genommen; die Ritterschaft herrscht vor im engern Ausschuss der Stände und im Landtagedirectorium; sie hat den gleichberechtigten Städten die Landesfürster fast ganz genommen; ihr Handel, Wandel und Gewerbe (nämlich das Branntweinbrennen, ein Gewerbe, welches jetzt so viele Gutsbesitzer außerhalb Mecklenburg hochherziger Weise aufgeben) sind frei von Steuer und Zoll; ihre Güter frei von Einquartirung und Verpflegung des Militairs; für ihre Lehne leisten sie, seit das Schießpulver allgemein in Gebrauch gekommen, keine Kriegsdienste mehr, sondern nur die mehr als Lust denn als Last angesehenen Ehrendienste am Hoflager des Fürsten; die Ritterschaft des Stifts, jegigen Fürstenthums Schwerin hat sie sich längst einzubreiten gewusst, während die Stiftsstädte noch immer im unumstränkt monarchischen Mecklenburg liegen und ihre lange schon beabsichtigte Einverleibung in das Corps der Landstädte noch immer nicht hat vor sich gehen wollen; selbst die heimgefallenen Lehngüter nicht einzuziehen, sondern an getreue „Landespatrioten“, was auf gut Deutsch so viel heißen will als: nicht begüterte adelige Inhaber hoher Militair- und Civilchargen, wieder zu

verleihen, hat ihr die Landesherrschaft so halb und halb versprechen müssen; erwirbt die letztere, was ihr denn doch nach wie vor „unbenommen“ sein soll, ritterschaftliche Güter, nämlich läufig und nicht als heimgefallene Leben, so müssen diese zum Besten der Ritterschaft alle öffentlichen Lasten und Abgaben der im Privatbesitz befindlichen ritterschaftlichen Güter mittragen u. s. w. u. s. w., denn es lässt sich diese Aufzählung noch bedeutend verlängern, was aber sehr überflüssig wäre, da Jeder schon aus alter Tradition weiß, wie sehr unsere hochmögenden Rittergutsbesitzer von denen aller übrigen deutschen Lande beneidet werden.

Innerhalb dieser mächtigen Corporation prätendiert aber die Geburtskasse des sogenannten eingeborenen Adels noch wieder besondere sehr wichtige Vorrechte und diese Prätensionen haben den Anlaß zu den für uns höchst wichtigen „ritterschaftlichen Differenzen“ gegeben, welche seit dem Landtage von 1838 wie ein reinigender frischer Hauch durch den stagnirenden Sumpf unsres öffentlichen Lebens dahin fahren. Der Adel aber wird dies Spiel verlieren wegen seines Mangels an wahren historischen Sinn und wegen seiner gänzlichen Unkenntniß der Gegenwart und ihrer Forderungen. Es ist dies nicht zu viel gesagt; man sehe nur, wie sich unsere adeligen Hochtorys noch immer wie die alten Reichsbarone, freilich en miniature, geben, und wie sie es ganz ignoriren, daß sie als Adlige nichts sind, sondern alle ihre politische Wichtigkeit einzig von dem Gutsbesitzerthum entlehnen und

man wird sich eben so sehr wundern als betrüben über die unheilbaren Vorurtheile dieser Geburtskaste.

Auch in Mecklenburg strebte der niedere landsässige Adel (wir haben nämlich nur niederen Adel, denn es kommt hierbei auf den Titel: Graf oder Baron nicht an) nicht bloß dahin „ein landständliches Eigenthumrecht über ihre leibeigenen Gutsunterthanen und deren innehabendes Ackerwerk und Gehöfte“ an sich zu reißen, sondern sie suchten auch die übrigen Volksklassen von Erwerbung der freien Rittergüter auszuschließen, und, wo sie dies nicht durchsetzen konnten, suchten sie doch in ihrem Neid den bürgerlichen Gutsbesitzer alle diejenigen Rechte abzusprechen, welche ein Gut zu einem kleinen Territorium und den Gutsbesitzer zu einem Inhaber von Hoheitsrechten machen, welche der Staat in seiner Schwäche bisher noch den Rittergütern gelassen hat. Es wäre nun freilich das größte Glück für Mecklenburg, wenn alle unsere Rittergüter ihre Hoheitsrechte verlören und aus kleinen Territorien zu bloßen Landgütern ohne Justiz- und Polizeigewalt, ohne Patronatrecht und ohne persönliche Landstandshaft des Besitzers umgeschaffen würden, weil damit der Staat erst zu seinem vollen Recht käme, — aber daß diese nothwendige Degradirung der Rittergüter mit ihren jetzigen Territorialrechten zu bloßen Landgütern nur bei den von den Bürgerlichen besessenen Rittergütern vorgenommen werde, dürfen so wenig die bürgerlichen Gutsbesitzer, als wir Nebrigen zugeben.

So weit will nun auch der Adel jetzt keineswegs mehr geben, aber er will doch, abgesehen von dem Rechte der Wählbarkeit zu Landräthen, welches durch allerlei Moyens vom Adel in den Landesvergleich hineingebracht ist, noch immer bloß seine Töchter als Conventualinnen der sogenannten Landeskloster eingeschrieben wissen, meint allein zu den Provisor- und Hauptmannstellen bei denselben wählbar zu sein und allein mit den Städten die Verhandlungen über die Klostersachen leiten zu dürfen. Früher beanspruchte der Adel auch noch die ausschließliche Wählbarkeit zu Amtsdeputirten und zu ritterschaftlichen Deputirten in den engeren Ausschuss und hat von diesen unbegründeten Annahmungen die letzte erst auf dem Landtage von 1843 nolens volens fahren lassen.

Wir haben vorstehend immer schlechtweg von adligen Gutsbesitzern gesprochen. Dies ist unrichtig, denn auch unsere adligen Gutsbesitzer zerfallen wieder in zwei Classen. Wir haben nämlich in Mecklenburg-Schwerin 292 adlige Gutsbesitzer, aber von diesen gehören nur 216 zum sogenannten eingebornten Adel und 76 zum neugebackenen oder eingewanderten, welcher letztere aber an sich die Annahmungen des Eingebornten nichttheilt und also mit den Bürgerlichen stimmen würde, wenn nicht für ihn für Geld und gute Worte eine Ausnahme unter die Eingeborenen möglich wäre.

Eingeborne nennen sich nun diejenigen, deren Vorfahren die Landesversammlungen von 1572 mit unterschrieben haben und diese agnosciren oder anerkennen denn auch diejenigen, deren

Vorfahren bereits 100 Jahre mit einem Gute angesessen, auf ihren Antrag ebenfalls als Eingeborne und recipieren oder nehmen auf zu solchen nach ihrem Belieben diejenigen, welche sich erbieten, 1500 Rthlr. an die Landeskloster zu zahlen oder diejenigen, welche sich Verdienste erworben, d. h., welche die Herrschaft des Adels haben erweitern helfen.

Die bürgerlichen Gutsbesitzer aber und auch die Landesherrschaft in dem Rescripte vom 7. März 1789 behaupten dagegen, daß „eingeborner und recipirter Adel“ nichts anders sagen wolle, als dies, daß zu solchem gehöre einmal derjenige, dessen Vater schon, ehe jener geboren ward, zu den adeligen Mitgliedern der Ritterschaft gehört habe, und zweitens derjenige Adlige, der durch Ableistung des Lehn- oder Hemigialeides unter die mecklenburgische Ritterschaft aufgenommen sei. Die Landesherrschaft hat nun freilich diese ihre frühere richtige Ansicht völlig wieder aufgegeben, aber die bürgerlichen Gutsbesitzer verharren noch bei derselben, oder wollen doch wenigstens bei den Receptionen des eingebornten Adels eine Stimme haben.

So haben wir also, wenn auch nicht de jure, so doch de facto statt der verfassungsmäßigen einen Ritterschaft, deren drei. Da sind erstlich die bürgerlichen Gutsbesitzer, welche die verfassungsmäßige Gleichheit aller Mitglieder der Ritterschaft wieder hergestellt wissen wollen; es sind ihrer in Mecklenburg-Schwerin 286; zweitens die 216 Mitglieder des

eingebornen Adels und drittens die 76 übrigen adligen Gutsbesitzer.

Mit den bürgerlichen Gutsbesitzern sympathisirt aber das ganze übrige Mecklenburg, aber nicht weil sie Mitglieder der persönlich landtagsfähigen Ritterschaft sind, denn eine solche Ritterschaft ist wahrlich kein Glück für ein Land, sondern einmal, weil sie eben bürgerlicher Geburt sind und das Bürgertum die allein selig machende politische Kirche ist; zweitens aber, weil sie durch ihren Gegensatz gegen die Adligen, aber freilich auch nur durch denselben, also trotz dem, daß sie von Haus aus zur Aristokratie des Grundbesitzes gehören, die Sache des Fortschritts vertreten. Der mecklenburgische Patriot muß also eifrigst die Fortdauer der ritterschaftlichen Differenzen fürchten, denn vergleichen sich die ritterschaftlichen Parteien, wozu der Adel die größte Lust bezeigt, so wird auch an den bürgerlichen Gutsbesitzern sofort wieder jeder Zoll ein Ritter oder auch eine politische Null sein.

Wäre aber auch die Ritterschaft nicht übermächtig, wären also auch die Stimmen der Ritterschaft und der Städte in ein richtiges Verhältniß zu einander gesetzt, so würde doch immer noch in der Gesinnung unserer Ständeversammlung ein anderer Grund zu ihrem Tadel liegen. So gern wir nämlich auch von allen Landständen, einzeln genommen, zugeben wollen, daß sie ehrenwerthe Leute sind, ja so gern wir selbst einräumen, daß sich aus ihnen eine hinreichende Anzahl tüchtiger Volksvertreter wählen lasse, so liegt doch

darin, daß diese Landstände von Gottes Gnaden und aus eigner Machtvollkommenheit in feinerlei Zusammenhänge mit dem gesamten Volke stehen, die größte Gefahr ihrer Absonderung aus dem vollen ungetheilten Staatsleben in eine die allgemeinen Staatzwecke möglicher Weise hindernde selbstständige Corporation; eine solche Corporation vergibt denn am Ende ganz, daß sie auch des Ganzen wegen da ist und sucht vielmehr nur ihre Privilegien auf Kosten dieses Ganzen zu mehren, so daß sie zu einem Institut wird, auf welches das Volk mit der gründlichsten Gleichgültigkeit sieht, weil es weiß, daß dasselbe zunächst und hauptsächlich nur für sich sorgt. Das ist die Gefahr der Ständeversammlungen, deren Mitglieder aus eignem Recht dieselben beziehen; wäre nur dies eigene Recht nicht, sondern gingen unsere ständischen Personen aus einer Wahl hervor, gewiß, es würden dieselben Personen, die jetzt unseren Landtag bilden, ein weiteres Herz mit auf denselben bringen.

Unsere Landtage beziehen nämlich die Rittergutsbesitzer und die Bürgermeister der Städte; die ersten durch ihren Grundbesitz, die zweiten durch ihr Amt berufen, und Mitglieder unserer Ständeversammlung sind demnach nicht diejenigen Männer, welche vom Volke durch seine Wahlhandlung als die kennzeichnendsten und uneigennützigsten bezeichnet sind, denen es unbedingt vertraut und die es mit Freude und Stolz als seine Vertreter erkennt; nicht gehoben durch das ehrende Vertrauen ihrer Wähler, nicht angespornt durch

das Bewußtsein, daß das ganze Land mit Spannung den Resultaten ihrer Wirksamkeit entgegenseht, gehen sie mit ihren kleinen Interessen ganz incognito auf den Landtag und das Land, welches sie nicht gefragt haben, wollt ihr auch von uns das gemeine Beste vertreten wissen, sieht sie theilnahmlos ziehen und heimkehren.

Doch wir wollen nicht undankbar sein und erkennen es gern an, daß unsere Stände, so oft sie auch den guten Absichten unserer Fürsten hemmend in den Weg getreten sind, uns gegen deren etwaige gewaltthätige, eigenmächtige und schlechte Absichten immer kräftigst geschützt haben. Einen weiteren Nutzen aber haben solche aus dem reinen Corporationsystem hervorgegangene Vertreter weder in den Staaten, noch in den Städten gehabt. Wo in den letzteren die Jünfte die Grundlage der Verfassung bildeten oder noch bilden, da hatte man für das Ganze keinen Sinn und kein Herz und es verfiel oder wurde nicht das, was es hätte werden können; und so hatten diese Innungen trotz aller Vorrechte, die sie gegen die übrigen Stadteinwohner sich anmaßten doch am letzten Ende auch nur schlecht für sich selbst gesorgt. Das haben in Parchim die sogenannten Gewerkenbürger bewiesen, das beweisen noch jetzt Rostock und Wismar, in welchem letzteren noch im Jahr 1830 die Landesherrschaft mit ihrer Absicht, an die Stelle der Junktiverfassung eine repräsentative zu setzen, nicht durchzudringen vermochte, das beweist endlich das nachbarliche Lübeck, welches sich gegenwärtig in der

schweren Arbeit, jene alte Zunftverfassung von sich abzustrei-
fen, befindet.

So hat denn auch in unserem Staate jeder Stand meist
nur für sich selbst gesorgt, — eine nothwendige Folge freiz-
lich der natürlichen Selbstsucht jeder Körperschaft, aber auch
noch obendrein durch die Verfassung gesetzlich anerkannt und
gut geheissen. Im achten Artikel unseres Landesvergleichs
wird ausdrücklich den Ständen nur da, wo von Minderung
oder Abänderung ihrer Privilegien und Vorrechte die Rede
ist, eine entscheidende Stimme zugestanden, aber die „zur
Wohlfahrt und zum Vortheil des ganzen Landes dienlichen
Verordnungen“ werden als für Ritter- und Landschaft
„gleichgültig“*) betrachtet und derselben demgemäß in Be-
zug auf sie auch nur eine bloß berathende Stimme gegeben.
So haben die Stände bei höchst wichtigen, aber nach dem
Sprachgebrauch des mecklenburgischen Staatsrechts für sie
gleichgültigen Gegenständen, z. B., bei von der Regierung
beliebten weiteren Beschränkungen der uns bundesbeschluß-
mäßig zustehenden dürftigen Preszfreiheit kein unbedingtes
Widerspruchsrecht; auch werden demgemäß die von der Re-
gierung eingebrachten der ständischen Zustimmung bedürfenden
Gesetzentwürfe von den Ständen zum größten Nachtheil unserer
Gesetzgebung nur in den Parthien so recht bis auf den Punct
auf dem I beleuchtet und behandelt, welche ihre besonderen

*) Mit dieser naiven Selbstritt hat man von unserer ganzen Ver-
fassung genug.

Interessen berühren; ist man nur erst über diese Punkte einig, so findet das Ganze bald die ständische Einwilligung.

Wie nun der erste Stand, die Ritterschaft, für sich gesorgt hat, haben wir oben gesehen; die Städte freilich müssen schon zufrieden sein, wenn sie nur ihre Bannrechte und ihren Gewerbezwang gegen das platte Land aufrecht erhalten konnten, was ihnen denn auch so ziemlich, besser freilich gegen die Landesherrschaft, als gegen die mächtige Ritterschaft gelungen ist. Und wie schlecht sorgt diese mächtige Ritterschaft für ihre Schulen, die ihnen gut genug dünken, wenn sie den künftigen Tagelöhner durch Lesen und Beten zur Confirmation reif machen; mit wie scheelem Auge sieht sie auf ihre, wie sie sagt, von ihnen vertretenen Bauern und wie schnell wußten die Stände die Aufhebung des freiinnigen Judengesetzes vom Jahre 1813 herbeizuführen, und die Juden so wieder in den mittelalterlichen Zustand der Rechtslosigkeit und des dadurch nothwendigen besonderen Schutzes und Schuggeldes zurückzuwerfen. „Denke man hier nur, sagt ein Mitglied unserer Ritterschaft, Schnelle, in: „Einige Betrachtungen über die in der meissenburgischen Ritterschaft obwaltenden Streitigkeiten“, an die von dem edlen Brandenstein zu Ende des vorigen Jahrhunderts mit so vielem Eifer verfolgte Schiffbarmachung der Elde, die damals abgeschlagen, erst in neuester Zeit effectuirt werden konnte; an die Hypothekenordnung für ritterschaftliche Güter, die gerade in der Ritterschaft ihre lebhaftesten Gegner fand; an

die Besserung der Wege und Landstrassen, die urkundlich seit fast 400 Jahren von den Regierungen angeregt ist."

Alles, was für die höheren Aufgaben des Staats in Mecklenburg noch geschehen ist, das ist demnach von unserer Regierung ausgegangen. Wann würde, z. B., wohl ohne ihre Aufforderung die Leibeigenschaft aufgehoben sein? Dazu spricht denn auch der Mecklenburger mit Achtung von seiner Regierung, mit Gleichgültigkeit dagegen von seinen Landständen, von denen er weiß, daß sie die von der Regierung im Geiste des Fortschritts^{*)} vorgeschlagenen Gesetze, sobald sie auch nur die kleinste Aufopferung ihrer Vorrechte von ihnen fordern, wenn sie sie überall annehmen, dies doch nicht mit freudiger Zustimmung thun, sondern nur aus Furcht vor dem Urtheil der bösen Welt und unwillig dem leidigen Zeitgeiste nachgebend.

Dass dieses ständische System unserem Verfassungsbedürfnis nicht genügt, daß es nicht mehr zu den veränderten Lebensverhältnissen des 19ten Jahrhunderts paßt, daß also dasselbe diesen veränderten Lebensverhältnissen gemäß abgeändert werden müsse, das erkennen selbst diesenigen an, welche dem ständischen System vor dem reinen Repräsentativsystem unbedingt den Vorzug geben. Und diese nothwendigen Ab-

^{*)} Die unbedingte Anerkennung der Prätentionen des eingeborenen Adels und die dadurch hervorgerufene Schröffheit gegen die bürgerlichen Ritter mit ihrem einstweiligen Liberalismus, hat freilich neuerdings der Regierung eine etwas andere Färbung gegeben.

änderungen unseres ständischen Systems wollen wir hier andeuten; wollen also keineswegs unsere ganze jetzige Verfassung bei Seite schieben, sondern nur ganz juste-milieu-artige Vorschläge zu ihrer Reform machen.

Der Grund der ritterschaftlichen Landstandshaft ist nicht der Adel, sondern lediglich der Besitz eines freien Landguts und es liegt also im Wesen unserer Verfassung die unbedingte Gleichheit aller Mitglieder der Ritterschaft. Sie muß wiederhergestellt werden und der bürgerliche Gutsbesitzer ebenfalls seine Töchter zu den Klosterstellen*) einschreiben lassen dürfen, ebenfalls zum Landrath und Klosterhauptmann gewählt werden können, ja, wenn er will, ebenfalls die ritterschaftliche Uniform anziehen können.

Damit denn das ungeheure Missverhältniß in den ständischen Rechten der Ritterschaft und der Städte geheben werde, dürfte nicht mehr jeder Gutsbesitzer persönlich landtagsfähig sein, sondern die ritterschaftliche Landstandshaft müßte auf den ritterschaftlichen Amtmännern ruhen und so wie also jede einzelne Stadt, so würde auch nur jedes einzelne ritterschaftliche Amt durch eine von den Gutsbesitzern desselben gewählte Person vertreten werden. So ist es auch jetzt in den meisten deutschen eigentlich ständischen Verfassungen, und unsre Einrichtung, nach welcher jeder Gutsbesitzer eine besondere Stimme hat, ist eine Ausnahme von der Regel und müßte nothwendig zu derjenigen Aristokratie der Ritterschaft führen,

*) Man würde aber dann wohl die Klöster ganz aufheben.

welche unserem Lande ein so eigenthümliches Gepräge aufgedrückt hat. Ueberdies ist es aber auch gegen allen politischen Anstand, daß ein Mann mit den Gesinnungen eines westindischen Plantagenbesitzers, sobald er ein Rittergut geerbt oder gekauft hat, ohne Weiteres auch Sitz und Stimme in der Ständeversammlung eines deutschen Staates hat. Durch diese Reform würde die Zahl der ritterschaftlichen Stimmen von mehr als 500 auf 22 heruntergebracht und so in ein richtiges Verhältniß zu der Zahl der städtischen Stimmen gesetzt werden.

Was nun die Städte betrifft, so ist der geschichtliche Grund ihrer Landständschafft ebenfalls der Grundbesitz; dieser Grundbesitz steht aber der Commune und nicht ihren Beamten der städtischen Obrigkeit, dem Magistrat zu, und es ist also nicht abzusehen, warum gerade die Bürgermeister die Rechte der Stadt auf dem Landtage zu vertreten berufen sein sollen, vielmehr scheint es dem Sachverhältnisse allein angemessen, daß die gemeine Bürgerschaft, wie ihre Vertreter gegen die Stadtobrigkeit, so auch ihren Vertreter gegen die Landesherrschaft selbst wählt*).

Abgesehen nämlich davon, daß obrigkeitliche Personen in der Regel größere Liebhaber obrig-

*) Wenn wir dadurch nur nicht zu viele Repräsentanten bekämen, so möchte man vorschlagen, daß jede Stadt neben ihrem Bürgermeister einen von der gemeinen Bürgerschaft gewählten Deputirten zum Landtage schicke; wie man in ähnlicher Weise gewünscht hat, daß der deutsche Bundestag nicht bloß von den Fürsten, sondern auch von den Völkern der Bundesstaaten besichtigt werden möge.

feitlicher Machtvollkommenheit als bürgerlicher Freiheit zu sein pflegen und also die Vertretung der Städte durch ihre Bürgermeister wohl eine größere Gewalt des Magistrats, aber gewiß nicht einen größeren Einfluß der Bürgerrepräsentanten herbeiführen wird, so werden auch die Bürgermeister als gelehrt Juristen selten die wirklichen Interessen der Städte in Beziehung auf Ackerbau, Handel und Gewerbe hinreichend zu würdigen und zu wahren wissen. Bei uns, wo die Magistrate nicht wie nach mehreren neueren deutschen Städteordnungen nur auf eine bestimmte Zeit gewählt werden, sondern ihr Amt auf Lebenszeit und noch dazu in vielen Städten aus der Hand der Landesherrschaft besitzen, ist vollends eine freie Wahl des städtischen Landtagsdeputirten nothwendig.

Aber auch das unumschränkt monarchische Meissenburg muß berücksichtigt werden bei unserm Verfassungsbau. Wollte man nur hinsichtlich des Domaniums es unumwunden aussprechen, daß dasselbe Staatsgut und nicht Privatgut der regierenden Häuser sei, denn was es auch theilweise ursprünglich gewesen sein mag, so ist es jetzt in Wahrheit nur ersteres; wollte man nur ferner alles Domanium, wenn auch nicht verkaufen, doch vererbachten, die fürstlichen Aemter aufheben und statt derselben auf eignen Füßen stehende nach Art der Stadtgemeinden eingerichtete sich selbst verwaltende Landgemeinden entstehen lassen, so würde auch dem gänzlichen Mangel einer Vertretung unseres Bauernstandes sich abhelfen lassen. Die Hervorrufung selbstständiger Landgemeinden gehört

aber auch in jeder andern Hinsicht zu den wichtigsten Aufgaben unseres Gouvernements. Diese Landgemeinden müßten nun die gleichfalls alle auf Erbpacht zu segenden ritterschaftlichen, städtischen und klösterlichen Bauern und Büdner mit in sich aufnehmen und solche Landgemeinden eines Amts entweder in Urwahlen, wo jeder erfüllende Mann mitwählt oder, wenn man lieber will, durch ihre Schulzen einen Landtagsdeputirten wählen. Daz die besonderen Interessen dieses Standes ihre besondere Vertretung finden, wird immer nothwendiger, da schon viele Bauern in Mecklenburg zu der persönlichen Freiheit, die sie durch die Aufhebung der Leibeigenchaft gewonnen, auch noch die dingliche als Erbpächter ihres Hofes erworben haben. Einen dinglich und persönlich freien Bauernstand, selbstständige Landgemeinden und Vertretung des Bauernstandes durch eigene Landtagsdeputirte finden wir nun aber in dem größten Theile von Deutschland und auch die Ansicht finden wir allgemein, daß der Staat das größte Interesse habe, den Bauernstand möglichst zu heben: es ist also auch hier wieder nur das in Deutschland Neblische, was wir fordern.

Damit nun die so geordnete Vertretung eine verhältnismäßige werde, müßten den größeren Städten, ritterschaftlichen Ämtern und den die ritterschaftlichen Hintersassen mit in sich aufnehmenden Domänenämtern mehrere Deputirte zugestanden werden.

Da die Landtagsdeputirten eben so sehr im Interesse der Landesherrschaft und des ganzen Landes als in demjenigen

der sie absendenden Corporationen versammelt sind, so hat jede landtagsfähige Corporation nicht bloß das Recht, sondern zugleich die Pflicht, den Landtag zu beschicken und aus eben diesem Grunde werden die Diäten der Deputirten von beiden Theilen zu gleichen Hälften getragen; die Landesherrschaft würde hiezu die Mittel finden in den wegfallenden Landtagstafeln.

Alle landtagsfähigen Corporationen müssen rücksichtlich der zu wählenden Personen möglichst wenig beschränkt sein; sie können ihre Deputirten aus ihrer Mitte, aus den Staatsdienern und aus der Zahl der übrigen selbstständigen unscholtenen Mecklenburger wählen, denn es ist unvernünftig,emand in irgend einer Weise vorzuschreiben, zu wem er Vertrauen haben soll.

Diese Ständeversammlung muß aber immer ein untheilbares Ganze bilden, in welcher also alle Fragen, sie betreffen nun das Ganze oder im Besonderen die Ritterschaft oder die Städte oder die Bauern, unbedingt durch Mehrheit der Stimmen entschieden werden. Jetzt nämlich kann jeder Stand, wenn er glaubt, die zur Abstimmung stehende Frage gehe ihn allein an und er brauche sich hier ein Ueberstimmtwerden durch den andern Stand nicht gefallen zu lassen, darauf bestehen, daß „in Theile gegangen werde“, in welchem Falle denn jeder seine Meinung behält und nichts zu Stande kommt. Dies ist ganz folgerichtig, denn die Hauptaufgabe der Stände oder Curien ist eben die Wahrung ihrer Privilegien und

Borrechte, nicht aber die Wahrnehmung des Gesammtwohls. Da aber dem Gesammtwohl nichts so sehr im Wege steht als gerade die Privilegien und Borrechte, so mag eine solche Verfassung für die landständischen Personen einen sehr bedeutenden Werth haben, für das Land selbst aber hat sie einen desto geringeren.

Wenn aber die Wahrnehmung des Gesammtwohls und nicht die Wahrung der Privilegien Hauptaufgabe unserer neuen Stände sein soll, so müssen sie auch in solchen Sachen, „welche gleichgültig, jedoch zur Wohlfahrt und zum Vortheil des ganzen Landes absichtlich und diensam“ nicht bloß eine berathende, sondern ebenfalls eine entscheidende Stimme haben.

Eine solche ungetheilte Ständeversammlung allein würde Mecklenburg von den Privilegien und Borrechten erretten und die Regierung in den Stand setzen, durchgreifende Reformen vorzunehmen. So dürfen wir denn wohl glauben, daß unser leider ummaßgebliche Vorschlag, dessen Ausführung die Uebermacht der Ritterschaft brechen und dem ständischen Prinzip unserer Verfassung durch die freie Wahl der Vertreter jedes Standes ein wohlthätiges Gegengewicht geben würde, als Wunsch von allen Mecklenburgern mit sich von selbst verstehender, aber auch alleiniger Ausnahme unserer landständischen Personen getheilt wird.

Unsere Landesherrschaft hat ebenfalls die Mängel unserer Verfassung anerkannt. In den Verhandlungen des

Convocationstags vom Jahre 1808, einem Zeitpunkte, in welchem ein Neubau unserer Verfassung leicht ins Werk zu zu richten war, einem Zeitpunkte, in welchem der Geist besonnener Reform in Preußen den herrlichsten Triumph feierte, sagt die Landesherrschaft ausdrücklich, daß die Landesverfassung im Ganzen und in ihren einzelnen Theilen durch die veränderten Umstände mangelhaft geworden, daß eine Revision derselben und ihrer Grundgesetze nothwendig und daß sie die Absicht habe, alle Verschiedenheit der Verfassung, Vorrechte und Gesetze ihrer Länder und Besitzungen aufzuheben und gesammten ihren Landen einerlei Verfassung zu geben. Da wurde den Landständen bange, sehr bange um ihre „altehrwürdigen“ Vorrechte und Freiheiten und in der Furcht vor einer Reform der Verfassung, welche sie in ihrem Antwortschreiben die glücklichste nannten, bewilligten sie Steuern über Steuern und erreichten so den Fortbestand der „glücklichsten“ Verfassung. Seitdem ist freilich unsere Verfassung auch von der Landesherrschaft nicht wieder mangelhaft genannt worden. Die Zeit ist nämlich eine andere geworden; die Aufklärung, die freilich immer prosaisch ist und sein will, gefiel den schönen Seelen nicht länger und sie wünschten sich für die einfachen Lehren des hausbackenen gesunden Menschenverstandes so eine ganz aparte und tiefe Geheimlehre; die Romantiker unter den Staatsrechtslehrern befriedigten dies Bedürfnis und erfanden die Lehre vom christlich-germanischen Staat, und Meissenburg hatte die leidige

Ehre, daß sie in ihm das Ideal eines solchen entdeckten. Ach, würde die Aufklärung, die die vornehmen Denker ungändigt nur die oberflächliche nennen, doch wieder allgemein!

Als die wichtigste Folge unseres erfüllten Vorschlags sehen wir aber nicht so sehr das größere materielle Gemeinwohl, sondern dies an, daß in einer solchen Verfassung jeder Staatsbürger das Leben des Staats mitlebt *), daß auch er durch den Mann seiner Wahl seine Wünsche und Hoffnungen darlegt, daß das Volk, wenn nicht mehr bloß Alles für das-selbe, sondern auch mit durch seine Vertreter geschieht, zum Bewußtsein seiner Geltung und seines Werthes kommt, daß

*) Dieses Mitleben wird besonders befördert durch die Öffentlichkeit der ständischen Versammlungen. Solche Öffentlichkeit findet nun bei uns herkömmlich insofern statt, daß zu den landtäglichen Plenarver-sammlungen im sogenannten Directorialzimmer auch nicht landständi-sche Personen Zutritt haben und nur von dem sogenannten Delibera-tionszimmer, in welchem über die Erachten der Committee berathen und abgestimmt wird, ausgeschlossen sind. Doch diese Öffentlichkeit würde nur von Wichtigkeit sein, wenn die Landtage nicht in den klei-nen Städten Malchin und Sternberg, sondern in einer unserer größten gehalten würden. Wir müssen also die Veröffentlichung der Landtags-verhandlungen durch die Presse fordern. Unsere bürgerlichen Guis-be-fürer, die bis zu ihrem dreyfingigen Siege die liberale Partei in unserer Ständeversammlung bilden, haben auch schon im Gefühle dieser Unter-lassungsfunde auf dem Landtage 1843 auf die Veröffentlichung der Landtagsverhandlungen durch den Druck angetragen; aber dieser An-trag ist von unseren Ständen rein abgelehnt; man hatte hiesfür frei-lich einen guten Vorwand in Schnelle's Landtagsbericht.

solche Stände in dem Volke stehen und wurzeln, daß zwischen beiden Achtung und Vertrauen und eine lebendige Wechselwirkung statt hat, daß sich ein bestimmter, inhaltsreicher, selbstbewusster Volksgeist bildet, — mit einem Worte, daß nicht mehr bloß die großen Grundherren und die regierenden Bürgermeister ohne allen Auftrag des Landes über des Landes Wohl und Weh beschließen, sondern das Land selbst. Die wenigen Meissenburger, die durch Amt oder Besitzthum in unsre Ständeversammlung berufen sind, sind doch nicht Meissenburg, sondern die übrigen Meissenburger sind der Wahrheit und dem Wesen nach Alles, aber gegolten haben diese letzteren bisher nichts; sollten sie jedoch nicht die besten Ansprüche darauf haben, wenigstens etwas zu gelten? Nur die Verfassung, in welcher das Volk auch etwas ist und nicht bloß als ein zu Regierendes und zu Verwaltetdes angesehen wird, entspricht seiner menschlichen Würde, nur in einer solchen Verfassung erscheint dem Menschen das Walten der öffentlichen Macht als ein vollkommen gerechtsfertigtes, der Staat als eine sittliche Ordnung, nur in einem solchen Staate wird Jeder „mit Gott für Fürst und Vaterland“ Opfer bringen in Frieden und Krieg. Wo aber dem Fürsten nur wenige Mächtige aus eignem Rechte mißberathend und mitbeschließend zur Seite stehen und das Volk nur die fertigen Gesetze anzuhören und zu befolgen hat, da fallen die Mächtigen in Hoffahrt und Dunkel, dem Volke aber erscheint da der Staat lediglich als etwas Jenseitiges, Unerreichbares,

als eine rohe Naturgewalt, vor der er sich nur darum beugt, weil sie das Recht des Stärkeren hat. Dass der Mecklenburger seinen Fürsten und sein Land von ganzer Seele liebt, das hat er bewiesen und wacker wie nur Einer gestritten für Deutschlands und Mecklenburgs Befreiung vom Joch der Fremden; soll er aber auch Mecklenburg als Staat lieben und stolz auf ihn sein, soll auch dem Mecklenburger, der nicht zu den Landständen gehört, die Verfassung seines Landes als ein kostliches Kleinod erscheinen, so muss sie eine andere werden und Alle Theil an derselben haben und nehmen. Gott und der Staat sind die höchsten Ideen, deren der Mensch fähig ist, ja diese Ideen machen ihn erst zum Menschen und wer kein inniges Verhältniss zu beiden hat, ist nur ein vollkommneres Thier und sein aufrechter Gang und sein himmelwärts gerichteter Blick sind ein Spott auf ihn. —

Wir schließen hiermit diese unsere frommen Verfassungswünsche. Ihre Erfüllung wäre die würdigste Feier des hundertjährigen Jubelfestes unseres landesgrundgesetzlichen Erbvergleichs und das Jahrzehent bis dahin ist ein Zeitraum weit genug, um auch das Größte in ihm zu vollbringen.

Die Grabalterthümer Mecklenburgs.

Mecklenburg hat gemeinschaftlich mit Pommern und dem eigentlichen Preußen das Schicksal gehabt, daß es unter den Ländern Europas am spätesten geschichtlich bekannt geworden ist. Andere Völker hatten entweder selber Schriftsteller, welche die Begebenheiten derselben aufzeichneten, oder sie kamen doch früher in feindlichen oder freundlichen Verkehr mit solchen Völkern; — aber unser Land hat keine solche schriftliche Denkmäler aus seiner Vorzeit, und da bei den Nachbaren derselbe Mangel war, so wußte man in ferneren Ländern höchstens den Namen des Volkes, welches unser Land bewohnte; um seine Geschichte bekümmerte man sich nicht. Alle unsere Nachbaren traten aber doch noch früher als wir den Völkern näher, bei denen sich Geschichtschreiber fanden; Sachsen, Dänemark, Schweden, ja selbst Polen und Russland waren eher bekannt als das Land der Slaven von der Elbe und Trave bis über die Oder hinaus; unser Volk wird erst im Jahre 798 genannt, und zwar als Bundesgenossen Karls des Großen, da sie unter Anführung Thrasiko's über die holsteinischen Sachsen siegten. Aber bald wurde unsere Ge-

gend wieder vergessen und nur in einzelnen Kriegsgegebenheiten tauchte einmal der Name der Obotriten von Neuem auf, so daß eine fortlaufende Geschichte erst mit Gottschalk, etwa im Jahre 1032 beginnt; sie umfaßt also nur die letzten 800 Jahre.

In dieser Zeit finden wir nun unser Mecklenburg von slawischen Völkern bewohnt, die aber erst seit dem 6ten Jahrhunderte hier sich angesiedelt hatten, da sie früher weiter östlich wohnten und die südlichen Ostseeländer sicher vorher von den Germanen inne gehabt waren. Doch auch die Germanen können wohl nicht als das erste Volk dieser Landstriche angesehen werden, schon deshalb nicht, weil alle Völkerzüge sich von Osten her über Europa ergossen haben, und doch westlich von den Deutschen schon ein geschichtlich früher mächtigeres Volk, das der Kelten, die Länder Europas inne hatte und mithin den Germanen vorausgegangen zu sein scheint.

Wer bürgt uns aber weiter dafür, daß das celtische Volk das erste gewesen sei, welches Besitz genommen von den menschenleeren Ländern? oder auf der andern Seite, daß es überall bis zur Ostsee gekommen sei?

Was nun schriftliche Denkmäler uns nicht berichten von den Bewohnern unseres Landes über 800 Jahre hinaus, darüber geben uns die Gräbmäler einigen und allmählig immer gewisseren Auffschluß. Nach der Bestattungsart der Todten und dem Material der in den Gräbern enthaltenen Waffen, Geräthe und Schmucksachen unterscheiden sich bei

uns drei Hauptarten von Gräbern, wahrscheinlich drei ganz verschiedenen Völkern angehörend.

1. Die ältesten Gräber sind wohl die Hünengräber (nebst den Steinhäusern, Steinkisten, welche oft Opfersteine, Opferaltäre genannt werden), aus mächtigen aufrecht stehenden Granitblöcken (Tragsteine) in einem Viereck (Quadrat oder Oblongum) gebauet, über welche oft sehr große Steine als Decksteine gelegt sind. In der dazwischen angehäuften Erde finden sich, außer den Knochenüberresten der meistens verbrannten Todten, Urnen von grobkörniger Masse, aber Hämmer, Axtte, Keile, Meißel, Messer aus Stein, und hin und wieder etwas Bernstein schmuck. — Oft haben diese Gräber noch an den Seiten einen Erdanwurf, so daß die Tragsteine nur theilweise hervorragen; bisweilen sind sie aber, besonders in Niederungen, fast mit Erde überschwemmt, so daß nur die Decksteine zu Tage liegen.
2. Die Regelgräber, fast halbkugelförmige Erdhügel, in denen sich Steinhügel oder Steinkisten finden, oft aber auch reine Steinhügel mit Erde durchmischt, bilden die zweite Art der Gräber. Die Todten wurden meist verbrannt, die Asche und Gebeine in Urnen gesammelt oder mit Steinen bedeckt. Das den Todten Mitgegebene zeugt hier aber schon von größerem Reichthume und einem ziemlich bedeutenden Grade der Bildung. Aus Bronze (etwa 87 Theilen Kupfer und 13 Theilen Zinn) sind angefertigt die schön geformten und gravirten Waffen (Schwerter, Dolche,

Lanzen, Frameen, Helme, Ringe für Arm, Hals, Kopf), Schmucksachen (Diadem, Fingerringe, Nadeln) und andere Geräthe (Büchsen, Gefäße, Hifthörner, Messer, Scheeren); — aber auch aus Gold finden sich diese Gegenstände, so wie auch Glas und Bernstein als Material der Schmucksachen vorkommen.

3. Die letzte Art von Gräbern sind die Wendengräber, auch schon Kirchhöfe genannt, weil sie als Begräbnisplätze in die historische Zeit hineinreichen und theilweise noch als solche den jetzigen Bewohnern bekannt sind. Doch die meisten sind völlig unbekannt, weil sie äußerlich nie auffallend hervortreten. Die Reste der verbrannten Leichen wurden nämlich in Urnen beigesetzt, mit Erde beschüttet, oft von wenigen Steinen umstellt, bisweilen mit kleinen Steinkreisen umgeben, und auch wohl mit flachen Steinen bedeckt; dabei stehen diese Urnen selten weit auseinander, oft dicht gedrängt, ja selbst über einander, und mit Erde nur 1—3 Fuß hoch bedeckt, so daß das Ganze eines solchen Kirchhofs in ebenen Gegenden nur als eine kleine Erhöhung erscheint, an hügeligen Stellen aber vollends unkenntlich ist, besonders wenn die oberen Steine weggeräumt sind. In den Urnen liegen zwischen den Knochen und der Asche die den Todten mitgegebenen Sachen. Das Material ist hier meistens Eisen, wenige Schmucksachen sind aus Kupfer; als edles Metall tritt das Silber auf, nie Gold. Perlen aus Glas werden häufiger, und der Bernstein bleibt zu Schmucksachen verarbeitet. —

Eben so gut als nach ihrer Bauart könnten aber die vorgedachten drei Arten von Gräbern auch nach dem in ihnen vorzugsweise angetroffenen Material benannt werden, je nachdem nämlich die Menschen in den Zeiten, aus welchen die Gräber stammen, sich entweder der Steine (besonders des sogenannten Feuersteins) oder der Bronze oder des Eisens zur Anfertigung von Waffen und anderem Gerät hauptsächlich bedienten, so daß also in dieser Beziehung Gräber der Steinzeit, der Bronzezeit und der Eisenzeit zu unterscheiden sind. — Ob aber diese drei verschiedenen Arten von Gräbern auch drei verschiedenen Völkern und welchen sie angehören? Was hier zunächst die Gräber, in denen vorherrschend Eisen gefunden wird, die sogenannten Wendengräber, betrifft, so gehören sie sicher der letzten heidnischen Bevölkerung Mecklenburgs an; dafür spricht die noch oft traditionelle Benennung: Kirchhöfe, ferner die Beobachtung, daß die Form der Geräthe sich der uns bereits bekannten Kunstperiode der ersten christlichen Zeit unseres Landes nähert und endlich besonders der Umstand, daß die Eigenthümlichkeiten dieser Gräber sich nirgends anders finden als nur in den früher von Slawen oder Wenden bewohnten Ländern. — Die Waffen und Geräthe der Bronzezeit, in den Kegelgräbern, welche sich in der Form den römischen Alterthümern anschließen, verrathen eine ältere Kunstperiode; sie gehören also wohl ziemlich gewiß derjenigen germanischen oder deutschen Bevölkerung Mecklenburgs an, welche den Wenden weichen mußte.

— Ob aber die Gräber der Steinzeit, die Hünengräber, der ältesten germanischen Zeit angehören oder einem celtischen oder vielleicht finnischen Stamm, — darüber kann auch nicht einmal eine Vermuthung gewagt werden, weil die Gräber dieser Art selber zu wenig darbieten und auch die ähnlichen Gräber anderer Länder noch nicht hinreichend erforscht sind, so daß uns also fast alle Vergleichungspuncte fehlen. Um ihren Ursprung zu ermitteln, muß mithin noch viel gesammelt und geforscht werden.

Alle diese vorgedachten drei Arten von Gräbern fanden sich früher durch ganz Meklenburg und wohl keine Feldmark war ohne dieselben, da alle Gegenden auch früher bewohnt und zwar theilweise weit stärker bevölkert waren als jetzt; aber besonders die beiden ersten Arten von Gräbern sind an vielen Orten längst verschwunden, da sie als den Ackerbau hindernd hinweggeräumt, oder um der zu Bauten gesuchten Steine willen zerstört wurden; besonders auf gutem Boden und von Gutsbüchtern wurde ihnen der Raum nicht gegönnt, dagegen findet man sie noch häufiger auf unfruchtbarem Acker oder auf dem Felde von Bauerdörfern. Doch überall drohet ihnen baldiger Untergang: die Kunstrathen erfordern eine große Masse von Steinen, die Bauten besonders in den Städten werden in ihren Fundamenten dauerhafter durch starke Steinmauern gemacht, — und überall bieten die alten Gräber dies Material am bequemsten dar.

Wenn nun diese Gräber zerstört werden, so wirft man

gewöhnlich die darin enthaltenen Sachen weg, da ein Stück Kupfer und Eisen keinen sonderlichen Werth hat; auch werden die Urnen meist zertrümmert, oder aber man hebt auch wohl die Sachen eine Zeit lang auf, aber nach wenigen Jahren sind sie doch verloren; ja selbst förmliche kleinere Sammlungen von Privatleuten kommen selten auf den zweiten Erben. —

Kunstliebende und fromme Fürsten dachten jedoch schon frühe daran, die Grabalterthümer zu sammeln, es für eine Pietät achtend, dieselben vor dem gänzlichen Untergange zu bewahren. Schon Herzog Heinrich V., der Friedfertige (1503—1552) richtete seine Aufmerksamkeit auf unsere Alterthümer und legte eine Sammlung von Graburnen an. Eben so war der Herzog Christian Ludwig (1747—1756) bemüht, Grabalterthümer zu sammeln und legte den Grund zu der jüngsten großherzoglichen Alterthumssammlung, welche von dem Großherzoge Friedrich Franz I. bedeutend vergrößert wurde, indem er selber Ausgrabungen vornehmen ließ, die gewonnenen Alterthümer mit Sorgfalt bewahrte und endlich darauf bedacht war, die vorzüglichsten Stücke der Sammlung abilden und mit einem erklärenden Terte drucken zu lassen. Unter den Auspicien dieses erhabenen Fürsten bildete sich auch im Jahre 1835 der Verein für mecklenburgische Geschichte und Alterthumskunde, dem ein eignes Vocal auf dem großherzogl. Schlosse zu Schwerin durch seine fürstliche Munificenz zur Auffstellung der Alterthümer zugewiesen wurde; bei dem

vorseienden Schloßbau sind jetzt dieselben einstweilen nach der früheren Thierarzneischule gebracht, bis sie eine bleibende Stätte finden werden in dem künftigen Schweriner Museum, dessen Erbauung von dem jetzt regierenden Großherzoge, der nach seinem hochseligen Vater das Protectorat des Vereins übernommen hat, huldreichst verheißen ist. Mit der Sammlung des Vereins befindet sich in denselben Locale die von Ludwigslust nach Schwerin gebrachte großherzogl. Sammlung.

Verordnungen zum Schutz und zur Rettung der Grabalterthümer sind von den Großherzögen Friedrich Franz I. und Paul Friedrich erlassen, aber den wahren Schutz finden dieselben doch nur in dem Interesse, welches billig jeder Meklenburger an der Geschichte seines Landes und also auch an allen Denkmälern derselben nehmen sollte.

Wer die Sammlungen, für deren Ordnung und Aufstellung der im Gebiete der Alterthumskunde so erfahrene und scharf sehende Archivar Lisch unermüdlich besorgt ist, nur einmal gesehen hat, wird nicht leugnen können, daß mit dem Anwachsen dieser Sammlungen die vaterländischen Geschichtsforscher durch sie zu immer umfassenderen und sichereren Schlüssen kommen werden, — wird aber auch die Überzeugung gewinnen, daß jede an sich noch so unbedeutende und unscheinbare Sache dieser Art, jeder Fund von anscheinend werthlosen Gegenständen, durch die Zusammenstellung mit anderen Sachen wirklich Werth erhalte und nicht weggeworfen werden dürfe. Es ist die Sammlung aber noch

lange nicht abgeschlossen; jedes Jahr hat noch Neues geliefert, Altes vervollständigt, Unbekanntes der Erkenntniß näher gebracht. Wie viel ist nicht aber wohl schon verloren gegangen und muthwillig zerstört? Mehr gewiß, als die Sammlungen fassen. Möge daher Jeder, der etwas findet oder schon besitzt aus der heidnischen Vorzeit unseres Landes, dasselbe an eine der Sammlungen senden, und so das Seinige dazu beitragen, daß über die vorhistorische Zeit Mecklenburgs mehr Licht gewonnen werde; — für werthvolle Gegenstände wird von den Vorstehern der Sammlungen gern der Werth bezahlt.

— — e. wird ordnen — — — — — — r.

Die Dammbecker Glocke zu Röbel.

Eine Volksage.

In alter Zeit wurde der Kirche zu Röbel von frommen Leuten eine Glocke aus fernen Landen zugesandt. Aber noch waren die alten wendischen Götter des Landes nicht völlig überwunden, und Viele, obwohl äußerlich Christen, hielten es noch in ihrem Herzen mit den heidnischen Göttern. Allen diesen aber war das Läuten der Glocken in den Tod zuwider, da dieselben den Sieg des Christenthums laut und weithin allem Volk verkündeten; die heidnischen Götter und ihre Freunde sahen darin eine Verhöhnung ihrer Macht. Daher suchten sie allewege, den Glocken durch Bann und Zauber zu schaden, und auch bei der Röbelschen Glocke glückte es ihnen, sie in ihre Macht zu bekommen; denn, nachdem die Glocke glücklich bis in die Nähe von Röbel, bis zum See bei Dammbeck, gekommen war, gerieth sie in die Macht der bösen Wesen und versank in die Tiefe des Sees. Doch bei allem Zauber bleibt dem Christenmenschen noch immer ein Loch offen, denn kein Zauber gilt für immer, sondern er hat auch seine schwachen Seiten, bei denen man ihn fassen und lösen mag. So war es auch bei der Röbelschen Glocke. Alle

Jahre am Johannistage mußte der Zauber der Glocke eine Freistunde geben, und sie kam dann hinauf aus der Tiefe an das Tageslicht und schwamm Mittags zwischen Zwölf und Eins oben auf dem Wasser, sich schaukend im warmen Sonnenstrahl und weithin ihre Töne sendend. Die Nöbel-schen gaben sich wohl alle erdenkliche Mühe, in den Besitz der Glocke zu kommen; doch alle Müh' und Arbeit wollte nichts helfen, und die Glocke mußte stets, nachdem ihr lieblicher Tanz und Sang eine Stunde gedauert, zurück in die kalte, grundlose Tiefe, mochte sie auch noch so herzbrechende Töne aussstoßen beim Sinken. Längst hatte man zu Nöbel alle Hoffnung aufgegeben, den Zauber zu lösen und die Glocke heimzuführen in ihren Stuhl; so waren Jahre auf Jahre verflossen und Niemand mogte mehr am Tage der Glocke nach Dammbeck hinaus, um Jagd auf sie zu machen.

— Da geschah es, daß an einem wunderherrlichen Johannistage kleine unschuldige Mädchen am Ufer des Dammbecker Sees ihre Spiele trieben und ihre Schürzen in dem flaren Wasser wuschen. Und die Glocke kam aus der Tiefe hervor, glänzend im hellen Sonnenlichte und lieblich tönend, und als sie in ihrem Tanze nahe ans Ufer schwamm, deckte eines der Mädchen ihre kleine Schürze über die Glocke. Sogleich stand diese regungslos still, — das Kind hatte den Zauber gelöst. — Bald gelangte diese Kunde nach Nöbel, und Alle eilten hinaus und fanden, wie die Kinder es erzählten, die Glocke am Ufer stehen. Die zwölf schönsten und stärksten Pferde

wurden nun ausgewählt, um die Glocke nach der Stadt zu holen, und ein erfahrener Fuhrmann sollte das Ganze leiten. Das Aufheben und Aufladen der Glocke ging auch glücklich von Statten, ob sie gleich groß und schwer war; Jedermann jubelte schon; doch als der Fuhrmann losrieb auf die Pferde mit den Worten: „All to glik, de Klok soll gan soär de Rik“, und die Pferde anzogen, da zerrissen alle die neuen Stränge, als wären's Zwirnsfäden. Man holte andere Stränge, aber Alles vergeblich: der Wagen mit der Glocke blieb wie festgewurzelt auf demselben Fleck und rippelt' und röhrt' sich nicht, mochte man auch machen was man wollte. Unverrichteter Sache kehrte man nach Röbel zurück. Da erbot sich ein alter Mann, welcher als Ackerbürger sich körperlich nährte, die Glocke mit seinen vier magern Ochsen zur Stadt zu holen. Freilich spotteten sie seiner, indessen die Erlaubniß dazu konnte man ihm ja gern ertheilen. Sobald der Alte mit seinen Ochsen bei dem Wagen mit der Glocke angekommen war und sie angespannt hatte, rief er: „All to glik, soär Arm unn Rik“, — und siehe da, die Ochsen zogen leicht den Wagen fort und brachten die Glocke ohne Anstrengung nach Röbel, unter dem lauten Freudenrufe des Volks. Und noch heutiges Tages hat diese Glocke den schönsten Klang von allen Glocken des Landes und läßt ihn weit hin hören „für Arme und Reiche.“

De Watemäum.

Bie Slaat, nich wiet von Parchen, slütt 'n Wate un dat
Wate is deip. Eins 's Arvens gäng de Paster unne de
hoogen Eisen an de Eld up un daal spazieren. De Sünn
was all unnegaan un dat füng all an düste to waren. Da
reept ut'n Wate ganz dump: „De Stunn' is doa, äwest
de Knaaw noch nich!“ As de Paster dit hüürt, freeg hei
fort Bein un maakt, dat he na't Dörp keem. As hei all
an'n Tuun wier, seem 'n smucken Jung anlopen. „Wua-
henn, mien Soön, wuahenn so illig?“ — Na 're Eld, sär
dat Kind driest, ic will Snicken un Muscheln säufen! —
„Nich doch“, sär de vöaſtig Mann, „hia heft 'n Schilling,
mien Kind; gaa henn un haal mi mien Biewel.“ De Jung
leep henn. As de Paster bie'n Krang vöaärwe gäng, seem
de Knaaw mit de Biewel all werre torügg un woll nu na'n
Wate daal. „Nich doch“, sär de Paster, „du büst döſtig,
du heft so lopen; du fast iest drinken. Leiw Kränga, ein
Glas Bier vöa den lütten Jung!“ — He drüns, — un
feel doot daal. De Stunn' was doa un de Knaaw oof!

Wir entlehnern die vorstehende Volksage aus Firme-
nich's Sammlung der deutschen Mundarten, unter dem Ti-
tel: „Germaniens Völkerstimmen“, einem Nationalwerke, wel-

ches gerade wegen unserer staatlichen Zerrissenheit den allgemeinsten Anklang finden mußte, „so weit die deutsche Zunge klingt“. Dieses Sammelwerk, welches uns erst den ganzen unermesslichen Reichthum des deutschen Sprachstammes übersehen und uns erst einigermaßen uns zurechtfinden läßt in dem gewaltigen Dom unseres Sprachbaues, gibt pag. 67—83 mehrere Proben der mecklenburgischen Mundart; die letzte derselben ruft auch: Old-Meklenborg for ever! aber freilich in anderer Weise als Hoffmann von Fallersleben pag. 1 unseres Buchs. Dieser, jetzt aber wohl ziemlich ausgedient habende Spruch der mecklenburgischen Selbstzufriedenheit lautet:

Uns Meklenborg, dat geiht doamit!

Ict wullt füss ook nich glöben:

Nu hew'k mit mennig suan'n Tritt

Müst lütar un Land dörftöben;

Doa seht denn nu ganz apenboa

T is uppe Welt nich mia so roa

As di uns Mekelnbörga. —

Ich muß noch bemerken, daß ich bei der Rechtschreibung der einzelnen plattdeutschen Wörter — meiner eignen gefolgt bin; wir wollen hoffen, daß bald eine allgemein anerkannte, streng durchgeführte Rechtschreibung unseres Plattdeutsch solche Willkür verbietet. Vielleicht, daß Pastor Ritter-Bielubbe, der für den folgenden Jahrgang die Fortsetzung seiner in dem vorigen befindlichen Abhandlung: „Unsere plattdeutsche Sprache“ versprochen hat, in dieser Beziehung maßgebend wird.

die und mehrere ihrer medallierten Freunde waren ebenso sehr
eigentlich wie sie waren, — schmieden gleichzeitig Hoffnung und
Furcht auf das eine oder andere Ereignis. —

Jenny Lind und die grüne Flanelljacke.

Eine romantische Episode aus den 18ten Lebensjahren der schwedischen
Nachtigall. Der Schauplatz ist Streit's Hotel Nr. 5.

(Vom Hector Reinhard zu Boizenburg.)

Vorrede.

Eine prächtige Herbstsonne vergoldete den Stinfang und
verklärte mit ihren Purpurlüthen die königl. hannöverschen
Nebelwolken — — —

Uebrigens soll die obige Ueberschrift weiter nichts sein,
als eine Maske, um das Auge des Censors abzulenken von
den Dingen, die da kommen sollen. Artikel über die Lind
und ähnliche Herrlichkeiten müssen nämlich einem Censor magen
schon längst zum Ueberdrüs geworden sein; um so mehr, da
es in solchen Artikeln gewöhnlich nichts zu streichen gibt, und
doch bekanntlich ein Censor ohne Strich sich immer sehr un-
behaglich fühlt. Das Gefühl, einen Censor überlistet zu ha-
ben, gehört aber zu den größten Delicatessen, die in Deutsch-
land zu haben sind. Außerdem ist ein kleiner Betrug von
besagter Qualität eben so erlaubt, wie im Pferdehandel ein
großer. Endlich gewinnt mein Artikel dadurch, daß er in-

cognito reist, einen gewissen Anflug von Durchlauchtigkeit, was schon im Vorraus bei dem Leser Respect erwecken muß. Und hiemit sei denn die Vorrede geschlossen und das eigentliche Opus kann beginnen. —

Erstes Capitel.

Die liebe Gewohnheit hat uns dahin geführt, daß wir uns manche Dinge gar nicht mehr als von einander getrennt vorstellen können. Ludwig XIV. ohne Galla und Staatsperücke ist uns ein Unsinn; — ein wesentliches Attribut Friedrich's des Großen ist der Krückstock; — Irland und Daniel O'Connel sind ein einziger Begriff geworden, sowie Istein und Hecker. Was ist Wieland ohne Sammtkäppel? Blücher ohne Schnurrbart? Jean Paul ohne Pudel? Romeo ohne Julie? — Bei dem bloßen Namen Berlin denken wir unwillkürlich an Wanzen und an die Evangelische Kirchenzeitung, an Uniformen und an Conditoren und an Staub und Sand. Eben so sind wir Deutsche gewohnt, Presse und Censur uns als ein unauflösliches Compagnie-Geschäft zu denken; obgleich diese Verbindung keineswegs eine nothwändige und lebenslängliche ist. Die Verbindung zwischen Presse und Censur ist höchstens in dem Maße eine natürliche zu nennen, als Engländer und Spleen, Straßenpflaster und Hühneraugen sich auch gern zu einander zu gesellen pflegen, und dies auch zuweilen die Faust und das Auge thun.

Zweites Capitel.

Die Censur ist ein Apfel, der nicht weit vom Stamm gefallen ist. Die Weisheitsgöttin Minerva sprang bekanntlich aus dem Haupte des Olympischen Jupiters; — die Dummheitsgöttin, die Censur, froch aus dem Kopfe des Vaticanischen Jupiters, Sr. Heiligkeit des Unheiligsten unter den Päpsten, Alexanders VI. Man muß gestehen, das Kind macht dem Herrn Vater alle mögliche Ehre; und an der Ebenbürtigkeit des Kindes darf nicht im Geringsten gezweifelt werden.

Die alte heidnische Roma unterwarf sich die Welt durch das siegreiche Schwert ihrer Legionen; das römisch-katholische Rom infizierte die Welt mit dem schleichenden Gifte der Censur. Heidnisches und christliches Rom verhalten sich in dieser Beziehung zu einander, wie Räuber und Gauner, wie Löwe und Käze.

Drittes Capitel.

Was haben nicht Dichter schon Alles besungen, zumal Hofpoeten! — Man will es überhaupt den Herren Poeten nachsagen, daß sie der Gewalt gegenüber gar leicht in die Rolle eines gehorsamen Dieners fallen und den Tast ihres Saitenspiels nach den Schritten und Tritten der Machthaber einrichten. Es kann sein, daß die Dichter bei dem vielen Schöpfen aus dem Kastalischen Quell und bei dem ewigen Suchen nach Blumen, den krummen Rücken sich angewöhnt

haben. So weit ist indessen bis zur letzten Michaelismesse noch kein Dichter gegangen, daß er eine Ode oder Hymne auf die Censur angestimmt hätte. Eine solche Ode oder Hymne würde sich auch nicht anders ausnehmen, als das bekannte Ständchen im „Langen Israel“. — Kein Dichter hat bis jetzt die Censur besungen. Die Sache ist so gleichgültig nicht, wie sie scheint. Vorne findet für Frankreich den Umstand sehr wichtig, daß seit jenen ewig denkwürdigen Julitagen der vieldele Sänger Pierre Jean Béranger kein Lied angeschlagen hat.

Ob irgendwo schon eine Predigt zum Lobe der Censur gehalten ist, weiß ich nicht. Ueber den Nugen der Gendarmerie hat man bereits eine Predigt, und zwar bei Gelegenheit des Tertes vom barmherzigen Samariter. Denn, hat er gesagt, hätte es in jenen Olins-Zeiten Gendarmen gegeben, so könnte ein so raubmörderischer Unfall nicht füglich arrivirt sein.

Biertes Capitel.

Hat denn die Censur gar keine Vertheidiger? Allerdings hat sie deren. Aber man findet sie weniger auf dem offnen Markte und im hellen, lustigen Sonnenschein des Lebens, als in den politischen Krankenstuben, z. B. in Leipzig. Wir wollen nun, den Athenischen Richtern gleichend, welche auch Sklaven zu Wort ließen, bei Gelegenheit hören, was jene Vertheidiger vorbringen.

Fünftes Capitel.

Zuerst aber müssen wir billig fragen: Was ist die Censur denn eigentlich? Eigentlich ist sie alles Mögliche. Sie ist z. B. eine Douanen-Linie, die nur officielle Artikel passieren läßt; — sie ist eine literarische Krump-Anstalt; — sie ist die Gouvernante des Preszbengels. — Ein Censor beliebt nebenher das Amt eines Schäters und untersucht wohlweislich alles Fleisch, bevor es auf den Tisch kommt, ob dasselbe auch koscher ist; — ein Censor ist ein umgekehrter Dieffenbach, indem dieser unser berühmter Landsmann nur die franken Stellen wegschneidet; — ein Censor ist ein altes Weib, das sympathetische Euren treibt, nämlich die vielgelobte Eure des Streichens.

Sechstes Capitel.

In einem großen Zerthume sind die Herren Adyvokaten der Censur befangen, wenn sie meinen, daß ihre Frau Eltentin wirklich im Stande sei, ihre Mission als Aufseherin der Presse zu erfüllen.

Ein Censor müßte ein Universalgenie sein und hunderttausend Fühlhörner haben, wenn er jedesmal über den ihm vorgelegten Stoff eine souveraine Herrschaft ausüben wollte. Es ist zu verwundern, daß man nicht schon längst eine eigne Facultät für künftige Censuren gestiftet hat. Wie leicht kann es nicht gesehen, daß der Schriftsteller in geistiger Hinsicht hoch über dem Censor steht. Mit dem Imp. hat gewiß schon

mancher Censor ein abbrevirtes Attest seiner eignen geistigen Impotenz unterschrieben. Es ist spaßhaft zu denken, wie die Herren von der Berliner Censorensgilde daran gegangen sein mögen, um ein neues Werk Hegels ihrer wohlweisen Revision zu unterwerfen; und wie die Herren an diesem Finsterahorn der Philosophie emporgeslettert sein mögen, um selbigem mit der Berliner Elle auszumessen.

Es müßte ein Gaudium für die seligen Götter sein, wenn jener Stern, welcher Shakespeare heißt, noch einmal am Himmel aufgehn und die Sonnenbahn seines Ruhmes von Neuem beginnen wollte, etwa in München oder Charlottenburg. — Das könnte ein hübsches Seitenstück abgeben zu Moses Mendelssohn, dem großen Philosophen, und zu dessen Lehrprincipl, dem großen Dummkopf. — Ein Dichter in der Hand eines Censors ist wie ein Pfauenauge in der Hand eines Grobschmieds, und wie die Kreise und Figuren des Archimedes unter den Füßtritten des Römischen Kriegsfeuchts. —

Die meisten Censoren sind alte ausgeschliffene Geschäftsmänner, und treiben das Censuren so nebenher als Liebhäberei und Privatvergnügen, wie Friedrich der Große das Blötenpiel, Kaiser Domitianus das Fliegenfangen, König Jacob I. das Vateinsprechen, Spinoza das Beobachten der Spinnen, Klopstock das Schlittschuhlaufen, Lessing das Landsknechtspiel.

Siebtes Capitel.

Mit welchem Maße will ein Censor wissenschaftliche Werke messen? — Gibt es einen Desemer, an welchem die Resultate philosophischer Forschung gewogen werden können? — „Aber, sagt ihr, die Censur hat nicht sowohl die Wissenschaft zu überwachen, als das Leben und die Besprechung der Gegenwart.“ Um euch zu antworten, muß ich ein eigenes Capitel anfangen.

Achtes Capitel.

Für Dreierlei danke man den Göttern:

1. daß man ein Mensch ist und kein Kameel;
2. daß man ein Europäer ist und kein Russe;
3. daß man nach 1789, und nicht vor benanntem Jahre zur Welt gekommen ist.

Seit dem Jahre 1789 hat die Scheidung zwischen Wissenschaft und Leben immer mehr aufgehört. In früheren Zeiten war die Wissenschaft das Privilegium einer Kaste; das Reich der Wissenschaft war in den Stuben; ihr Thron stand neben dem Ofen; — das Diadem um ihre königliche Stirn hatte auffallende Ähnlichkeit mit dem krausen Rand einer baumwollenen Schafsmütze. Die Stubengelehrten sind höchstens noch in einem Antiquitäten- und Raritäten-Cabinet an ihrem Platz. In unsren Tagen hat die strenge Scheidung zwischen Wissenschaft und Leben aufgehört; das Leben selbst ist eine Wissenschaft und freie Kunst geworden.

Wie will nun die Censur die Besprechung der Gegenwart überwachen? die Tagespresse? die Journalistik? die Kritik? Nichts leichter wie dieses, sagt ihr. Die Censur weist den mißliebigen Schriftsteller ab. Ihre Mittel erlauben ihr das. Gut! Nun aber läßt der zu Hause abgewiesene Schriftsteller auswärts drucken. Diesen Satz könnte ich mit 101 Thatsachen belegen; es mag indessen an zweien genug sein.

Als in diesem laufenden Jahre einer freimüthigen Abhandlung unsers Herrn Dr. Schnelle vom freimüthigen Abendblatt *) die Aufnahme versagt worden war, erschien die nämliche Abhandlung von Wandsbeck aus.

Unser Landsmann, Herr Karl Nauwerf, dem eine Recension über das Buch eines obskuren Pommerschen Junkers vom Censor der Rheinischen Zeitung gestrichen war, ließ dieselbe Recension mit Haut und Haar aus der Schweiz erscheinen.

Neuntes Capitel.

Ein anderer Ausweg: Der Schriftsteller verlängert den Faden seines Stoffes bis zu 21 Bogen.

Wie viel von dem Raberschen Buche wohl zu Raum gekommen wäre, wenn der Doctor es in einzelnen Abendblattportionen dem Leser hätte vorsezzen lassen? — Aus dem starken und scharfen Schwerte wäre wahrscheinlich ein Ding geworden, das höchstens zu den Functionen eines Räsemessers hätte brauchbar sein mögen.

*) Auch von dem Wächter Rostocker Censur. A. d. S.

Zehntes Capitel.

„Aber wie nun, wenn das Buch verboten wird?“ spreicht ihr mit einem gewissen triumphirenden Lächeln und macht ein Gesicht gerade so wie Scipio auf den Trümmern von Carthago.

Erlaubt mir eine Frage: Wie alt seid ihr eigentlich schon? — Ihr scheint mir noch nicht recht Bescheid in der Welt zu wissen. Was wirken denn Bücherverbote? — Unglaubliches mag durch sie erreicht werden; nur eins nicht, nämlich ihr Zweck.

Der Reiz der verbotenen Frucht ist in diesem Jahre 5007 nach Ershaffung der Welt noch eben so stark, als er anno Tobak an unsrer lieben Mutter Eva sich bewährte. Es gab eine Zeit, wo Deutschland eben so wohl wie Rom einen dicken Katalog verbotener Bücher hätte anlegen können. Das Papier der verbotenen Bücher würde zu einem Sonnenschirm ausgereicht haben, unter welchem 39 Millionen Deutsche hätten im Schatten sitzen können.

Man ist von den Bücherverboten so ziemlich zurückgekommen; vielleicht hat man das Zweckwidrige dieser Maßregel eingesehen. Jean Paul bemerkt in dieser Hinsicht eben so geistreich als treffend:

„Eine Schrift gewinnt durch die Verbannung in den Buchladen des Verlegers in kurzer Zeit mehr Ruhm, als in einer längern durch den Zuläss eines freien Umlaufs. So soll ein junges Hüllein durch Einsperren in den Stall in

einem Jahre mehr Luder auf den Leib bekommen, als in zweien durch die Weide auf der Wiese."

Der Reiz nach verbotenen Büchern ist bei vielen so stark, daß sie dieselben lesen, nicht quoique, sondern pareequ.

Elstes Capitel.

Und was bewirkt denn alles Streichen und Ausmerzen? Es war eine trödelhafte Zeit, als die Censurlücken in den Büchern noch durch weisse Stellen, oder durch Gedankenstriche angedeutet werden durften. Diese langen Gedankenstriche nahmen sich aus wie Leichensteine auf den Gräbern erschlagener Gedanken, die gefallen waren, weil sie nicht gefallen hatten. Es war damals ganz unheimlich in Deutschland; allenfalls gingen die todtten Geisteslinder um und spukten.

Was bewirken alle Censurstrichen?

Sehr häufig werden die ausgemerzten Stellen bei andrer Gelegenheit doch an den Mann gebracht. Man klebt eine andre Etikette an die verschmähte Flasche und präsentiert den nämlichen Wein zum zweiten Mal. Man macht es wie der sehr vortreffliche Komiker Louis Schneider, der ein halbes Dutzendmal die Bühne verläßt und im nächsten Augenblicke wieder erscheint, jedesmal ein Anderer, und doch immer der nämliche Louis Schneider.

Oft auch werden gestrichene und condemnirte Stellen in einem besondern Abdruck, dem gerührten Publicum vor die

Augen geführt; und bei der Gelegenheit wird nicht selten die ganze saubere Geschichte eines Preszproceses und der ganze Liebesbriefwechsel mit den Censur- und Polizei-Behörden zum Besten gegeben. Bünsow in Kiel weiß das.

Das ist nicht recht, sagt ihr. Ich gebe euch allenfalls zu, daß es polizeiwidrig ist. Wer kann wider die Elemente? Liebt nicht jeder Vater seine Kinder? Selbst wenn der Vater ein Eisbär ist? — Und wißt ihr denn nicht, daß ein Schriftsteller Vater und Mutter in einer Person ist?

Zwölftes Capitel.

Was nutzt alle Strenge der Censur?

Der Despotismus verrichtet, ohne daß er's will, Ammendienste bei der Schlauheit. Kein Land hat so barbarische Strafen, wie Russland, und in keinem Lande wird so viel gemauert und gediebt und geschmuggelt, wie in Russland.

Der Schriftsteller fürchtet das Argusauge des Censors. Nun spricht er nicht geradezu, sondern in Winken, Andeutungen, Gedankenstrichen. Zeitungsleser zumal lernen wie spielernd die wichtige Kunst, zwischen den Zeilen zu lesen. Diese Kunst hat sich bereits zu einer bedeutenden Blüthe entwickelt; und der Preis für die Zeitungen müßte mindestens um ein Drittel erhöht werden, weil der kundige Leser mindestens ein Drittel mehr herausliest, als eigentlich gedruckt da steht.

Oder wer will dem Schriftsteller wehren, all sein

Sehnen, all sein Denken einer andern Person in den Mund zu legen? Guldne Freiheit der dramatischen Dichter!

Oder es wird übersetzt. Die Werke der freien Franzosen und Engländer werden auf den deutschen Markt gebracht. Der Leser fängt an zu vergleichen, zu combiniren, Schlüsse zu ziehn.

Oder man sucht den Schutz, den Menschen versagen, bei den Thieren; man flüchtet sich in die Thierwelt hinein, und wirft den bittern Wahrheiten der Gegenwart das lustige Gewand der Fabel um.

Oder endlich der aus der Feder versagte und unstatthaft umherirrende Gedanke flüchtet sich in den Pinsel hinein. Wahrheit in Bildern wirkt mächtig, weil sie gewöhnlich noch einen Begleiter mitbringt, der überall willkommen ist, das ist der schalkhafte Witz, der lachende Humor.

Dreizehntes Capitel.

„Was sollte wohl, sprecht ihr ganz ernsthaft weiter, was sollte wohl aus dem Staat, aus der bestehenden Ordnung, aus Gesetz, Zucht, Sitte, Moral, Religion werden, wenn auf einmal die Presse freigegeben würde? — Hu! Aufruhr, Umsturz, Freiheit, Gottlosigkeit an allen Ecken und Kanten!“ —

Kennt ihr ein Ding, mit Namen Gesetz? Wißt ihr, was ein Preszgesetz ist? Wir hassen die Censur aus seinem andern Grunde, als weil wir die Willkür hassen.

Fraget euch ferner: Ist denn der Staat etwas Fertiges?

Ist er nicht vielmehr Etwas, das aus einem Entwicklungsproces in den andern übergeht? — Hat nicht jeder mit gesundem Hirn versehene Mensch die Pflicht und das Recht, über die Angelegenheiten seiner Zeit nachzudenken? — Und wenn er nachdenken darf, so darf er auch reden; — und wenn er im Allgemeinen reden darf, so darf er auch Schwarz auf Weiß reden.

Nettek (Allgem. Geschichte Bd. VI. Cap. 3. S. 8) sagt das mit viel bessern Worten:

„Was die Junge dem Gedanken, das ist die Presse dem Wort. Wer will die Junge nöthigen, daß sie um Erlaubniß bitte für das Wort, welches sie spreche? — oder dem Geist verbieten, daß er Gedanken erzeuge? — Was Anderes soll frei und heilig sein, wenn nicht die Presse?“ —

Zeigt uns, ihr seid ja doch sonst so klug, eine andre Brücke zu den Köpfen und Herzen unsrer Mitbürger, wenn es die Presse nicht sein soll.

Aber ihr wollt nur nicht mit der Sprache heraus: ihr möchtet gern das Denken überhaupt verbieten. Ihr kennt auch keine Staatsbürger, sondern nur Unterthanen und Kothsassen; — für euch ist jedes Gesetz ein Utaß; — ihr verbönt jede Frage, die sich auf Warum? reimt; — ihr erlaubt bloß die eine Frage: Wie viel? — denn, sagt ihr, an dieser Frage hat jeder Contributionspflichtige sein reichliches Auskommen. — Mit der ganzen Aufrichtigkeit eures lieb-

reichen Herzens gönnt und wünscht ihr uns jene Pressefreiheit, die schon lange in der Türkei gegolten hat; sintelmal dort zu Lande jeder nur erträumliche Druck von Rechts wegen erlaubt ist. Geht, Kinder, und wascht euch, daß ihr den Lustengeruch los werdet.

Vierzehntes Capitel.

Nebrigens finde ich es sonderbar, daß ihr nicht schon längst mit eurem alten beliebten Kunstsinn zum Vorschein gekommen seid, nämlich mit dem Kunstsinn, auf solche Länder hinzuweisen, in welchen die Pressefreiheit eine Wahrheit geworden ist. Da muß vor allen Dingen Frankreich, das gottlose, attentäterische Frankreich herhalten. Alle schwere Noth der Zeit und alle Noth der schweren Zeit wird alsdann flugs aus der Pressefreiheit hergeleitet. — Seltner beruft man sich auf England. Denn es ist freilich einerseits bekannt, daß die englische Presse frei ist, und zwar sehr frei; — auf der anderen Seite aber müssen die Censurliebhaber auch zugestehn, daß kein Volk sich freudiger unter die Herrschaft, man kann sagen, unter den Pantoffel seines Gesetzes stellt, als das englische Volk. Ha, dieses schwere Kaliber, das in englischen Zeitungen gegen die Großwürdenträger des Reichs gerichtet wird!

Hat nicht Anno 1829 das Morning-Journal den Herzog von Wellington, den Helden von Waterloo, das militärische Idol aller Höfe Europa's, den Favoritminister Georgs IV.,

dermaßen heruntergehunzt, daß es sehr die Frage ist, ob hinterher ein Hund von dem ehrenwerthen Herzog wieder Brod angenommen hat.

Mit Nord-Amerika darf man wohl nicht kommen; denn das ist eigentlich gar kein Staat, sondern eine Republik. Seit Jahren schon schreien die Eulen, daß der Freistaat Amerika eines baldigen Todes jämmerlich wird sterben müssen.

F u n f z e h n t e s C a p i t e l .

Das Bestehen eines Staates ist also mit der Preszfreiheit sehr wohl verträglich. Wie aber verhält es sich mit Zucht und Sitte und Ehrbarkeit? —

Die ehrbarste, sittsamste, feuschesten Nation Europas, die normändische, hat Preszfreiheit.

Die Censur, als Schirmvogtin der Sittsamkeit, kommt mir gerade so vor wie eine leibliche Schwester von jenem bekannten Gärtner, Namens Boc.

Man werfe nur einen Blick in die Ritter-, Räuber- und Liebes-Romane, und wie der Schund sonst heißt, der dem Volke um 2 Schillinge pr. Woche feil ist, und abonnementsweise bedeutend billiger. Jene Bücher scheinen gesellschaftlich darauf berechnet zu sein, unsern jungen Anwuchs methodisch zu verderben und in das sittliche Fundament den Schwamm zu bringen. Und alle jene Bücher, die dem Lesehunger einen Fratz bieten, der nur Hundeselten munden kann, seht, sie sind mit Erlaubniß einer hochzuverehrenden Censurbehörde gedruckt.

Und soll die Censur wirklich die Sittlichkeit befördern helfen, warum drückt sie bei gewissen Gelegenheiten beide Augen zu und lässt die niederträchtigsten Schmeicheleien und andre grobe Injurien ungehindert passiren?

Sechszehntes Capitel.

Neben sonstigen Functionen bekleidet unsre würdige Matrone auch noch das Amt einer Kirchendienerin und stellt sich als Schweizergarde vor den Tempeln auf, damit diese nicht umgerissen werden. Die Censur hat das Protectorat über die Dogmen übernommen. Bei diesem Geschäft ist sie in jüngster Zeit oft mächtig ins Gedränge gekommen. Jedoch scheint sie auf diesem Felde so ziemlich das Princip der Nicht-Intervention zu dem ihrigen machen zu wollen. Oder sie ist auch blind und ahnt die Consequenzen nicht, die aus den demantscharsen und demantklaren Sägen eines Ludwig Feuerbach und Friedrich Feuerbach sich herleiten lassen. Anderseits aber lässt sie auch die entgegengesetzte Partei zu Wort kommen, und sieht geduldig zu, wenn das Land mit jenen frommen Tractätlein überschwemmt wird, deren vorzüglichster Werth nun gerade nicht in der Vernünftigkeit ihres Inhalts besteht. Denn diese Tractätlein sind unter den Erbauungsbüchern ungefähr das, was die Sperlinge unter den Singvögeln, die Zoten unter den Mützen, die Rechenpfennige unter den Ducaten. —

Siebzehntes Capitel.

„Nun wenn ihr denn durchaus nicht anders leben könnt, so möge bald einmal ein Versuch mit der Pressefreiheit ange stellt werden. Aber langsam! — Alles muß sich historisch entwickeln! — Wir lieben ja auch den Fortschritt!“

Allerdings liebt ihr den Fortschritt; aber ihr haßt die Bewegung. Alles muß sich historisch entwickeln! — O sonderbare Naturerscheinung, daß ein Versprechen und eine feierliche Zusage sich recht schnell historisch entwickeln können, die Erfüllung des Versprechens aber desto langsamer.

Achtzehntes Capitel.

Es ist indessen damit nicht genug, daß die Censur bei Weitem das nicht leistet, was sie als literarische Polizei Anstalt leisten soll; sie hat diesem negativen Pol gegenüber auch einen positiven, das ist der offensichtliche Schade, den sie anrichtet.

Wo nicht getadelt werden darf, da nimmt das Lob leicht einen Beigeschmack von Schmeichelei an.

Die sogenannten offiziellen Artikel, die Pflegekinder der sogenannten guten Presse, haben überall nur geringen Credit. Der denkende Leser liest nicht anders, als mit dem kritischen Maßstab in der Hand. Die Kritik gleicht einer accuraten Hausfrau alten Stils, die Nichts annimmt, ohne es vorher wohlbedächtig nachgemessen und nachgewogen zu haben.

Wenn nun vollends erst über manche Dinge und Begebenheiten ein strenges Stillschweigen angefohlen wird, so richtet man damit noch weniger aus. — Der Befehl eines solchen Stillschweigens kann unter Umständen den Charakter der Grohartigkeit an sich tragen; man vergleiche den Befehl des Römischen Senats, als er bei Lebensstrafe jedes sterbende Wort über das Unglück bei Cannae untersagte. In Deutschland aber sind es meistentheils Scandalosa, die man durch derartige Befehle einer schnellen Vergessenheit zu übergeben meint. Mit Richten! — Denn in Deutschland läuft schon längst neben jeder gedruckten, eine mündliche Tradition einher, die nicht unter Censur steht. Die mündliche Tradition verhält sich oft zur gedruckten, wie ein Druckfehlerverzeichniß zum Buch; — sie fährt per Dampf und damit genug.

Schuldenstand

der landesherrlichen und ständischen Cassen des Großherzogthums Mecklenburg-Schwerin.

Im vorigen Jahrgange hatten wir einen Artikel mit der Überschrift: Unser Budget. Ja, Mecklenburg hat ein Budget — gehabt, und so mager es auch war und dürftig, der Mecklenburger war stolz darauf und hatte wieder Vertrauen zum Staat und glaubte, daß man ihn nun peu à peu zum Staatsbürger avanciren lassen und ihn erlösen wolle aus dem Hintersassenhum der Ritter und Bürgermeister. Aber Hoffen und Harren macht Manchen zum Narren. Der Staatskalender von 1844 hatte das Staatsbudget gebracht, der von 1845 ließ es stillschweigend wieder weg. Unbegreiflich! Warum reizte man denn den Heißhunger nach Offenlichkeit durch Mittheilung des Budgets im Staatskalender 1844 noch mehr, wenn man ihn nicht regelmäßig befriedigen wollte? Wenn man auf diesen Rückschritt hinklickt und daneben liest, wie unsere Herren Stände von den Budgets der Städte sagen: „Diese Anordnung habe keinen reellen Nutzen und könne in mancher Beziehung sehr nachtheilig werden, abgesehen davon, daß das dadurch statuirte Princip der Offenlichkeit

auch zu weiteren derartigen Ansprüchen nach oben hinauf hinführen müsse," — so muß man die Deffenlichkeit in Mecklenburg für eine Unmöglichkeit erklären. Und schon hat jener Rückschritt andere nach sich gezogen: die Städte Rostock, Schwerin und Güstrow hatten auch angefangen, ihre Budgets durch die öffentlichen Blätter bekannt zu machen, haben aber diese Veröffentlichung, nach dem Vorgange des Staatskalenders, wieder eingestellt. Unsere einzige Hoffnung in dieser Beziehung beruht noch auf den bürgerlichen Rittern, und wir bitten dieselben hiedurch inständigst, einen Antrag dahin zu stellen, daß die Standesversammlung bei beiden Landesherren um die Veröffentlichung eines speciellen und motivirten jährlichen Budgets petitionire. „Petitionire“ sage ich, denn der Mecklenburger hat leider nur ein natürliches, aber kein juristisches, kein verbrieftes Recht auf solche Veröffentlichung, und würde also eventualiter als guter Unterthan sagen müssen: Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen, der Name des Herrn sei gepriesen. Die desfallsige Petition wäre aber am leichtesten zu begründen durch die Berufung auf das in den Verhandlungen des Convocationstages von 1808 gegebene, aber freilich nicht acceptirte fürstliche Versprechen, nach welchem „Seine Herzogliche Durchlaucht Ihren getreuen Ständen über das Erforderniß und die bestimmte Verwendung der Abgaben die gehörige Auskunft und Nachweisung in der Maße geben lassen wollen, daß die Ausgabe nach zu entwerfenden Etats bestimmt werde, die so

lange zur unveränderten Grundlage dienen sollen, bis ihre Unzulänglichkeit durch eine weiter verlangte Revidirung nachgewiesen ist.

Eine Uebersicht des Schuldenstandes aber hat uns der Staatskalender von 1845 denn doch wieder gebracht. Ob auch der Staatskalender von 1846 wieder eine solche bringen wird? Wer kann wissen, was geschehen wird in Dingen, bei welchen das: Tel est notre plaisir! gilt.

Wir wollen denn nun unseren statum passivorum wieder die Revue passiren lassen.

I. Die Relutionscasse zu Schwerin.

A. Alte Schuldsumme im Johannistermin 1844	4,405,025 ₣
Ausgabe: a) an Zinsen	172,416 ₣
b) jährl. Capitalabtrag ..	50,000 "
c) Gehalte, Porto, Bü-	
reaukosten &c.	8,584 "
	Summa 231,000 ₣,

zu deren Bestreitung die erforderlichen Summen aus den Einkünften der reluirten Aemter angewiesen werden. — Zu Johannis 1846 wird die Capitalschuld betragen etwa 4,290,000 ₣
 B. Neue Schuld*), nach der Bekündigung vom 13. Januar 1844, realisiert in den Jahrgängen

*) Die Bekündigung sagt: „Da einige unvermeidliche außerordentliche Verwendungen, besonders: 1) die Vorschüsse, welche wir wegen

Johannis 1844 und Johannis 1845 etwa im
Betrage von 420,000 ₣
Ausgabe an Zinsen 12,075 ₣,
welche Summe ebenfalls auf die reluirten
Aemter angewiesen ist.

der Bundesfestungen Mainz, Luxemburg, Ulm und Nassau für Unsere gesammten Lande zu machen genötigt sind; 2) die Kosten der bundesbeschlußmäßigen Vermehrung und Ausrüstung Unseres Bundescontinents; 3) die Kosten der den jetzigen Verhältnissen angemessenen baulichen Einrichtungen Unseres Schlosses, Uns veranlassen, eine Anleihe von 700,000 Rthlr. R³ anzunehmen: so verkündigen Wir hiemitteß diesen Unseren Beschlus." Wir bemerken hiebei zunächst ad 1) daß hier von Vorschüssen nicht wohl die Rede sein kann, da die Stände überzeugend dargethan haben, daß der Beitrag zum Bau der Bundesfestungen lediglich von dem Landesherrn allein übertragen werden müsse. — Das Verfahren bei solchen landesherrlichen Anleihen aber ist vorgeschrieben in dem von Friedrich Franz I. unterm 11. Mai 1805 erlassenen merkwürdigen „Edict, wie es künftig mit dem gesammten Creditwesen des Herzoglichen Hauses gehalten werden soll“ cf. Parthim'sche Gesetzesammlung, Neue Folge, Theil I pag. 1. Nach demselben sind bestimmte und namentlich aufgeführte Ursachen zur Contrahirung rechtmäßiger und gültiger Landes- und Lehnsschulden erforderlich, über deren Vorhandensein das Ministerium, die Relutionscommission und die Kammer sich nach vorgewesener Untersuchung einverstanden erklären müssen. — Ob aber dies Edict noch gesetzliche Kraft habe, oder ob es durch das Hausgesetz vom 23. Juni 1821, diesen unsren großen Unbekannten, antiquirt worden, müssen wir freilich dahin gestellt sein lassen.

II. Die Schulden-Tilgungs-Casse zu Schwerin.
Schuldsumme in Term. Joh. 1844..... 406,605 ₣

Einnahme:

a) aus der großherzogl. Kammer .. 85,000 ₣

b) aus der allgemeinen Landes-Recep-
tur-Casse..... 150,000 "

Summa 235,000 ₣

Ausgabe:

a) an Vorschuß 1,100 ₣

b) an Zinsen 14,775 "

c) an Capital-Abtrag.. 214,051 "

d) an Verwaltungskosten 5,500 "

Summa..... 235,426 ₣

Mithin wird Vorschuß sein 426 ₣

Diese Schuld, welche Johannis 1845 noch etwa 190,000 ₣ betrug, wird Johannis 1846 gänzlich getilgt sein, womit denn die Schulden-Tilgungs-Casse von selbst aufhört.

III. Die Landescreditcommissionsschuldenabtrags-
casse zu Schwerin.

Schuldsumme in Term. Joh. 1844..... 420,400 ₣

Einnahme:

aus der allgemeinen Landesrecepturcasse

a) zur Bezahlung der Zinsen und

zum Capitalabtrag 17,045 ₣

b) zu Verwaltungskosten 2,280 "

19,325 ₣

Der völlige Abtrag dieser Schuld wird in der Zeit von Johannis 1846 bis dahin 1848 beschafft werden.

IV. Die allgemeine Landesrecepturkasse zu Rostock
im Term. Anton. 1845.

Einnahme:

1) aus indirecten feststehenden Steuern:

a)	Papierstempel	24,000	fl
b)	Collateralerbsteuer	6,000	"
c)	Spieldatenstempel	2,500	"
d)	Kalenderstempel	440	"

2) aus dem außerordentlichen Contributionsedict:

e)	drei Simpla desselben	270,000	"
f)	außerordentliche Handelssteuer von fremden Kaufleuten	800	"

303,740 fl

Ausgabe:

1) fundationsmäig angewiesene Zah-
lungen :

a)	an die Schuldentilgungskasse in Schwerin	150,000	fl
b)	an den Landkasten	19,500	"
c)	an die Stadt Rostok	2,275	"
d)	an die Stadt Wismar	780	"

Latus 172,555 fl

	Transport 172,555 ₣
e) für die Verwaltung der Cässe und die Revisions- und Visitations-Commission	9,500 "
f) Kosten des Papierstempelbetriebs	1,600 "
2) fundationsmäßige, aber abgängige Zahlungen:	
g) an die Landescreditcommissions-schuldenabtragcasse	19,325 "
3) später fundirte Zahlungen:	
h) Pensionen an invalide Jäger	2,000 "
i) an die großherzogl. Renterei	50,000 "
k) an die Ritterschaft des mecklenb. und des wendischen Kreises	4,500 "
l) an die Städte des mecklenb. und des wend. Kreises incl. Wismar	7,500 "
m) an die Cässe zur Aufhülfe der städtischen Industrie	1,500 "
	268,480 ₣

Bleibt also mutmaßlicher an die Chaussee- und Wasserbaucaſſe abzugebender Ueberschuss 35,260 ₣

Da die Landesrecepturcaſſe ihre ursprünglichen Zwecke bald erfüllt haben wird, so steht derselben eine Veränderung hinsichtlich ihrer Einnahme sowohl als ihrer Ausgabe bevor. Was die Einnahme betrifft, so wird man wahrscheinlich die verschiedenen Stempelsteuern (Papier-, Erb-, Karten- und

Kalenderstempel), welche zusammen jährlich circa 33,000 ₣ aufbringen, aufhören lassen, und bei der Ausgabe wird es sich darum handeln, ob man alsdann die ganze Kraft der Landesrecepturkasse auf Abtragung der Chaussee- und Wasserbauanleihe richten und dieselbe so bis 1852 oder 53 vollkommen tilgen, oder ob man daneben für andere Staatszwecke durch die Aufkünfte der Landesrecepturkasse sorgen will; durch letzteres würde freilich das Aufhören der außerordentlichen Contribution noch länger hinausgeschoben. Kommt übrigens die Reform unseres Steuer- und Zollwesens zu Stande, so wird auch dies von grossem Einfluß auf das Schicksal der Landesrecepturkasse sein müssen.

V. Der Landkasten in Rostock in Term. Joh. 1844.

1) Schulden der Ritterschaft des mecklenburgischen und wendischen Kreises	180,818 ₧
2) Schulden der Ritterschaft des stargardischen Kreises	32,250 "
3) Schulden der Landschaft des mecklenburgischen und wendischen Kreises	84,260 "
4) Schulden der Landschaft stargardischen Kreises	5,250 "
	302,578 ₧

VI. Anleihe für die Landeshülfen zu den Chaussee- und Wasserbauten.

Bis Johannis 1844 incl. 1,060,400 ₧

Durch die ständische Bewilligung der Landeshülfe zu weiteren funfzig Meilen Chaussee wird sich diese Schuld noch bedeutend vermehren, und überdies sind außer den gedachten funfzig Meilen noch anderweitige funfzig erforderlich, um die nötigen Chausseeverbindungen in Mecklenburg herzustellen. Da diese Schuld übrigens von Johannis 1848 an unsere einzige Landesschuld sein wird, so werden wir jeder Zeit leicht mit ihr fertig werden.

VII. Anleihe für die Hamburg-Berliner Eisenbahn.

Es sind bis Johannis 1844 incl. durch das Banquierhaus Salomon Heine in Hamburg bezahlt..... 750,000 £ H. Bco.

Bei der wohlbegründeten Aussicht auf die Rentbarkeit der Hamburg-Berliner Eisenbahn, ist diese Schuld eigentlich keine Schuld, sondern vielmehr die Quelle einer vielleicht nicht unbeträchtlichen jährlichen Einnahme. Diese Anleihe hat den Namen: „Großherzoglich Mecklenburg-Schwerinsche Anleihe von 1843“ und wird betragen 3,750,000 £ H. Bco. Der Hamburger Courszettel nennt sie: „Mecklenburgische 3½ p.Ct. Anleihe.“

Bemerkungen über die geognostischen Verhältnisse Mecklenburgs *).

Die geognostischen Verhältnisse Mecklenburgs haben schon früher zwei sehr achtungswerte Bearbeiter gefunden, welche ihre Beobachtungen theils in eigenen Druckschriften, theils in Journalauflägen niedergelegt haben, nämlich den Herrn Obermedicinalrath Dr. Brückner in Ludwigsburg und den Herrn Professor von Bücher in Rostock. Ersterer in der Schrift: Wie ist der Grund und Boden Mecklenburgs geschichtet und entstanden? Neustrelitz, Dümmler, 1825, und in den Nummern 416 und 447 des Schweriner freimüthigen Abendblatts vom Jahre 1827, wo er eine äusserst genaue und zutreffende Darstellung unserer orographischen Verhältnisse liefert; Letzterer in der Schrift: Chemische Untersuchung der Solequellen bei Sülz, nebst einer Uebersicht der wichtigsten Gebirgsverhältnisse Mecklenburgs und Neuvorpommerns, Berlin, Hirschfeld, 1829, so wie in einem Vortrage, gehalten in der Versammlung der deutschen Landwirthschaft in Doberan, die, wenn ich nicht irre, in den mecklenburgischen Annalen des patriotischen Vereins vom Jahre 1841 abgedruckt ist.

Beide Männer haben grosse Verdienste um den in Rede stehenden Gegenstand. Jener, weil er zuerst denselben mit Gründlichkeit, Wissenschaftlichkeit und seltenem Scharfsinne zur Sprache gebracht hat, Letzterer, weil er hauptsächlich die Aufmerksamkeit auf das Vorkommen der Kreidesformation in Mecklenburg hingelenkt und in weiterem Kreise verbreitet hat.

Gleichwohl dürfte eine wiederholte Besprechung dieses Gegenstandes insofern einiges Interesse gewähren, weil einestheils die Bodenkunde

*.) Dieser Vortrag wurde im Jahre 1843 in der Versammlung des Lübecker Vereins zur Untersuchung der geognostischen Verhältnisse in den baltischen Ländern gehalten.

Meklenburgs seit den Beobachtungen der genannten Herren einige Verfeinerung erfahren hat, theils einige Irrthümer in die Darstellungen jener Männer sich eingeschlichen haben.

Im Allgemeinen stellt sich die Oberfläche Meklenburgs dar als ein erhöhter Erdruinen, der so ziemlich mit der Elbe parallel, also von Ostsüdost nach Westnordwest streicht, sich in Form und Richtung in den angrenzenden Ländern fortsetzt und dessen Grenzen durch die Oder und Elde bezeichnet sein möchten. Dieser Erdruinen bildet in Meklenburg die Wasserscheide zwischen der Ostsee und der Elbe und trägt so ziemlich in der Mitte seiner größten relativen Elevation eine große Anzahl größerer und kleinerer Landseen, aus welchen die meisten und zwar die bedeutenderen Flüsse des Landes ihren Ursprung nehmen und theils der Ostsee, theils der Elbe, d. h. der Nordsee, zuflossen.

Der südlich und südwestlich gelegene Theil des Landes ist im Ganzen genommen mehr eben und größtentheils Heide, Sand- und Moorböden, dabingegen das nördliche und nordöstliche Gebiet von mehr hügeliger Beschaffenheit und mit einer besseren Ackerkrume, aus lehmigen und mergeligen Bestandtheilen bestehend, begabt ist. Derselben finden sich, außer dem Räsenfelsen bei Domitz, Neustadt und Ludwigslust, auch Alluvium- und Braunkohlenlager in der Nähe von Domitz und Parchim und Gyps bei Lübkeen, hier ausgedehnte Kieselalager an der Südseite der Müritz, dem Malstiner See u. s. w., wodurch sich eine Verschiedenheit, gewissermaßen im Gegensatz herausstellt. Gemeinschaftlich sind beiden Gebieten die Salzquellen und der Räsenfelsen in der Gegend zwischen Rössen, Telsin, Marlow und Zibnitz. Letzterer beeinträchtigt zwar hier wie dort die Vegetationsfähigkeit des Bodens, indem der eisenhaltige Sand in Schichten und Klummen zusammengeballt (er wird in Sudwesten Klump, in Nordosten Ur genannt), das Pfählen erschwert und das Wasser nicht durchläßt, teinesweges bildet er aber im Nordosten so große zusammenhängende Stude von solchem Eisengehalt, daß er wie im Südwesten zur Eisengewinnung oder als Baustein benutzt werden könnte.

Gaffen wir nach dieser allgemeinen Uebersicht unsern Gegenstand etwas näher in's Auge, so finden wir, im Südwesten beginnend, nach Brückners meisterhafter Beschreibung zwischen Muchow und Bliestendorf, Amts Neustadt, die Wasserscheide zwischen Elde und Löcknitz so flach, daß sie kaum zu verfolgen ist. Diese Stelle ist die Mündung einer weiten Ebene, welche sich von hier nordwestlich über Neustadt zwischen Crivitz und Ludwigslust, Schwerin und Hagenow, Gadebusch

und Wittenburg, bis an den Schaalsee erstreckt und, wenn gleich mit bedeutend erhöhtem Niveau, auch weiter noch, südlich vom Rügenburger See durch Lauenburg in Holstein hinein zu verfolgen ist, dort an die große hochliegende Heide sich anschließend, welche das Land in der Mitte von Südosten nach Nordwesten durchziebt und besonders bei Segeberg sehr bedeutend wird. Der Boden dieser Ebene ist fast durchgehends Heide, Sand und Moor und ist sie sehr zutreffend mit dem Namen Heideebene zu bezeichnen.

Sie wird auf der Südwestseite begrenzt durch eine Hügelkette, welche südlich von jener Stelle beim Dorfe Muchow fast unmerklich anhebt, dann in einer Breite von 1—3 Meilen mit jener Ebene parallel, zwischen ihr und der Elbe dabin läuft, letzterer sich bald nähernd, bald sich von ihr entfernd, bei Boizenburg aber sich ihr dicht anschließt; von dort ab bildet sie das hohe Ufer des Elbhals und läßt sich bis viele Meilen unterhalb Altona verfolgen. Dieserwegen nennt sie Brücke die Elbkette.

Durchbrochen wird dieselbe von der Elde bei Grabow, der Rögnitz bei Ludwigslust, der Sude bei Nedelin, der Schale bei Bengersdorf, der Boize bei Boizenburg, der Sieknitz bei Lauenburg, der Bille bei Bergedorf und der Alster bei Hamburg selbst.

Die breiten Thäler aller dieser Flüsse haben die Hügelketten sämmtlich von Nordost nach Südwest parallel so durchtritten, daß zuweilen nur die Reste wie Inseln aus den weiten ebenen Thälern hervorragen, wodurch das Aussehen des Ganzen sehr erschwert wird. Am meisten zerstört ist dadurch der Anfang der Kette durch die Thäler der Elde, Rögnitz und Sude. Hier und zwischen den Thälern der Bille und Alster ist der südwestliche Abhang der Kette mit einem Uebermaß von gelbem Kugsand bedeckt; sonst ist die Oberfläche der Hügel überall lehmig und mit ziemlich zahlreichen Gerölle bedeckt, welche letztere dagegen in dem ziemlich breiten sandigen Elbthal, welches diese Hügelkette auf ihrer Südwestseite begleitet, gänzlich fehlen, so wie sie auch in den ebenfalls sandigen und baudigen oben genannten Duerthälern und in der Heideebene selbst ziemlich selten sind.

Als eine östliche Fortsetzung dieser Hügelkette sind der Dänen- und Sonnenberg bei Parchim mit den mehr südwärts von diesen sichwendenden Marnitzer Bergen zu betrachten.

Dieser letztere Hügelrücken ist mit mehreren kuppen- und kegelförmigen Erhebungen besetzt, von denen einer, der Mühner Berg, für den höchsten Punct in Mecklenburg gehalten wird und nach einer Barometer-

messung 577 Fuß über dem Meere liegen soll. Der Gipfel dieses Berges besteht aus seinem Gerölle und Kies, an seinem Fuße liegen aber mächtige Granitblöcke in ungeheurer Zahl, auch Feuersteine und Kreideversteinungen umher, wohingegen diese Urgebirgstrümmer in geringer nordöstlicher Entfernung in der Richtung nach Plau zu fast gänzlich fehlen. Diese letztere Gegend hat ganz das Aussehen eines entwässerten Landsees und sind auch noch zwei kleine Landseen jetzt darin vorhanden.

Die Beschaffenheit des Ruhner Berges bei Marnitz und dessen Umgegend dürfte sehr für die vom Herrn Dr. Mancius aufgestellte Theorie der Rollsteinbildungen in den Ostseeländern sprechen.

Der oben genannte Höhenzug, die Elbette, ist für die mecklenburgische Geognosie sehr wichtig. Es gehören ihr an sämmtliche in Mecklenburg bekannte Lager von Braunkohlen (bei Bockup, Mallis, Herzfeld und Parchim), Allauerde (bei Lohsen, Rattenfort, Bockup, Wendisch-Wehningen), Gyps (bei Lübtheen und Propst-Jesas), so wie eine Soolquelle zu Conow und zwei solcher in der Nähe des Höhenzugs bei Voizenburg zu Gr. Timtenberge und Soltow nahe an der Elbe.

Über die Lagerungsverhältnisse der Braunkohlen und der Allauerde in der Nähe von Dömitz, nämlich bei Bockup, Mallis, Lohsen &c., kann ich hier hinweggehen, da sie ausführlich sowohl von Brückner, als von v. Blücher behandelt sind und das Bedürfige in den angeführten Schriften nachzulesen ist. Bemerken muß ich, daß seit langer Zeit kein Bergbau mehr auf Kohlen, noch Allauerde in jener Gegend getrieben wird.

Die Bockuper Kohlen sind von fester, grobbrüchiger und meist holziger Textur und von ganz ähnlicher Beschaffenheit, wie die zu Parchim im Sonnenberge gefundenen. Über die Braunkohlen zu Herzfeld besitzt ich folgende handschriftliche Notiz von dem Herrn Ober-medicinalrat Brückner vom 2. Juni 1839: »In meinem kleinen geognostischen Fragment über Mecklenburg bezeichnete ich (pag. 90.) die Gegend von Herzfeld, Amts Neustadt, als ihrer Physiognomie nach der Braunkohlenformation angehörig. Dies hat sich neuerdings bestätigt. Nach Mittheilungen des Herrn Pastor Schaumfell daselbst hat ein Bauer bei dem Versuch seines Brunnens zu vertiefen, 17 Fuß unter der Erdoberfläche ein circa 10 Fuß mächtiges Braunkohlenlager entdeckt. Die mir eingesandte Probe gleicht vollkommen denen der jetzt verlassenen Friedrich-Franz-Grube bei Bockup. Bestätigen sich diese

Nachrichten, so wäre dieses Lager aus vielen Gründen bauwürdiger, als das Mallis-Bockuper.^a Weitere Nachforschungen sind, so viel ich weiß, nicht angestellt worden.

Die Braunkohlen bei Parchim sind durch die im Sommer 1840 von dem Bergbauconducteur auf Kosten der Stadt angestellten Bohrversuche entdeckt. Das Bohrregister, welches mir durch die Gefälligkeit des Herrn Kaufmanns Siggelow zu Parchim mitgetheilt wurde, führt auf:

Bohrloch Nr. 7.

1) Dammerde	1 Fuß — Zoll
2) grober Sand und Stein ..	10 " 6 "
3) sandige Allauererde	30 " — "
4) sehr feste Allaunerde	21 " — "
5) Braunkohlen	8 " — "
6) Brauner Triebesand	1 " — "
71 Fuß 6 Zoll.	

Eine Gesellschaft hatte von der Stadt das Recht der Ausbeute dieses Kohlenlagers erhalten, auch einen Schacht abteufen und eine kleine Strecke in den Kohlensöhl treiben lassen; leider hat sich aber ausgewiesen, dass an der Stelle des Schachtes die Kohlen 14 Fuß unter Wasser liegen und ist die Grube deshalb einstweilen verlassen worden^b).

Das Gipslager bei Lübbeken anlangend, so in die Mächtigkeit des Flözes in der von Blücher'schen Schrift zu 151 Fuß angegeben; allein bemittet war dasselbe noch nicht durchsunk; es fand sich weiter eine 4 Fuß dicke Lage einer weichen kreideartigen Masse, unter welcher man noch über 100 Fuß in festem Gips gehobert hat. Die Streichungslinie des Flözes ist so ziemlich von Westen nach Osten mit starkem Fallen nach Süden und geringem Einschießen nach Norden. Der Gips ist $\frac{1}{4}$ Meile östlich von Lübbeken zu Propst-Jeser 30 Fuß unter Tag wieder aufgefunden, woselbst ein kleiner runder See, in welchem Bäume aufrecht stehen, und der wahrscheinlich ein ehemaliger Erdfall

^{a)} In der Nähe dieser Kohlen ist eine sogenannte Stahlquelle vorhanden, die in einem Eisenankstein zu Tage geht und daher viel Öder absetzt. Es ist zweifelhaft, ob der Gehalt dieser Quelle an Eisen von dem eisenhaltigen Sandstein herrührt, oder ob umgekehrt die Quelle die Bildung des Geskeins, welches sich nur in nächster Umgebung derselben findet, veranlaßt. Letzteres dürfte das Wahrscheinlichste sein.

ist, durch Auswaschen des Gypslagers entstanden. Dieses Vorkommen wegen hatte Brückner vor Entdeckung des Lübbecker Gypses in der Nähe einen Gypstöß vermutet, welche Hypothese glänzend gerechtfertigt worden ist.

Das Gypslager zu Lübbeke war früher ein Hügel von etwa 30 Fuß Höhe über der umgebenden ebenen Fläche und bloß mit losen Sande bedeckt; jetzt ist der Gips so ziemlich über Wasser weggebrochen und hat man beim tieferen Bruch mit ungemein stark zutrommenden Quellen zu kämpfen. Die Oberfläche des vom Sand entblößten Gypses zeigt runde, vom Wasser abgewaschene Formen. —

Die Salzquelle bei Gonow hat früher eine Saline gespeist, welche urkundlich von 1650 bis 1746 bestanden hat, aber stets sehr unbedeutend gewesen ist. Der noch vorhandene alte, mit Holz ausgeleszte Brunnen hat circa 15 Fuß Tiefe und 3-prozentige Soole.

Erla 4 Meilen westlich von Lübbeke nicht weit von der Elbe und zwischen ihr und der Sude finden sich auf dem ritterschaftlichen Gute Timmenberge in großen Strecken Salzplanten, namentlich: *Triglochin maritimum*, *Arenaria maritima*, *Aster Tripodium*, auch sind mehrere Salzlachen vorhanden; etwas weiter unterhalb an der Sude wurde an einer Wässerlache (entstanden durch früheren Deichbruch) mit etwa $\frac{1}{4}$ p.Ct. Salzgehalt, in deren Nähe jedoch keine Salzplanten, außer spärlich vorhandener *Arenaria* sich fanden, im Jahre 1840 ein Bohrloch bis zu 130 Fuß getrieben, wobei folgende Erdschichten durchfunkten wurden:

1) eine Kleilage	6 Fuß
2) Kies mit Braunkohleentrümmer und Glimmer	21 "
3) eine Geröllsäichte	3 "
4) Kies mit Braunkohlen	9 "
5) sehr fester, zum Theil wasserfreier schwarzgrauer Thon mit Kies und Gerölle von der Größe einer Hand vermengt	91 "
	130 Fuß.

Die Schicht sub. 5. wurde stellenweise weicher und sandiger, dann wieder thoniger und fester; es fand sich darin im 56. Fuß von oben 1½-prozentige Soole, die sich aber wieder verlor, seit das Bohrloch auf 66 Fuß Tiefe mit eisernen Röhren ausgesetzt wurde; überhaupt war diese mächtige Erdschicht ohne erhebliche Quellen, weil sich sonst das Bohrloch darin nicht 64 Fuß unter der eisernen Röhre hätte

halten können, was längere Zeit hindurch der Fall war. Bei fortgesetzter Arbeit verstopfte sich indessen das Bohrloch unterhalb der Röhre durch Steingerölle, die aus der Wand derselben hervortraten und ein Festklemmen des Bohrers zur Folge hatten.

Merkwürdig ist nun wohl dies der Elbe bei nahe parallele Vorkommen von Formationen, die vielleicht auf eine Niederlage von Steinsalz in der Tiefe hindeuten, zumal wenn man dabei einen Blick auf das linke Elbufer nach Lüneburg wirft. Zuerst oberhalb bei Cönow 3 prozentige Sole, dann drei Meilen weiter ein mächtiger Gipsstock und noch 4 Meilen weiter wiederum ein Auftreten von Salzvranzen und salzhaltigem Wasser und vielleicht noch weiter ein bis jetzt unbekannter Zusammenhang mit Oldeslohe *).

Dies der Südwesten von Mecklenburg.

Den mittleren Theil des Landes nimmt der gleich Eingangs genannte Erdrücken ein, der sich sowohl durch die Menge der darin vorkommenden Landseen (wohalb Brückner ihn die Wasserebene genannt hat), als auch durch viele und mächtige Kreidelager auszeichnet, dabei nicht minder reich an Sand, wie die Haideebene ist, obgleich er durchaus keinen eigentlichen Haideboden enthält. Diese Wasserebene entsendet aus ihrem Schose die Hauptflüsse des Landes, Warnow, Nebel und Elde und in ihrer südöstlichen Fortsetzung die Havel.

Ihre durchschnittliche Meereshöhe ist zu 200 Fuß anzunehmen, denn nach einem von mir angestellten Nivellirung liegt der Dustersee bei Stolzen 201 Fuß rheinl. höher, wie der Malchiner See, obgleich die Entfernung beider nur etwa $\frac{1}{2}$ Meile beträgt.

Dieser Landstrich nimmt die ganze Südhälfte von Mecklenburg-Schwerin bis an die Hauptwasserscheide ein, streicht dann westlich und nordwestlich über die großen Seen von Waren bis Plau, die großen Rossentiner, Kloster Malchower und Dobbertiner Tannenwälder, die Seen von Krakow, Goldberg und Dobbertin bis in die Gegend

*) In Bezug auf die von Brückner und Blücher angegebenen beiden Salzquellen zu Gülden und Sülsdorf zwischen Hagenow und Schwerin habe ich zu bemerken, daß sie nicht vorhanden und also von einer etwanigen geognostischen Charte zu tilgen sind.

zwischen Sternberg, Crivitz und dem Pinnower See, wendet sich hier auf nordwärts durch die Gegend von Brunow, Warin, Neukloster und verliert sich, schmal zulaufend, in der Gegend von Kirch-Mulzow.

Begrenzt wird derselbe südlich durch eine Hügelkette, die bei Mirrow allmählig anhebt und sich über Nöbel, Poppentin, Plau, Benthen, Crivitz, längs der Ostseite des Schweriner See's bis Stolpe und von dort in nordöstlicher Richtung bis in die Gegend von Kirch-Mulzow hinaufzieht, wo sie mit der anderseitigen Einfassung der Wasserebene zusammentrifft. Diese Hügelkette nennt Brückner die Elde-Kette.

Die östliche Einfassung der Wasserebene rückwärts verfolgend, sehen wir sie Anfangs eine große Breite von Kirch-Mulzow nach Satow einnehmend, dann schmäler werdend, südöstlich zwischen den Seen von Neukloster und Gr. Tessin sich hinziehen, worauf sie zwischen dem letzteren und Stolpe zu der schönen Waldhügelgruppe, die Schlemminer Berge sich ausbreitet und in der Hohen Burg die zweite Höhe des Landes (495 p. Fuß) enthält; dann zwischen Bugow und Warin wieder schmäler und niedriger werdend, wird sie von der Warnow von Weitendorf bis Al. Raden durchbrochen, geht über Sternberg, Dieplitz, Zehna, Upahl, Bellin, bei welchen letzteren Orten sie sich zu bedeutenden Höhen erhebt. Sie füllt den Raum aus zwischen dem Gute vor und Krakower See und wird bei Gr. Grabow durch ein schmales Thal unterbrochen, welches zur schiffbaren Verbindung der Ostsee und Elbe benutzt werden soll, so wie weiterhin bei Kuchelmiß und Ahrens-hagen noch einmal von dem engen steinreichen Thal der Nebel durchsetzt, worauf sie sich in mächtiger Breite dem Maschiner See nähert, während ein hoher Nebenarm die schönen Nordwestufer dieses See's bildet, welche mit Recht in der Nähe von Burg Schütz den Namen der mecklenburgischen Schweiz führt. Den Raum zwischen der eigentlichen Peene und deren aus dem Teterower See kommenden Seitenarm einnehmend und bis Neustadt streichend, wendet der Hauptzug der Hügel sich um das südliche Ende des See's und nimmt bei Kloster die Hauptwasserscheide des Landes auf, die sie selbst in ihrem ferneren Laufe über Marthagen, zwischen dem Torgelower See und der Müritz, Rargow, Kloster, Pieverstorf, Peutsch, dann zwischen dem Weißdiner und Zierker See bei Neustrelitz bis in die Ufermark hinein bildet. Diese Hügelkette, die bedeutendste des Landes, ist mit dem Namen Warnowkette belegt worden.

Bei ihrer Vereinigung mit der Eldefette bei Kirch-Mulzow trifft sie schief auf eine Hügelreihe, die Seckette, welche hart an der Seestücke

zwischen Brünshaupten und dem Salzhaff beginnt, in dem Diedrichshäger Berge sich sogleich zur dritten Höhe des Landes (185 P. K.) erhebt, südostwärts den Raum zwischen Kröpelin und Doberan füllend, nach Hohenfelde und Hanstorf fortstreichend, sich hier plötzlich nach Südwesten wendet, Kirch-Mulzow und Neuburg sich nähert und durch eine südlische Wendung nach Krassow gelangt, dann aber zwischen der Nordspitze des Schweriner See's und Mecklenburg hindurch nordwestlich nach Gressow streicht, darauf erstlich bis kurz vor Grevischmühlen geht, wo sie in dem Iserberge bei Hamberge wieder die beträchtliche Höhe von 320 P. K. erreicht, dann sich aber verflachend, nordwestlich über Damshagen, Hohen-Schönberg hinzieht und jenseits Ralhorst mit einem steilen Ufer an der Ostsee endigt.

Nach dieser Darstellung der bedeutenderen Höhenzüge des Landes dürfte sich die Hauptwasserscheide desselben zwischen Ostsee- und Nordseegebiet hinziehen, von der Südspitze des Ratzberger See's um das Nordende des Schaalsee's über Thuroe, Potrent und Eulenkrug in östlicher Richtung bis beinahe an den Schweriner See, um das Nordende desselben berum zwischen der Lewitz und Erwig, über Benthen, um die Nordspitze des Plauer See's in manigfachen Windungen nach Klostern, von wo ab, wie schon erwähnt, die Warnowkette die Wasserscheide bildet.

Der nordöstliche Absall dieser letzteren dacht sich fast überall schnell zu einer weiten fruchtbaren Geestlandsfläche ab, welche den ganzen nordöstlichen Theil Mecklenburgs und des daran grenzenden Pommerns umfasst.

Diese Ebene wird von mehreren breiten und tiefen Klusthalern, die mehr oder minder die Richtung von Südwest nach Nordost verfolgen, durchschnitten, nämlich durch das Recknitz-, Peenes und Tollensethal; das merkwürdigste ist ohne Zweifel das Peenethal, welches sich bis an den Fuß der Warnowkette bei Klostern erstreckt und, indem der dazu gehörige Malchiner See wohl nur einige Lachter über den Spiegel der Ostsee sich erhebt, gegen 200 Fuß niedriger liegt, als die auf dem Höhenzuge sich vorfindenden, zum Mürzgebiet gehörenden Kettenseen. Da nun diese Thalüfer selbst aber zum Theil bedeutend über den Märischspiegel sich erheben, so erklärt sich, wie sie, vom Thal aus betrachtet, das Aussehen ganz statlicher Höhen gewinnen müssen. Eine bemerkenswerthe Eigenthümlichkeit der Warnowkette bilden ferner die sie begleitenden mächtigen Urgebirgstrümmer, die meistens an den höchsten Stellen ihres Nordostrandes und frischweise in solchen Massen sich

vorfinden, daß die Bodencultur nicht wenig dadurch erschwert und zum Theil ganz gehemmt wird. Solche Geröllablagerungen finden sich hauptsächlich zu Möllenhagen bei Penzlin, zu Marehagen, Sapshagen, Ilensee, Klocksin, dann zu Zehna, Upahl und in der Nähe von Sternberg. Auch in der Eldeseite am Südende des Plauer See's finden sich diese Fremdlinge in ungeheurer Zahl.

Ganz eigenartlich sind diesem Landstrich nun die schon erwähnten Kreidelager, welche die großen Seen Müritz, Kölpin, Fleesen, Plauer See &c. umgeben. Schon in den Kalkgruben zu Roggentin an der Ostseite der Müritz tritt die Kreide auf, findet sich wieder an ihrer Ostseite zu Gottbun und in ausgezeichneter Weise zu Poppentin, Wendhof, Lebbin, Göhren, auf welchen letzgenannten Felsmarken fast alle runden über das allgemeine Niveau sich erhebenden Hügel aus Kreide bestehen. Am reinsten und von blinder Weiß habe ich sie in dem nach Wendhof gehörigen Kalkbruche gesehen; sie ist hier regelmässig und unter einem geringen Neigungswinkel durch die sie in zusammenhängenden Lagen von etwa 8 Zoll Dicke durchgehenden Feuersteine in circa 3 Fuß mächtige Bänke geschiebt; außer den Feuersteinen enthält sie als fremde Beimengung noch kleine Rieren von Eisenocker. An Versteinerungen fanden sich bei einer nur kurzen Untersuchung mehrere Echiniden, namentlich Micraster testudinarium und Ananchites ovalis, so wie unregelmässig angehäufte in Kalkspath verwandelte organische Massen. Die Erhebung über die niederliegenden Seen ^{*)} mag 150 bis 200 Fuß betragen, die Meereshöhe mithin 350 bis 400 Fuß. In technischer Beziehung würde sich das Kreidelager zu Wendhof wegen der Reinheit seiner Kreide sehr gut zur Anlegung einer Fabrik von Schlemmkreide eignen. Die Kreidelager zu Lebbin und Poppentin werden sich wegen ihres aufcheinenden Thongehalts besser zum Kalkbrennen benutzen lassen, wozu sie auch alle dienen.

An der Nordseite des Fleesensee's zu Rossentin, dem Kaltwasser von Göhren gegenüber, tritt die Kreide wieder mächtig hervor; sie ist hier jedoch theils mit Thon, theils mit Hornsteinen, theils auch mit eingelagertem Diluvialsand verunreinigt. Zum Kalkbrennen sucht man die milde, möglichst thonfreie Kreide auf, weil sich diese nach dem Brennen rasch löst und gut verarbeiten lässt, bekanntlich aber keinen so guten Mörtel liefert, als der mit einem gewissen Thongehalt verbundene kohleinsaure Kalk. Ein solcher ist nun aber gerade zu Rossentin

^{*)} Diese Seen werfen auch viel Bernstein und Titanitensand aus.

vorhanden und habe ich zufällig die Entdeckung gemacht, daß der härteste Wassermörtel sich aus demjenigen Kalk bereiten läßt, der von dem Kalkbrenner als nicht abzusezen bei Seite geworfen war.

Kreide soll sich auch bei Jürgendorf am Plauer See finden, wie sie denn auch fast rings um den Kratower See in Lagern von geringer Mächtigkeit auftritt. Ob hier ein ansteckendes Kreideschloß vorhanden, (vielleicht beim Dörfe Serrahn), müssen spätere Nachforschungen entscheiden. Kreideversteinerungen, besonders Echiniten und Gryphiten finden sich auf den Feldern bei Serrahn in großer Menge. Das Kreidegebirge tritt mehr nordöstlich wieder zu Tage zu Märybagen, Klocksin und Molzow und erscheint in dieser Richtung ferner bei Basadow und Malchin. Das Vorkommen der Kreide zu Malchin, wo sie nur in geringer Flächenausdehnung zu Tage tritt, ist mit sehr rätselhaften Erscheinungen verbunden. Rings um das Kalkgebilde, welches mit vielen zerbrochenen organischen Resten vermischt, aber durchaus rein von Urgebirgstrümtern ist, steht ein höchst feiner glimmerhaltiger Sand an, welcher auch ganz in der Nähe des Kalks zu Molzow sich findet; dieser Sand ist durchzogen mit zolldicken Schichten schwärzlichen Glimmers, der hier in Mecklenburg sich immer in der Nähe der Braunkohlen findet und unter der Kreide, die nur 30 Fuß mächtig ist, findet sich ein schwärzlicher Thon mit Sand und Granitgeschrieben, dann aber grünlicher und gelber Riessand.

Die organischen Einschlüsse sind vom Herrn Schuldirector Klöden in Berlin für die untere Schale der Terebratula carnea erkannt worden. In der Nähe der Kalkgrube auf dem Ackerfelde habe ich eine große Menge von Versteinerungen gefunden, die gleichfalls von jenem bestimmt sind. Hauptsächlich finden sich eine Varietät der Gryphaea columba, dann Terebratula carnea und Belemnites minimus, so wie einige Cremylare der Serpula convoluta, weswegen Klöden, so wie aus dem Vorkommen eines Geschriebes von Portlaustone das Vorhandensein der jüngeren Jurafächen hier vermutet, wenn dies nicht etwa bloß vereinzelte Geschiebe sein sollten, was wohl wahrscheinlich sein möchte.

In der Nähe des zuletzt gedachten Kreidelagers und zwar an der nördlichen Seite des Pleenerhals fand ich einen sehr fetten Letten, der mit Gypsstylen ganz durchzogen war, bis zur Tiefe von 24 Fuß, darunter blauen, sehr fetten Thon, in welchen sich der Gyps verliert bis zur Tiefe von weiteren 16 Fuß, darauf schwärzlichen sandigen

Then und thonigen Sand mit Granitgeschiebe 20 Fuß. In der Tiefe von 60 Fuß verhinderte ein unten liegender Stein das Weiterbohren.

Zu dem vorstehend gedachten mittleren Theil von Mecklenburg gehört auch die Gegend von Sternberg, bekannt durch die in dorriger Gegend unter dem Namen Sternberger Kuchen vorkommenden Versteinerungen. Die eigentliche Lagerstätte dieser letzteren glaube ich am Wege von Sternberg nach Brüel gefunden zu haben; hier kommen sie nämlich in der Gestalt eines schiefen Thon- und Sandsteins mit vielem Eisenroster, auch Urgebirgsrümern umgeben, in schiefen Lagen vor. In der Nähe, zu Süßen ohnweit Brüel, geht eine Salzquelle, die viel Eisenroster absetzt, zu Tage aus. Die Quelle wird jetzt nicht benutzt, hat aber früher zur Speisung einer Saline gedient. In geringer südwestlicher Entfernung von dieser Quelle befindet sich ein kleiner runder See, der sich ganz als ehemaliger Erdfall charakterisiert, welche Entstehungsweise durch den neuerdings stattgehabten Nachsturz eines bedeutenden Theiles des Südwestufers, welches zum Behuf des Straßenbaues abgetragen werden sollte, bestätigt wird. Durch die Chaussee ist ein bedeutendes Profil blosgelegt, welches aus denselben blauen, mageren Then besteht, welcher zu Süß in der Tiefe sich zeigt. Aus einer ähnlichen Erscheinung zu Propst Jesar hat Brückner auf ein in der Nähe befindliches Gyps-lager geschlossen; sollte etwa in der Nähe von Süßen Gyps anstehend gefunden werden? Die nahe Salzquelle würde diese Vermuthung nur bestätigen.

Von Sternberg und Brüel aus in nordöstlicher Richtung trifft man zu Neulichten abermals auf ein Sohlenfeld. Die Gegend bildet einen Kessel zwischen der Barnow- und der Seekette und mag nicht über 50 Fuß über der Ostsee liegen. Das Terrain, welches die hier üppig wachsenden Salzpflanzen einnehmen, ist ziemlich bedeutend. Ob diese Quelle jemals technisch nutzbar gewesen, ist mir nicht bekannt geworden, aber auch nicht sehr wahrscheinlich.

Von Neulichten gerade nördlich trifft man links bei Doberan zu Brobbagen am Fuße der Seekette auf ein Kreidegebilde von bedeutender Mächtigkeit, welches mit Then und Granitgeschieben sehr verunreinigt ist; als einzelne Einschlüsse finden sich verhärtete Kreidemassen mit Versteinerungen und Feuersteinen. Im Brüche hat diese Masse ein schwärzlich graues Aussehen und scheint zum Kalkbrennen nicht sehr geeignet; dennoch wird ein sehr gesuchter und durch hydraulische Eigenschaften sich anscheinender Mörtel daraus gemacht, als Beweis, wie

viel Thonzusatz der reine kohlenfaure Kalk zum Wassermörtel bedarf und verträgt.

Wenden wir uns von hier östlich, so treffen wir auf Sülz im Rednighal, welches von hier bis zur See weniger als 10 Fuß Gefäll hat. Hier befindet sich die einzige, jetzt im Lande vorhandene Saline.

Von Blücher hat die Analyse unserer Soole geliefert, aber die irriate Bedeutung aufgestellt, daß dieselbe in der Braunkohlenformation aufstrete; eben so ist das von ihm neuerdings angeführte Vorkommen eines Braunkohlenlagers zwischen Neukalen und Gnoien nichts weiter, als ein in 135 bis 150 Fuß Tiefe beim Brunnengraben gefundener grauer Sand mit Braunkohlentrümmerchen von unbedeutender Quantität. Solche Kohlenbruchstücke finden sich auch hier allerdings beim Brunnenabschluß, so wie Bernsteinstückchen, indeßen kommt unter der feinen Trichteranlage, welche die Lagerstätte jener Fragmente ist, eine Kieselschicht vor, die alle möglichen Ur- und sonstige Gebirgstrümmer führt und sich ganz als aufgeschwemmtes Land charakterisiert. Die Braunkohlenstückchen habe ich übrigens in der Nähe von Sooquellen in geringer Tiefe sowohl bei Boizenburg, als zu Sülz, mithin in einer Entfernung von mehr denn 20 Meilen gefunden, über deren Zusammenhang ich jedoch keine Vermuthung aufzustellen wage.

Unsere 5-procentige Soole quillt im Thal der Necknitz, welches hier beinahe eine halbe Meile breit ist und dessen östliches Ufer bereits Pommern angehört, in einer Längsstreckung von einer halben Meile überall zu Tage aus. Nachdem die Röhren eingesenkt, wie es hier geschieht, so trifft man

Dorf..... 15 Fuß

Trichter, der zuletzt in groben Kies übergeht. 55 "

so daß die Brunnenröhren 70 Fuß

tief reichen.

Um die eingesenften und seitlich angebohrten Röhren werden große Cylinder von 5—15 Fuß Weite angebracht und hierin die Soole aufgefangen und mittels Pumpen gehoben; durch ihren natürlichen Druck steigt die Soole über den mittleren Rand der Necknitz.

Seit längerer Zeit ist man hier bemüht gewesen, in die Tiefe zu dringen und hat bis jetzt 267 Fuß erreicht. Es sind abwechselnd Sand, Gerölle und Thonschichten angelassen.

Beinahe südlich, eine Meile von hier entfernt, zu Samow, tritt wiederum die Kreide in der Ebene auf, die zwar sehr mit Thon und

Hornstein verunreinigt ist, aus welcher jedoch guter Kalk gebrannt wird.

Im Nachbarlande Pommern, etwa 3 Meilen von Sülz entfernt, finden sich im Trebelthal bei den Städten Franzburg und Richtenberg Soolquellen, die den hiesigen ähneln, aber nicht benutzt werden. Eine Meile südlich von jenen Orten zu Duitzin bei Grimmen tritt im ebenen flachen Lande Kreide zu Tage, die besonders viele Belemniten und Gryphiten führt.

Überblicken wir nun schließlich noch einmal das durchforschte Gebiet, so finden wir, daß das Vorkommen der Braunkohle und Alluvialerde sich auf den Südwesten des Landes beschränkt und in einer Richtung auftritt, welche der allgemeinen Lage der Höhenzüge conform ist; dasselbe scheint mit den Urgebirgstrümern im Ganzen betrachtet der Fall zu sein; auch die Kreide scheint sich dem allgemeinen Zuge von Südost nach Nordwest anzuschließen, weicht jedoch schon mehr nach Norden ab und will sich das Kreidelager zu Samow nicht in diese Richtung fügen. Ganz anders ist dies jedoch mit den Soolquellen, die so ziemlich in einer Richtung von Südwest nach Nordost, vom Ufer der Elbe in der Richtung nach Rügen zu sich hinziehen. In dieser Richtung folgen nämlich auf einander: 1) Die Quellen an der Elbe, a) zu Cenow, b) zu Timlenberge und Soltow *) 2) zu Sülten **) bei Sternberg, 3) zu Neulichsen bei Schwaan, 4) zu Sülz an der Recknitz, 5) zu Franzburg und Richtenberg in Pommern, 6) zu Greifswalde.

Aus dieser Kreuzung der Soolquellen mit den Höhenzügen dürfte, ohne unbegründete Hypothesen aufstellen zu wollen, zunächst wohl ihre Unabhängigkeit von der Richtung der Hügelketten zu folgern sein; will man aber eine der Kreideformation eigenhümliche Gyps- und Steinsalzbildung annehmen, so würde die Verbindung zwischen der Insel Rügen und Lüneburg auffallend durch die in dieser Richtung vorkommenden Salzquellen, so wie durch die Kreidelager zu Duitzin in Pommern und Samow bei Gnoien in Mecklenburg bezeichnet sein.

*) Diese beiden Quellen zeigen bei ihrem Austritt zu Tage keinen Odor ab; die übrigen mecklenburgischen Salzquellen, so wie die zu Franzburg und Richtenberg aber in bedeutender Menge; von Greifswald ist mir diese Beziehung nicht bekannt.

**) Zu Sülten im Amt Stavenhagen gibt es keine Salzquellen.

Das neue großherzogliche Residenzschloß zu Schwerin.

Die Hauptstadt eines Landes ist zugleich die natürliche Residenz des Landesfürsten und es ist eins der größten Verdienste Paul Friedrichs, daß er dies erkennend, alsbald nach seinem Regierungsantritt das Hoflager wieder nach Schwerin verlegte. Seitdem wird daselbst gebauet ohn' Unterlaß, damit Schwerin inmitten seiner schönen Umgebungen auch eine schöne Stadt werde.

Paul Friedrich aber baute mehr in's Weite und wollte Schwerin zu einer großen Stadt machen. Den Grund hierzu hat er noch gelegt, indem er die Vorstadt mit zur Stadt zog und die Paulstadt gründete. Sein Nachfolger Friedrich Franz II., wirkte für den Plan des Vaters besonders durch die im Werk befindlichen Eisenbahnen, wodurch Schwerin auf dem nächsten Wege mit Hamburg, Berlin und mit den drei größten Städten des Landes, Rostock, Wismar und Güstrow, in Verbindung gesetzt werden wird. Daneben sind auch unter dem jetzt regierenden Großherzoge mehrere große Bauten zu Ende geführt, andere bevorstehend. Sein Lieblingsbau scheint aber das Schweriner Schloß, denn schon einige Wochen nach seinem Regierungsantritt sprach er den Entschluß aus, das alte Schloß zu restauriren, die ganz verfallenen Theile und die jüngsten Anbaue von Fachwerk abbrechen und dafür einen neuen Bau in Einem Styl aufführen zu lassen.

Dieser Bau erscheint in jeder Beziehung gerechtsam. Das alte Schloß war teilweise sehr baufällig, daneben durch die Fachwerkbauten verunziert und bildete überdies kein architeconisches Ganze, da die Restaurirung desselben, mit welcher Herzog Johann Albrecht I. den Aufang mache, in Folge des dreißigjährigen Krieges unausgeführt blieb. Auch die Pietät kann nichts gegen diesen Schloßbau haben, denn mit dem Alter des alten Schlosses ist es gar nicht so weit her. So ist es mit der Grafenburg, von der wohl die Poeten sprechen, nichts, denn es stammt kein Theil des Schlosses aus der Zeit der alten

Grafen von Schwerin, vielmehr schreibt sich dasselbe wesentlich aus dem 16ten Jahrhundert her und aus dem Mittelalter findet sich überhaupt im ganzen Complex des Schlosses nur ein werthloser Rest, das alte Back- und Brauhaus.

Der Hauptgrund für den Neubau ist jedoch der Mangel eines angemessenen Fürstensitzes in der Hauptstadt des Landes. Die Stelle eines solchen wird aber immer die Schlossinsel sein müssen, einmal wegen der an dieselben gehörten historischen Erinnerungen und dann, weil diese kleine Insel des Schweriner See's mitten in einer der reizendsten Gegenden Norddeutschlands liegt.

Was nun die Geschichte des jetzigen Schlossbaues betrifft, so erwähnen wir schon den desfallsigen Entschluß des Großherzogs. Die ersten auf denselben basirten Verschläge, Risse und Pläne ließerte der Hofbaurath Demmler zu Schwerin schon im Monat Juni 1842 fertig ab und es wurden von ihnen später die Grundrisse bis auf geringe Veränderungen beibehalten und nur die Fassaden mehrfachen Modificationen unterworfen. Zene ersten Fassaden waren nämlich im sogenannten englischen Castile-Styl entworfen, die dann abgeänderten und vorgelegten Fassaden, bei denen jedoch die Grundrisse immer normirten blieben, aber ganz dem Baustil des alten Schlosses, so wie derselbe im Kirchenflügel sich darstellt, angepaßt.

Im October 1843 ward auch der Professor Semper aus Dresden nach Schwerin berufen, welcher ebenfalls einen Bauplan aufstellte, der aber für die Ausführung nicht geeignet befunden ward. Der Styl der von ihm entworfenen Fassaden gehört der italienischen Schule an.

Im Sommer 1844 bereiste darauf der Hofbaurath Demmler England und Frankreich, um die vornehmsten Schlösser dieser Länder, hauptsächlich aber die unter König Franz I. von Frankreich im Styl der besseren Renaissance ausgeführten Bauwerke in Augenschein zu nehmen. Die von dem gedachten kunstvolligen Fünfsten erbaueten Schlösser von Chambord und Blois haben die Motive zu der Architektur gegeben, in welcher gegenwärtig das Schloß ausgeführt wird, jedoch ist die ursprüngliche Grundform, ein unregelmäßiges Fünfseit, beibehalten worden.

Die seewärts gelegenen Flügel des alten Schlosses, das sogenannte lange Haus und der Bau des Herzogs Johann Albrecht von 1560 bis 1563 mit der Schloßkirche, werden zwar ihrer Form und Lage nach beibehalten, erleiden aber verschiedene Restaurirungen und Neu-

bauten und erhalten namentlich einen hohen runden Thurm mit drei davor anzulegenden Terrassen.

Die Abbildung, welche diesem Buche als Kunstbeilage beigegeben wird, zeigt die der Schloßstraße und zwar der aus fünf flachen Bogen erbaueten neuen massiven Brücke gegenüber liegende Fassade. Der Donjon der Schloßstraße gegenüber besteht aus acht gegen die innere Spindel anlaufenden Strebebogen und innerhalb der Spindel führt eine Windeltreppe bis in die höchste Spize.

Das Modell des Schlosses ist übrigens in einem neben dem Bauplatz eigens dazu erbaueten Hause zur Ansicht des Publicums ausgestellt. Das Eintrittsgeld soll den ersten Fond zu einem zweiten grossartigen Bau, zu dem eines Thurms auf dem Schweriner Dom, bilden.

Eine vom Großherzoge ernannte Schlossbaucommission leitet das Ganze. Sie besteht aus: 1) dem Minister von Lülow, 2) dem jetzt für den verstorbenen Hofmarschall von Lebeck eingetretenen Hausmarschall von Bülow, 3) dem Reisemarschall von Sell, 4) dem Hofbaudirektor Demmler. Unter dem letzteren stehen speciell den Bau die Bauconducteure Behnke und Willebrand und außerdem sind noch zur Hülfslieistung die Conditeure Ruge und Wachenhäuser angestellt.

Der Abbruch des alten Schlosses hat bereits angefangen und der Bau des neuen, wie es unser Bild zeigt, wird im nächsten Jahre beginnen. Bis zur gänzlichen Vollendung des Baues dürften noch 8 bis 10 Jahre vergehen. Mögen nun auch einige Stimmen den Styl desselben für unsere Zeit zu altertümlich finden und einen mehr modernen Bau für ansprechender halten, so wird doch auch auf diese das Ganze den Eindruck des Grandiosen und Schönen machen und immer von allen Besuchern zu den Fürstenschlössern ersten Ranges gerechnet werden. Und wenn dann das neue Schloß erst vollendet und mit terrassirten Gartenanlagen umgeben ist, wenn ferner erst das jetzt von der Großherzogin bewohnte Palais dem Paulsdenkmale Platz gemacht, und das künftige Museum fertig ist, so wird dieser Theil Schwerins an Schönheit mit jeder anderen Stadt wetteifern können.

Über die muthmaßlichen Kosten des Schlossbaues haben wir nichts erfahren können; sie werden aber wohl sehr bedeutend sein, denn der Renaissancestyl ist nicht bloß wegen seiner vielen Thürme und Thürmchen, sondern auch wegen der kunstreichen Pracht seiner Zimmerverzierungen überaus kostspielig. Einstweilen ist ein Theil der von der großherzogl. Relutionscasse vom 13. Januar 1844 ausgeschriebenen

Anleihe von 700,000 Rthlr. zu den »Kosten der, den jegigen Verhältnissen angemessenen, baulichen Einrichtung des Schlosses« bestimmt und wahrscheinlicher Weise wird man auch im Verlauf des Baues die Landstände nicht um eine desfallsige Beihilfe angeben. Nach dem Edictie wegen des Creditiwesens des herzoglichen Hauses, d. d. 11. Mai 1805 ist übrigens jene Anleihe, so weit sie den Schloßbau betrifft, vollkommen durch das angeführte Edict selbst gerechtfertigt, da es sich bei derselben um die »Wiedererbauung unentbehrlicher Residenzschlösser« handelt.

Verzeichniß der Jahrmarkte.

Anklam. ①) 19. Febr.; ②) 8. Juni; ③) 22. Octbr., sämtlich Kram-, Vieh- und Pferdemärkte.

Barth, Kreis Gransburg. a) Vieh- und Pferdemärkte: 3. Febr., 6. Juli, 2. Nov. b) Krammarkt. — **Belitz**, 4. Nov. — **Bernitt**, 17. Nov. — **Besitz**, im Amte Boizenburg. ①) 1. Juli; ②) 8. Octbr., beide Kram- u. Viehmarkte. — **Blockede**. ①) 25. März; ②) 25. Juli; ③) 23. Sept.; ④) 25. Nov. — **Boizenburg**: a) Krammarkt. ①) 11. März; ②) 27. Mai; ③) 28. Octbr. b) bis Ende des Jahres 1818 abgabefreie Vieh- u. Pferdemärkte: ①) 25. März; ②) 10. Juni; ③) 9. Octbr. — **Neu-Brandenburg**, ①) 4. März; ②) 8. Juli; ③) 21. Octbr. Tags vorher allemal Vieh- u. Pferdemarkt; ④) Wollmarkt 15.—20. Juni. — **Braunschweig**. ①) Messe: 2. Febr.; ②) Messe: 10. Aug.; ③) Jahrmarkt; 18. Dec. ④) Wollmarkt: 1.—4. Juli. — **Brüel** ①) 19. März; ②) 9. Juli; ③) 9. Octbr., sämtlich Kram-, Vieh- und Pferdemärkte. — **Büchen**. ①) 31. März; ②) Kram-, Vieh- u. Pferdemarkt; 13. Octbr. — **Neu-Buckow**. ①) Kram-, Vieh- u. Pferdemarkt 2. April; ②) 30. Juni; ③) Kram-, Vieh- u. Pferdemarkt; 20. Octbr. — **Bützow**. ①) 26. März; ②) 7. Juli; ③) 27. Octbr. —

Crivitz. ①) 26. März; ②) 7. Juli; ③) 27. Octbr.

Dahlenburg im Hannöverschen. 10. Aug. — **Dammgarten**. ①) 6. März Kram-, Vieh- u. Pferdemarkt; ②) 3. Dec. Kram- u. Viehmarkt. — **Dargun**. ①) 17. Juni; ②) 21. Octbr. Seedesmal Tags vorher Vieh- u. Pferdemarkt. — **Dassow**. 10. Nov. — **Demmin**. ①) 18. März; ②) 1. Juli; ③) 2. Sept.; ④) 28. Octbr. Seedesmal Tags vorher Vieh- u. Pferdemarkt, aber $\frac{1}{2}$ Tage. — **Doberan**. Kram- u. Viehmarkt: 23. Sept. — **Dobbertin**. 24. April. — **Döbberson**. 1. Juli. — **Dömitz**. ①) 1. April; ②) 18. Juni; ③) 26. Aug.; ④) 15. Octbr. Sämtlich zugleich Vieh- u. Pferdemärkte.

Eldena bei Dömitz. ①) 26. März; ②) 25. Juni; ③) 8. Octbr. — **Eixen** bei Triksees. 8. April. — **Grossen-Eixen**. 21. Juni. — **Mühlen-Eixen**. 23. April. —

Feldberg. ①) 10. Juni; ②) 4. Nov. — **Frankfurt am Main**. ①) 14. April; ②) 8. Sep. — **Frankfurt an der Oder**. Messe: 2. März, 6. Juli, 9. Nov. — **Franzburg**. ①) 1. April; ②) 9. Juli; ③) 26. Nov. Kram-, Vieh- u. Pferdemärkte. — **Friedland** ①) 27. März; ②) 3. Juli; am Tage vorher Vieh- u. Pferdemarkt; ③) Vieh- u. Pferdemarkt 21. Aug.; ④) 26. Oct. Vieh- u. Pferdemarkt. 27. Oct. Krammarkt — **Fürstenberg**. ①) 12. Juni; ②) 6. Nov. Seedesmal Tags vorher Viehmarkt.

Gadebusch. ① 5. Febr.; ② 9. Juli; ③ 8. Oct. — **Gnoien.** ① 2. April; ② 25. Juni; ③ 14. Oct. Tags vorher Viehmarkt. — **Goldberg.** ① 10. März; ② 23. Juni; ③ 17. Nov. Sämtlich Kram-, Vieh- u. Pferdemarkte. — **Grabow.** ① 26. Febr.; ② 19. Juni; ③ 2. Oct.; ④ 13. Nov. Tags vorher jedesmal Viehmarkt. ⑤ Buttermärkte; deren Lage vom dänsigen Magistrat jedesmal vorher öffentlich bekannt gemacht werden. — **Grevismühlen.** ① 26. März; ② 16. Juli; ③ 20. Oct. — **Grossen-Gievitz.** 23. Juli. — **Grubenhagen.** ① 18. März; ② 17. Juni; ③ 12. Nov. — **Güstrow.** ① Umschlag 17. Febr. bis 3. März; 27. Febr. Vieh- u. Pferdemarkt; ② 6. Mai; ③ 15. Juli; ④ 9. Sep. Die unter 2, 3 und 4 aufgezählten sind Kram-, Vieh u. Pferdemarkte. ⑤ Vieh- u. Pferdemarkt; 30. Oct.; ⑥ Wollmarkt: 26., 27. u. 29. Juni. —

Hagenow. ① 18. Febr. Kram-, Vieh- u. Pferdemarkt; ② 13. Mai; ③ 15. Juli; ④ 14. Oct. —

Jördensdorf. ① 3. April; ② 30. Juni.

Neu-Kalden. ① 16. April; ② 15. Juli; ③ 20. Oct. Allermal Tags vorher Viehmarkt. **Kiel.** ① 6. Jan. Umschlag; ② 1. März; ③ 1. Juli; ④ 6. Oct. — **Kirchdorf** auf Pöl. 16. Sept. — **Klütz.** 1. Oct. — **Krakow.** ① 22. April; ② 8. Juli; ③ 18. Nov. Jedesmal Kram- u. Viehmarkt. — **Kröpelin.** ① 1. April; ② 2. Sept.; ③ 2. Dec. Jedesmal Kram- u. Viehmarkt.

Laage. ① 31. März; ② 24. Juni. Beide Kram- u. Viehmärkte; ③ 21. Oct. Tags vorher Vieh- u. Pferdemarkt. — **Lauenburg.** ① 16. April; ② 28. Juli; ③ Viehmarkt: 29. Oct. — **Lehsen,** im Amt Wittenburg. 7. Juli. — **Leipzig.** ① Neujahrsmesse, 27. Dec. 1845; ② Ostermesse, 6. April; ③ Michaelismesse, 28. Sept. ④ Wollmarkt 13. Juni. — **Lenzen.** ① 3. März; ② 23. Juni; ③ 18. Aug.; ④ 20. Oct. Jedesmal Tags vorher Vieh- u. Pferdemarkt. — **Loitz.** ① 9. März Viehmarkt. ② 8. Juni Vieh- u. Pferdemarkt; ③ 7. Oct. Viehmarkt; ④ 12. Oct.; ⑤ 30. Nov. Weim. I., 2. u. 3. Markt jedesmal Tags darauf Krammarkt. — **Lübeck.** Viehmarkt: zwischen Michaelis u. Weihnachten; ② Krammarkt: 2 Tage vor Weihnacht, 2 Tage vor Neujahr, 2 Tage vor heiligen 3 Könige; ③ Wollm.: 20—22. Juni. — **Lübtheen.** ① 16. April; ② 11. Juni; ③ 27. Aug.; ④ 1. Dec. — **Lübz.** ① 26. März; ② 1. Juli; ③ 22. Oct. — **Ludwigslust.** a) Jahrmarkte: ① 6. Mai; ② 9. Sept. b) Abgabenfreie Fettviehmärkte: ① 19. Febr.; ② 11. Juni; ③ 27. Aug. c) Abgabenfreie Fettviehmärkte: ① 6. Mai; ② 29. Oct. — **Lüneburg.** Messen: ① 23. März; ② 15. Sept. Jahrmarkte: ① 4. Mai; ② 30. Sept.

Malchin. ① 25. Febr.; ② 29. April; ③ 1. Juli; ④ 7. Oct. Jedesmal Tags vorher Viehmarkt. — **Malchow.** ① 24. Febr., Tags vorher

Biehmarkt. ②) 15. Oct., Kram- u. Biehmarkt. — *Kloster Malchow*. ①) 22. April; ②) 30. Juni. — *Marlow*. ①) 30. Juni: Kram- u. Biehmarkt; ②) 29. Oct. Beide Märkte dauern ½ Tage. — *Meienburg*. ①) 11. März; ②) 20. Juni; ③) 30. Sept. ④) 12. Dec. Jedesmal Tags vorher Biehmarkt. — *Mirow*. ①) 2. April; ②) 25. Juni; ③) 23. Oct., Tags vorher jedesmal Biehmarkt. — *Mölln*. 12. Nov.

Neuhaus. ①) 27. Jan.; ②) 7. April; ③) 27. Oct.; ④) 15. Dec. — *Neukloster*. ①) 18. Juni; ②) Donnerstag nach Gallen, 22. Oct. — *Neuenkirchen bei Bülow*. 24. April. — *Neustadt*. ①) 24. März; ②) 18. Juni; ③) 3. Nov. Sämtlich Kram-, Bieh- u. Pferdemarkte.

Parchim, Altstadt: ①) 12. Mai; ②) 24. Sept. Tags vorher Biehmarkt; *Neustadt*: ①) 30. März; ②) 14. Juli; Tags vorher Biehmarkt; ③) Dienstag vor Martini, 10. Nov. — *Pasewalk*. ①) 5. März; ②) 9. Juni; ③) 22. Oct. Tags vorher jedesmal Bieh- u. Pferdemarkt. — *Penzlin*. ①) 27. Febr.; ②) 3. Juli.; ③) 16. Oct.; Tags vorher jedesmal Bieh- u. Pferdemarkt. — *Perleberg*. ①) 2. März, Krammärkte; ②) 17. März; ③) 30. Juni; ④) 27. Oct., Tags vorher Biehmarkt beim 2., 3. und 4. Markt. — *Picher*. ①) 18. März; ②) 27. Mai; ③) 3. Sept.; ④) 28. Dec. — *Plau*. ①) 12. März; ②) 5. Mai; ③) 7. Juli; ④) 27. Oct. Tags vorher jedesmal Biehmarkt. — *Prenzlau*. ①) 23. Febr.; ②) 25. Juni; ③) 19. Oct., Freitag vorher Biehmarkt; ④) 30. Nov. — *Pritzier*. 11. Nov.

Ratzeburg. ①) 16. März, Krammarkt; ②) 20. Juli., Krammarkt; ③) 28. Oct., Bieh- u. Pferdemarkt. — *Rehna*. ①) 12. März, Kram- u. Biehm; ②) 11. Juni, Kram- u. Biehmarkt; ③) 29. Oct.; ④) 17. Dec. — *Ribnitz*. ①) 18. März, Biehmarkt; ②) 15. Juli; ③) Kram- u. Tags vorher Biehmarkt, 21. Oct. — *Richtenberg*. ①) 4. März, Kram- u. Biehmarkt; ②) 16. Juli dergleichen; ③) 16. Oct. Bieh- u. Pferdemarkt; ④) 20. Oct. Krammarkt. — *Röbel*. ①) 24. März; ②) 16. Juni; ③) 15. Sept.; ④) 3. Nov. Allfällig Tags vorher Bieh- u. Pferdemarkt. — *Rostock*. ①) Bieh- u. Pferdemarkt, 2. März; ②) Pfingst- u. Trinitatishoche, 1—13. Juni, Bieh- u. Pferdemarkt, 8. Juni; ③) Bieh- u. Pferdemarkt, 28. Sept. — *Rüest*, im Klosteramt Dobbertin, 15. Sept. — *Rühn*. 4. Juni.

Satow, Amts Lüb. Bieh- u. Krammarkt, 15. Dec. — *Schönberg*, im Fürstenthume Rügenburg. ①) 10. März; ②) 6. Oct., jederzeit Kram- u. Biehmarkt. — *Schwaan*. ①) 17. März; ②) 9. Juli; ③) 15. Oct. — *Schwerin*, Altstadt: ①) 2. April; ②) am Vitustage, 16. Juni; ③) 17. Sept., sämtlich Kram- u. Biehmärkte. *Neustadt*: ①) 29. April; ②) 22. Oct., beides Bieh- u. Krammärkte. — *Serrahn*. 6. Nov. — *Stapel*. ①) 17. Mai; ②) 6. Sept.; ③) 11. Oct. — *Stargard*. ①) 19. März; ②) 12. Mai; ③) 22. Sept.; ④) 18. Dec. Allfällig ist Tags vorher Biehmarkt. — *Staven-*

hagen. ① 25. März; ② 21. Juli; ③ 9. Oct. Tags vorher Biehm. — **Sternberg.** ① 31. März; ② 17. Juni; ③ 16. Oct. In denselben Tagen zugleich jedesmal Biehmarkt. — **Stralsund.** ① 20. Jan. Bieh. u. Pferdemarkt; ② 9. Juni. Wollmarkt dauert 2 Tage; ③ 22. Juni Krammarkt, dauert 5 Tage; ④ 23. Oct. Biehmarkt; ⑤ 7. Dec. Krammarkt, dauert 9 Tage. — **6.** 8. Dec. Schuhmarkt — **Alt-Strelitz.** ① 29. Jan.; ② 19 Mai. Kram. u. Tags vorher Bieh. u. Pferdemarkt; ③ 14. Oct. Tags vorher Biehmarkt; ④ 1. Sept. Bieh. u. Pferdemarkt. — **Neu-Strelitz.** ① 31. März; ② 14. Juli; ③ 15. Oct. Tags vorher jederzeit Biehmarkt. — **Sülz.** ① 18. März; ② 15. Juli; ③ 28. Oct. Kram. Bieh. u. Pferdemarkt.

Tessin. 1) 24. März; 2) 27. Oct., Tags vorher jedesmal Viehm.—
Teterow 1) 11. März; 2) 17. Juli, Kram-, Vieh u. Pferdemarkt; 3) 4. Nov., Kram-, Tags vorher Vieh- u. Pferdemarkt.—**Treptow**, an der Tollense, 3 Krammärkte: 2 Tage, 26. Febr., 18. Juni u. 15. Oct. Viehmärkte: 13. Febr., 2. April, 17. Juni, auch Wollmarkt; 27. Aug., 27. Oct. Außerdem noch 1 Wollmarkt, 7. Oct.—**Triebsees**, Krammärkte: 19. März, 20. Juli u. 23. Oct., jedesmal während auch Vieh- u. Pferdemarkt

Parchenitz. 7. Juli. — **Vellahn.** 1) 15. April; 2) 17. Juni; 3)
21. Oct. **Kram-, Vieh- u. Pferdemarkt.**

Waren. ① 26. Febr.; ② 18. Juni; ③ 14. Oct.; ④ 17. Dec. Jedesmal Tags vorher Vieh- u. Pferdemarkt. — **Warin.** ① 22. u. 23. April; ② 28. u. 29. Oct. — **Wanzka.** 8. Sept. — **Wesenberg** ① 17. März; ② 18. Juni, Tags vorher Vieh- u. Pferdemarkt; ③ 24. Sept. Kram- u. Viehmarkt; ④ 17. Nov., Tags vorher jedesmal Viehmarkt. — **Wilsnack.** ① 24. Febr.; ② 16. Juni; ③ 3. Nov. Jedesmal Tags vorher Viehmarkt. — **Wismar.** ① 2. März, Vieh- u. Pferdemarkt; ② 25—30. Mai; ③ 15. Oct., Vieh- u. Pferdemarkt. — **Wittenburg.** ① 4. März; ② 22. April; ③ 8. Juli; ④ 6. Nov., Kram- u. 8 Tage vorher, 30. Oct., Vieh- u. Pferdemarkt. Die 3 ersten Märkte sind zugleich Kram-, Vieh- u. Pferdemarkte. — **Wittstock.** ① 3. März; ② 28. April; ③ 24. Sept.; ④ 1. Dec. Jedesmal Tags vorher Viehmarkt. — **Woldegk.** ① 25. Febr.; ② 30. Juni; ③ 6. Oct., Tags vorher jedesmal Viehmarkt. — **Wolgast.** ① 16. März, Vieh- u. Pferdemarkt; ② 21. Sept. Vieh- u. Pferdemarkt; jedesmal Tags darauf Krammarkt. — **Wyk**, auf dem Darß, 7. Oct., Viehmarkt; am 6. Nov. Krammarkt.

Zarrentin. 1) 26. Juni; 2) 23. Oct., Kram-, Vieh- u. Pferdemarkt.

Bei

Hoffmann & Campe in Hamburg.

sind ferner erschienen:

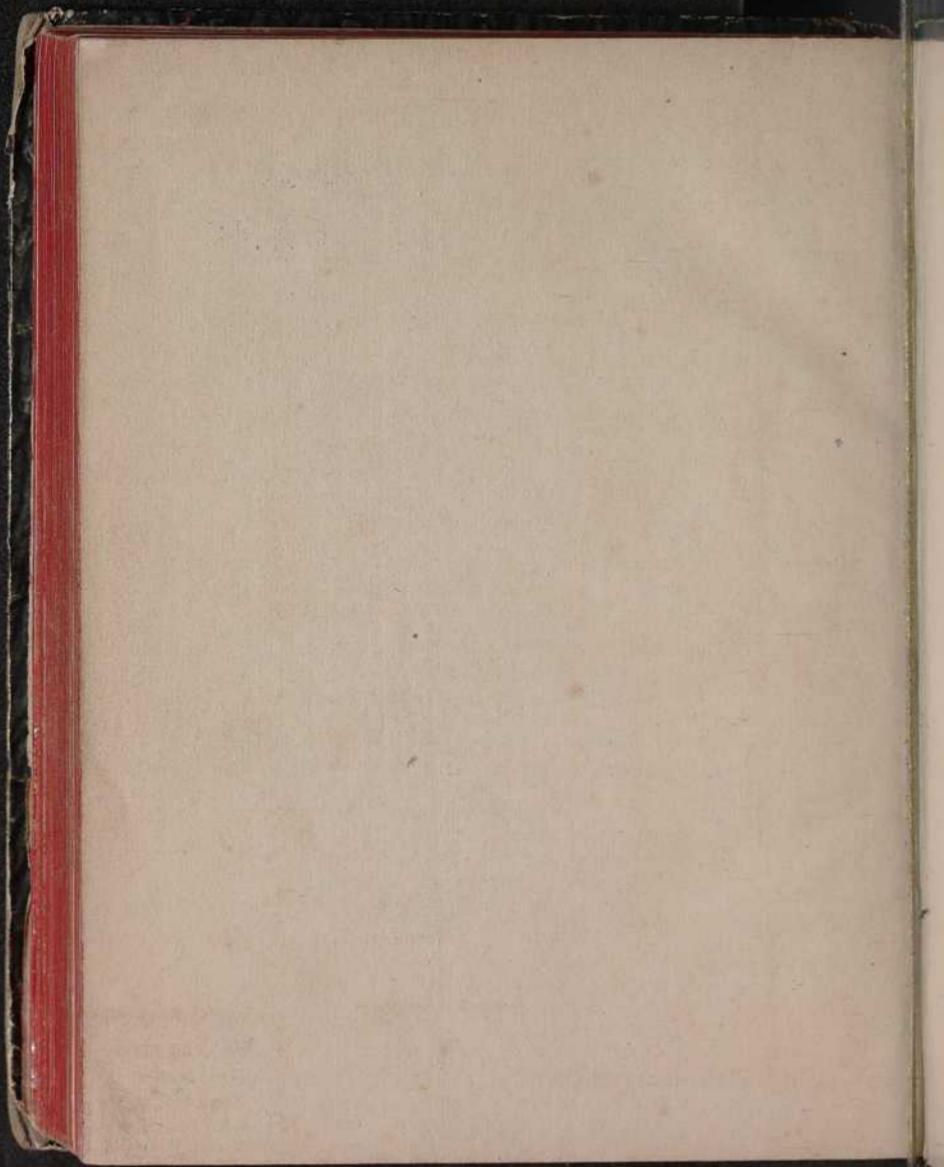
Lüders, W., Mellenburgs eingeborner Adel und seine
Borrechte. Historische Andeutungen zur Aufhellung
streitiger Punkte zwischen adeligen und nichtadeligen
Gutsbesitzern. Zwei Hefte " 2: —
— Mellenburgs Zoll-, Steuer- u. Gewerbe-Verhältnisse " 18

Börne, L., gesammelte Schriften. 8 Theile	" 2: —
Hebbel, Friedrich, Gedichte	" 1: —
— Judith. Tragödie in 5 Akten	" 1: —
— Genoveva. Tragödie in 5 Akten	" 1: —
— Maria Magdalene. Ein bürgerliches Trauerspiel in 3 Akten	" 1: —
Heine, Heinrich, Buch der Lieder. 5te Auflage	" 1: 12
— Neue Gedichte. 2te Auflage	" 1: 12
— Deutschland. Ein Wintermärchen	" 1: —
— Reisebilder. 4 Theile. 2te Auflage	" 7: —
— Salon. 4 Theile	" 6: 16
— Ueber den Denunzianten	" —: 6
— Kohdorf über den Adel	" —: 20
— Ueber Ludwig Börne	" 2: —
— Romantische Schule	" 2: —
— Französische Zustände	" 2: —
Hoffmann von Fallersleben, unpolitische Lieder. 2 Theile. 2te Auflage	" 2: —
— Das Lied der Deutschen. Arrangirt für eine Singstimme mit Beglei- tung des Pianoforte oder der Gitarre	" —: 2
— Das Schillerfest zu Breslau	" —: 2

Jahrbuch der Literatur. Erster Jahrgang. 1839. Mit
H. Heine's Porträt. Cartoniert " 2: —

Immermann, Karl, Memorabilien.	3 Bde.	5: 8
— — — Kaiser Friedrich der Zweite	...	" 1: —
— — — Das Trauerspiel in Tirol	...	" —: 20
— — — Tullfsänthen	...	" —: 20
— — — Die Bekleidungen	...	" —: 20
Lieder eines kosmopolitischen Nachtwächters	...	" 1: —
Maltis, G. A., Polonia.	...	" —: 6
— — — Pfefferkörner. 4 Hefte	...	a Heft " —: 16
Polenlieder. Ein Todtenopfer	...	" —: 6
Raupach, Ernst, dramatische Werke komischer Gattung.	4 Bde.	7: —
— — — ernster Gattung. 1—4r Bd.	...	" 6: —
— — — — 5—12r Bd.	...	" —: —
— — — — A. u. d. Tit.: Die Hohenstaufen. 8 Bde.	...	" 8: —
— — — — 13—16r Bd.	...	" 6: —
Schirges, G., Karl. Ein Roman.	...	" 1: 8
— — — Der Bälgentreter von Eisersrode.	...	" —: —
— — — Niedersächsische Dorfgeschichte	...	" 1: 8
Smidt, H., Hamburger Bilder. Wirklichkeit im romantischen Gewande. 3 Thile.	...	" 3: —
Spaziergänge eines zweiten Wiener Poeten	...	" 1: —
Tschertessenlieder	...	" —: 16
Wienberg, L., Holland in den Jahren 1831 und 1832.	2 Theile	2: 16
— — — Ästhetische Feldzüge	...	" 1: 16
— — — Wanderungen durch den Thierkreis	...	" 1: 12
— — — Tagebuch von Helgoland	...	" 1: 12
— — — Zur neuesten Literatur	...	" —: 20
— — — Geschichtliche Vorträge über altdutsche Sprache und Literatur	...	" —: 20

11 6
12 -
13 22
14 22
15 22
16 22
17 -
18 -
19 -
20 -
21 -
22 -
23 -
24 -
25 -
26 -
27 -
28 -
29 -
30 -
31 -
32 -
33 -
34 -
35 -
36 -
37 -
38 -
39 -
40 -
41 -
42 -
43 -
44 -
45 -
46 -
47 -
48 -
49 -
50 -
51 -
52 -
53 -
54 -
55 -
56 -
57 -
58 -
59 -
60 -
61 -
62 -
63 -
64 -
65 -
66 -
67 -
68 -
69 -
70 -
71 -
72 -
73 -
74 -
75 -
76 -
77 -
78 -
79 -
80 -
81 -
82 -
83 -
84 -
85 -
86 -
87 -
88 -
89 -
90 -
91 -
92 -
93 -
94 -
95 -
96 -
97 -
98 -
99 -
100 -

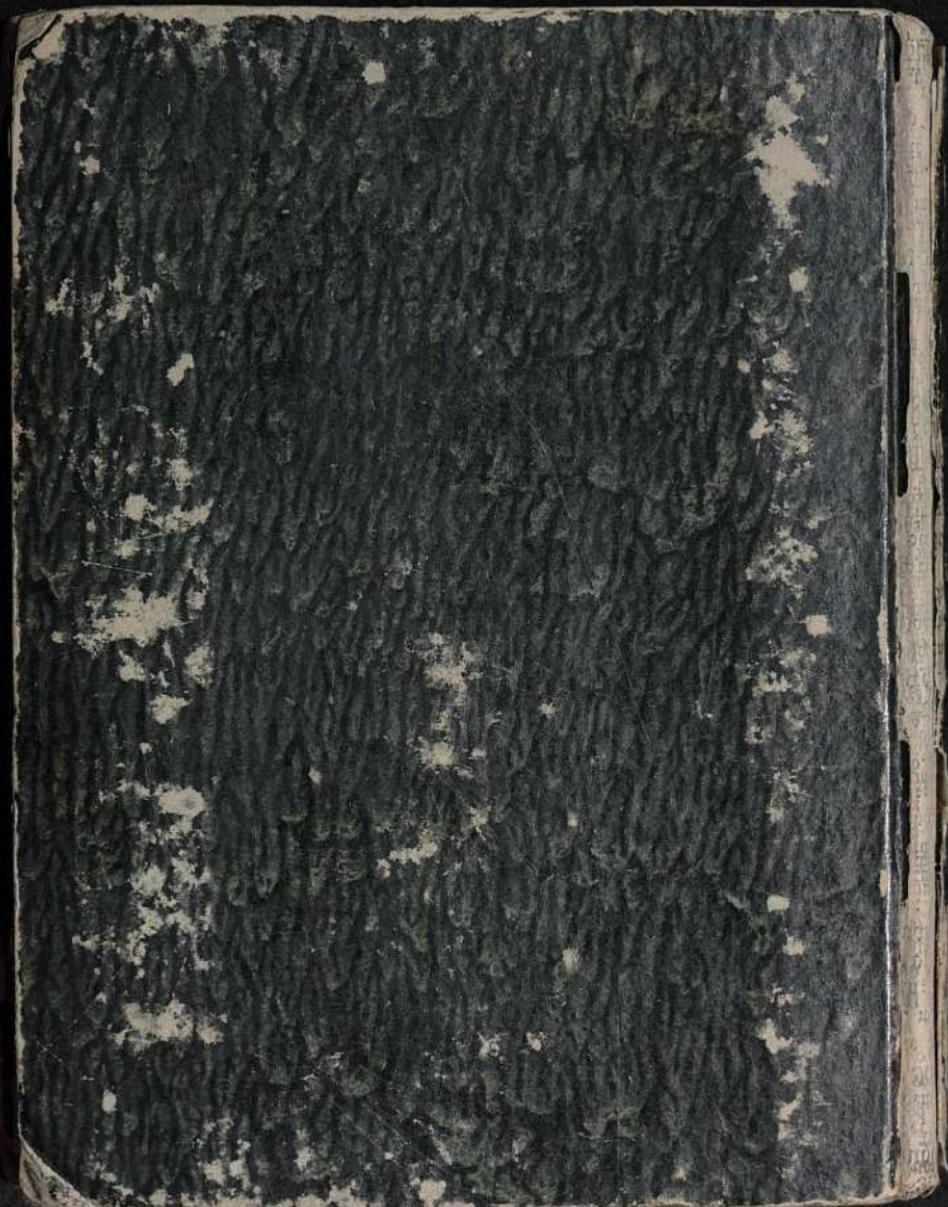


6. Feb. 1958

18. April 1958

29. III. 1958







the scale towards document

Knochen sollen den hiesigen Stadtarmen
den selben unverweht bleiben, sich davon
zu kochen. — —
tomimische Vorstellungen:
ungsgeist in einen Schlesischen Leineweber,
d wie selbiger davon ganz aufgeblasen wird.
undrippenindianerjünglinge sich die Augs-
erhören.

Ein Gespräch zwischen der Seele und ihrem
en erweckten Bauchredner aufgeführt.
gekommene Robbenfänger. Man achte be-
ispiel, wie der Darsteller mit einem Auge
r Stelle blickt, wo ein Seehund emportau-
mit dem andern Auge in den aufgeschla-
catechismus hineinsieht, um sich die große
ren.

em Exercier-Neglement für junge Heiden-
zschlagen in drei Tempos. Die halbe und
lügen. Der fromme Hühnerblick. Senkung

Eine Kinderwindmühle wird hingestellt. So-
cht in die Nähe gehalten wird, fangen die

Der Unterzeichnete.

zum Lobe der Stutzer.
am größten ist im Kleinen, und das Mikros-
von Wundern ausschließt; also ist auch der
Leinigkeiten. Da ist nirgends blinder Zufall,
und Plan geordnet: Locken, Vatermörder,